Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Hell und Dunkel.

Neue Novellen

von

Elise Polko.

Köln & Leipzig.
Druck und Verlag von Albert Ahn.
1895.

Ihrer warmherzigen jungen Freundin

Frau Else von der Marwitz

geborenen Ravené

in Frankfurt a. M.

gewidmet

von

Elise Polko.

Inhalt.

Kurzes Glück.

„Sing mit mir, Du holdes Mädchen,
Lege Deine Hand in meine,
Fern sind ja die bösen Leute,
Die Dich mir nicht gönnen wollen!“
Lettisches Volkslied.

Ein lieber, längst Verstorbener, der zu dem russischen Kaiserhofe unter Nikolaus I. in sehr naher Beziehung stand, erzählte mir, dem aufhorchenden Kinde, gar oft von der leidenschaftlichen Musikliebe des Kaisers und den traulichen Musikabenden in den Gemächern der kränklichen Kaiserin, Preußens weißer Rose. Dort allein vergaß der hohe Herr damals alle seine schweren Sorgen — in solchen Stunden glättete sich seine Stirn, strahlten die sonst so tief ernsten Augen und um den strengen Mund flog der Schein eines Lächelns. Zurückgelehnt in einem Sessel neben der Chaiselongue der Kaiserin, umgeben von seinen blühenden Kindern, seinen jüngsten, ihm so früh durch den Tod entrissenen Liebling, die reizende Alexandra, später Gesangschülerin der Gräfin Rossi auf den Knieen, lauschte er dann den Tönen der Musizierenden und ganz besonders war es die menschliche Stimme, die ihn stets von neuem entzückte. Einfache Weisen, alte Melodien liebte er über alles und immer wieder erbat er sich Volkslieder von denen, die vor ihm musizieren durften. Unter der Hofgesellschaft waren

damals viele glänzende musikalische Talente, herrliche Stimmen sowohl, wie wirkliche Virtuosen auf den verschiedensten Instrumenten. — Unser erzählender, heimgegangener väterlicher Freund nun war an jenen Musikabenden häufig selber als Tenor aufgetreten, und wenn er von diesen »tempi passati« redete, pflegte er sich zuweilen wie traumverloren an das Klavier zu setzen und mit einer Stimme, die noch immer die ausgezeichnete Sängerschule verriet, ein lettisches Lied zu singen, dessen Weise wunderbar lieblich und herzergreifend war und dessen Text mir voll und ganz im Gedächtnisse geblieben ist.

„Das war des Kaisers Lieblingslied", sagte er dann geheimnisvoll, „und ich weiß auch, warum."

Erst viel später gab er uns weitere Andeutungen. —

Ich sehe ihn noch in seinem etwas düstern Arbeitszimmer mit den herrlichen Holzschnitzereien und dem Riesenschreibtisch, der bedeckt war mit Andenken längst vergangener Zeiten und sinnigen Geschenken des Kaisers Nikolas. Wie da die sonst so müden Augen aufleuchteten und die matte Stimme plötzlich kräftig wurde. Die Gegenwart versank vor ihm, er lebte nur noch in der Vergangenheit. Jetzt schläft er schon seit Jahren auf dem russischen Friedhof in Wiesbaden, jener gütige väterliche Freund und geistvolle „Kollege", der Schriftsteller und leidenschaftliche Musikfreund, Staatsrat von Grimm. —

Wie nun aber oft ein Ton, ein Wort, ein Parfüm eine ganze Bilderreihe urplötzlich wachruft, so geschah

es auch heute durch eine Handvoll Noten, auf ein vergilbtes, halbzerfallenes Blättchen gekritzelt, Noten zu einem kleinen lettischen Verse:

„Sing mit mir, Du holdes Mädchen,
Lege Deine Hand in meine,
Fern sind ja die bösen Leute,
Die Dich mir nicht gönnen wollen!
Sing mit mir!

Wo verhallte sie denn, jene süße Stimme, die dem Kaiser im hohen Norden zuerst jenes kleine kunstlose Lied sang? — —

Mitten im Herzen der Kaiserstadt an der Newa liegt ein Schloß, umgeben von einem uralten Park, ein weltverlorenes Eiland, umspült von den nimmer rastenden Wellen des Petersburger Lebens. Hohe Mauern umziehen das ganze Besitztum und wehren jedem neugierigen Blicke die Umschau. An dem gewaltigen Eisenthore des Einganges liegt aber das kleine Haus des wachsamen Thürhüters.

Es ist der sogenannte Taurische Palast, der sich hier so versteckt. Der mächtige Potemkin, der Taurier, wagte es einst, ihn seiner hohen Gebieterin, der Kaiserin Katharina, zu schenken und sie nahm auch huldvoll diese seine Gabe an. Die Einrichtung des Schlosses ließ der Sage nach, alle Märchen von der Pracht, wie sie in „Tausend und eine Nacht“ aufsteigt, wieder lebendig werden — aber damals durften nur zwei Frauenaugen eben jene Herrlichkeit schauen, die Augen Katharinas. Heutzutage giebt es dort noch viele Dinge, welche, einst von der weißen Hand der großen Kaiserin

berührt, jetzt zu einer Art von Reliquien geworden sind und man zeigt dem Fremden sogar schattenhaft verblichene Taburetts, auf denen der stolze Günstling zu den Füßen der kaiserlichen Geliebten den Traum seines Glückes träumen durfte.

In den Falten der Fenster- und Thürumhänge, überall, verstecken sich zahllose Erinnerungen —, wie Spinngewebe ziehen sich geheimnisvolle Fäden, an denen allerlei Geschichten hängen, hin und her. Lautlos öffnen und schließen sich hier die hohen Thüren und die Teppiche auf den Fußböden wüßten gar viel zu erzählen von kleinen Füßen, die einst über sie hingeglitten. Oben an den Plafonds der Säle und Gemächer zielen noch heute wie vor ungezählten Jahren allerlei Liebesgötter mit keckem Lächeln auf die Herzen der unter ihnen am Boden Wandelnden. — In irgend welcher Ecke blitzt wohl auch eine kostbare Harfe, ein kunstvolles Notenpult auf, und in einem der düstersten Prunkgemächer steht ein eingelegtes Pianoforte alter Form, von kunstvoller Arbeit. An den Wänden zeigte sich ein seltsames Durcheinander von üppigen Bildern aus der Schule der Carracci sowie von frommen Darstellungen im Sinne der russisch-katholischen Kirche. Dazwischen schauten Portraits, offenbar von Meisterhänden gemalt, mit ernsten Augen vor sich hin oder verfolgten jene lebenden Gestalten, die an ihnen vorbeiwandelten, mit unheimlichen Blicken.

Das Bildnis der Kaiserin Katharina im Vollbesitze der Jugend und Schönheit war und ist in den ver-

schiedenartigsten Darstellungen in diesen Räumen zu sehen, ebenso tauchte die Gestalt Potemkins auf. In dem oberen Hauptsaale hing auch das lebensvolle verblaßte Pastellbild eines auffallend schönen Mannes, das Portrait des nachmaligen Kaisers Nikolaus. Zur Zeit Alexanders I wurde das Taurische Schloß der Aufenthaltsort alternder pensionierter Hofdamen, aber man verbannte wohl auch, so erzählte unser väterlicher Freund, zuweilen irgend eine Widerspenstige aus der Hofgesellschaft eben dorthin, irgend welche schuldige Unschuldige, die durch ihre Schönheit oder ihren sonstigen Zauber die Augen eines hohen Herrn auf sich gezogen und die man deshalb ohne Aufsehen zu entfernen wünschte. Denn nie öffneten sich die Pforten des Taurischen Palastes für dessen Bewohnerinnen anders, als — zur letzten unfreiwilligen Ausfahrt. Für eine Gestorbene nur strahlten dann die Fenster des großen Saales abends im Kerzenlichte hell auf, wie zu einem großen Feste.

Man durfte es auch ein Fest nennen, ein Fest der Erlösung, denn die dort so prächtig Aufgebahrte war nun befreit von allem Erdenleide und lag mit einem glücklichen Lächeln in ihrem Sarge, die Hände auf der Brust gefaltet. Auf den weithin ausgebreiteten, schweren Falten des schwarzsamtenen Bahrtuches und seiner Silberstickerei lagen frische, duftende Blumen, kostbare Kränze, und die schattenhaften überlebenden Leidensgefährtinnen in ihren Trauerschleppen und ein Gefolge von alten verwitterten Generalen in schlotternden Uniformen und allerlei Hofbedienstete, die eben jene

Tote gekannt in sonnigen, fernabliegenden Tagen, bildeten den Trauerzug in eleganten Equipagen.

Die stille Fahrt ging unter den Bäumen des Parkes daher — durch das weit geöffnete Thor, das sich hinter dem letzten Wagen klirrend schloß, und dann hinaus in die Straßen. — Hinter den zugezogenen Vorhängen saßen die alten lebendig begrabenen Weltkinder, die in jenem Schlosse ihr Dasein fristeten, und schauten neugierig durch einen schmalen Spalt wie geblendet in das Leben und Treiben der Straßen. Welche Fülle von Wünschen, Träumen und längst begrabenen Schmerzen wurde wohl bei diesem Anblick wieder in den armen Herzen lebendig! — —

Es war ja ein verlorenes Paradies, das Petersburg Alexanders I., des schönen, Prunk und Frauen liebenden Fürsten, des heiteren Lebemannes auf dem Throne, der ein gütiges Lächeln und eine offene Hand hatte für jedermann, wie sie alle wußten.

Das Petersburg des Alexander I. zeigte ein so verlockendes Angesicht!

Wie es da allzeit wogte von Menschen und Wagen auf den Quais und in der Newsky Perspektive um die dritte Nachmittagsstunde, in welcher der Kaiser regelmäßig den Winterpalast zu verlassen pflegte. Die Verschiedenheit der Fuhrwerke und der Gespanne, die größere oder geringere Pracht der Livreen, die Mannigfaltigkeit in den Verzierungen und die Toiletten der Insassen, gewährten einen wunderbar fesselnden Anblick. Der Kaiser verließ dann sein Schloß,

um sich unter die ihn bewundernden und liebenden Unterthanen zu mischen! — Die Kaufleute erster Gilde hatten damals, ebenso wie der Adel, das Recht, mit vier Pferden lang gespannt zu fahren oder in der anmutigen Troika mit drei. Bei diesem Dreigespann trottete das mittlere Pferd in der Gabel, während die beiden anderen, rechts und links angehängten, mit unzähligen Glöckchen versehen waren, die auf das Lieblichste läuteten. Dagegen war es Kaufleuten zweiter Gilde nur erlaubt, mit zwei Pferden zu fahren und die der dritten durften sogar nur ein einziges einspannen. Durch diese Bestimmung ließ sich mitten im Gewühl der Wagen der Rang und Stand jedes Besitzers genau erkennen. Und alles drängte sich um diese Stunde auf den Quais und der Newsky Perspektive — denn jeder hoffte einen Blick, ein Lächeln des Kaisers zu erhaschen. Mitten durch dieses Gedränge brach sich dann ein offener, leichter Wagen Bahn — — ein Mann in einfacher Uniform saß darin — — der Kaiser Alexander. In seinem Wagen, oder im Winter in seinem Schlitten, fuhr er eine Stunde in den Straßen spazieren, ohne alle Begleitung, — lächelte und grüßte und ging später meist zu Fuß auf dem Newa-Quai zurück, während seine Equipage ihm folgte. Um 4 Uhr pflegte man im Palais zu speisen, und nie ließ der Kaiser warten.

Abends vor dem Souper erschien er zuweilen zwanglos zum Thee in dem Hause eines oder des anderen seiner Bevorzugten. Er liebte vor allem das

Geplauder mit geistvollen Frauen, sie durften nur nicht häßlich oder gelehrt sein. Frauen, die mit Vorliebe lateinische oder griechische Citate im Munde führten, waren ihm zuwider und eine geschmacklose und auffallende Toilette verletzte seinen Schönheitssinn auf das empfindlichste. Er verlangte von den Frauen zuallererst Grazie und Liebenswürdigkeit. Die Schönheit allein ohne diese Beigabe vermochte nicht ihn zu fesseln. Nie lebte ein rücksichtsvollerer Kavalier im Verkehr mit den Frauen, und die älteren hatten sich derselben Aufmerksamkeit zu erfreuen wie die Jüngsten. Der Ton seiner Stimme, sein Blick, seine Freundlichkeit, die vornehme Grazie seines Wesens wirkten unwiderstehlich. „Alexander", hieß denn auch das tägliche Thema der verbannten Hofdamen im Taurischen Palaste, sowie der Frauen Petersburgs. Und wie liebte er, das wußten alle, die Musik! „Sie beruhigt und erregt mich zu gleicher Zeit angenehmer als irgend etwas in der Welt, aber je einfacher sie ist, desto mehr bezaubert sie mich!" hatte er wiederholt versichert.

Wie oft kehrte der Kaiser in den Stunden vor dem Souper, man speiste meistens im Winterpalaste erst um 12 Uhr zu Nacht, und dieselbe Stunde hielt auch die vornehme Welt Petersburgs inne — in das Haus irgend eines Bekannten ein, um sich von einer warmen, schönen Stimme ein paar Volkslieder vorsingen zu lassen. — Die Bewirtung war bei solchen Gelegenheiten streng vorgeschrieben und höchst einfach — es

gab dann nur eine bestimmte Sorte kleinen Gebäckes, das der Kaiser vorzugsweise liebte, und etwas Obst. Freilich repräsentierte im Winter oft eine einzige Frucht ein kleines Kapital — aber was hätte man nicht alles geopfert, um den Kaiser ein paar Stunden in seiner leichten eleganten Weise sich unterhalten zu hören und — ihm vorsingen zu dürfen! Sein Neffe Nikolaus hatte diese Musikleidenschaft von seinem Oheim geerbt und er durfte zuweilen den Kaiser begleiten, um eine frühere Hofdame, die Gräfin W., mit wunderschöner Stimme einfache Weisen singen zu hören. Still und ernst saß dann der schlanke Knabe, dessen Gesicht an das Antlitz eines antiken Jünglingskopfes erinnern konnte, in irgend einem Winkel und hörte zu.

Aber da war ein Mädchen, eine Nichte jener gräflichen Sängerin, ein schlankes, zartes Ding mit herrlichstem Blondhaar und großen blauen Augen, vielleicht nur ein paar Jahre jünger als er, und dies liebliche Geschöpf saß dann immer neben ihm. Bald plauderten diese beiden jungen Wesen harmlos miteinander und in kurzem hatte sie ihm anvertraut, daß sie am liebsten Sängerin werden möchte, ach, viel tausendmal lieber, als Hofdame.

Einstweilen freilich war und blieb sie nur die Schülerin ihrer Tante und eines Abends sang sie, auf Wunsch ihrer Lehrmeisterin, mit wundersüßer, heller Stimme ein lettisches Volkslied, mit einem Ton und Vortrag, der dem Kaiser Thränen entlockte.

Der Text lautete:

„Sing mit mir, Du holdes Mädchen,
Lege Deine Hand in meine,
Fern sind ja die bösen Leute,
Die Dich mir nicht gönnen wollen!"
Sing mit mir!" — — —

Der junge Großfürst sagte keine Silbe, als sie geendet, aber sein Gesicht war totenblaß vor innerer Erregung und die eiskalte Hand, die er der jungen Sängerin entgegenstreckte, bebte.

Nach diesem Winter verloren sich aber die beiden großen Kinder eine Weile aus den Augen, bis sie im Rosenmonat unvermutet in Peterhof zusammentrafen, wo der Kaiser ein Sommerfest von drei Tagen gab — seiner geliebten Mutter, der Kaiserin Maria, zu Ehren.

Ein Sommerfest in Peterhof zur Zeit Alexanders I. war ein Märchen. — Der väterliche Freund schilderte es als den Traum einer Fee, und das Schloß und seine Umgebung als ein Paradies. — Das kaiserliche Lustschloß Peterhof, auf einem Hügel am Finnischen Meerbusen erbaut, zeichnet sich vor den übrigen Schlössern des Kaisers durch seine wunderschöne Lage und die Größe seines Parkes und der übrigen Anlagen aus. Eine fortlaufende, etwa sechs Meilen lange Reihe der prachtvollsten Landhäuser, Villen und Schlösser der russischen Großen mit ihren Parks, Zaubergärten und Treibhäusern, zieht sich längs der Straße hin, die von Petersburg nach Petershof führt und endet in einem großen Dorfe, der sogenannten Württembergischen Kolonie. — Die Bauernhäuser waren damals für die Dauer

einer Woche ihren Besitzern abgemietet worden um einen hohen Preis und für die kaiserlichen Gäste eingerichtet. Salons, Schlafkabinette und Boudoirs entstanden dort durch die Kunst der Petersburger Dekorateure, in denen man freilich die Decke mit den Händen bequem erreichen konnte, ein Umstand, der aber nur das Vergnügen der zeitweiligen Bewohner erhöhte — kostbare Stoffe bedeckten die rohen Wände, weiche Teppiche den Fußboden von Lehm. Im Schlosse und den anstoßenden Gebäuden wohnte die kaiserliche Familie und der höchste Adel — die übrige Hofgesellschaft und die Eingeladenen waren eben im Dorfe untergebracht. Völlige berauschende Freiheit herrschte. Man speiste unter Zelten gemeinschaftlich, wenn man es nicht vorzog, in seinem Quartier sich ein Mahl aus der kaiserlichen Küche zu bestellen. Die kühlen Bosquets des Parkes schützten vor der Sonnenglut, und Wagen aller Art und Pferde standen stets bereit, um Ausflüge zu unternehmen nach Strolna, dem herrlichen Schlosse des Großfürsten Konstantin, nach Oranienbaum an der Küste mit dem unvergleichlichen Blicke nach Petersburg, Kronstadt und der bläulich schimmernden Bucht. — —

Die eigentliche Festfeier jedoch brachte erst der Abend. Da wurde es wunderbar lebendig in all den verschlungenen, von farbigem Lichte durchglühten Waldungen, da ertönte jene magische Hornmusik, die auf den Hörer eine so mächtige Wirkung ausübt, da tanzte man in froher Jugendlust auf den großen Rasenplätzen. Zigeuner-Lager wurden aufgeschlagen

mitten in den Waldungen des Parkes, und die schönsten Frauen und Männer aus der Hofgesellschaft gruppierten sich in fantastischen Kostümen um das lodernde Feuer. Weiße Finger glitten über die zwei Saiten der Balalaika, kecke Lieder wurden laut. Auch der Gudok, jene kleine dreisaitige Violine, wurde von dem schönen Grafen Orloff häufig gespielt und Schalmei, Dudelsack und Panflöte vervollständigten das fremdartige Orchester. Zelte hatte man aufgeschlagen mit Erfrischungen aller Art, — Berge von Melonen und anderen Früchten waren aufgehäuft, silberne Riesenplatten mit Gebäck standen da und Karaffen mit kühlenden Getränken. Aber auch Buden mit Glücksurnen und kostbaren Gewinnen sah man und Karussels mit samtgepolsterten Sesseln. Teiche mit Gondeln lockten zu Wasserfahrten und unzählige Springbrunnen plätscherten verlockend zwischen dunklem Grün.

Die Damen, die zu Hofe gehörten, trugen Weiß und ihre Cavaliere erschienen in elegantem Civil. Es war ein unaufhörlich auf und nieder wogendes Gedränge, das sich hin und wieder in einzelne Gruppen auflöste, und mitten unter allen erschien die hohe Gestalt des Kaisers, begleitet von den Prinzen des kaiserlichen Hauses.

Und inmitten eben dieses Festjubels geschah es denn auch, daß die Gräfin W. dem Kaiser scherzend ihre Nichte vorstellte, die künftige jüngste Hofdame, die schöne Alexia. Wie eine Blume war sie gleichsam über Nacht erblüht, die reizende Mädchenknospe, als ein

Bild jungfräulicher Reinheit und Holdseligkeit erschien zum erstenmal in der Hofgesellschaft die junge Sängerin des lettischen Volksliedes.

Wie verzückt starrte der junge Prinz Nikolai in dieses Antlitz, das unter diesen seinen Blicken heiß errötete. Und die beiden großen Kinder durften umherstreifen an diesen drei Glückstagen, als ob sie für alle Zeiten zusammengehören sollten, durften unter den Bäumen Schatten suchen im Sonnenschein und abends die Sterne zählen und auf den Wellen schaukeln im kleinen Kahn. Dort war es, wo von Alexias blühenden Lippen, auf die Bitte ihres unzertrennlichen Begleiters, wiederum jenes rührende kleine Lied schwebte:

„Sing mit mir, Du holdes Mädchen,
Lege Deine Hand in meine, —
Fern sind ja die bösen Leute,
Die Dich mir nicht gönnen wollen!
Sing mit mir!" — —

In jenen Tagen war es auch, als der junge Prinz seiner reizenden Gefährtin zuerst von jener jungen Dichterin Elisabeth Kulmann erzählte, deren Verse damals von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gingen, von jenem lieblichen Wunderkinde aus Wassili Ostrow, — und reizende Strophen recitierte. Er schilderte so begeistert die anmutsvolle Mädchengestalt, die in den Gemächern der Kaiserin sehr oft erscheinen mußte, jene ätherische Erscheinung mit den langen braunen Locken, dem griechischen Profil und den lichtblauen Augen, die alle entzückte.

Elisabeth Kulmann, die gefeierte Dichterin, war die einzige Tochter einer Frau, der das schwere Jahr 1812 im fernen Deutschland, im großen Kriege, Gatten und Söhne geraubt. Der Kaiser Alexander selbst war nach seiner Rückkehr als Tröster und Freund auch in jenem vereinsamten Hause dieser armen Schmerzensreichen erschienen, in Wassili Ostrow, und hatte in der Seele des Kindes Elisabeth einen Eindruck zurückgelassen, der nie wieder sich verwischte. Es war seit jener Begegnung, als ob für die reine Menschenblüte, diese keusche Mädchenseele, jener gütige und mächtige Herrscher zur Sonne geworden, der sich die zarten Kelchblätter verlangend zuwenden mußten, als ob ihr Leben durch einen jener rätselhaften Fäden, wie sie ja auf Erden unsichtbar von Seele zu Seele sich ziehen, unlösbar mit dem Dasein des Kaisers verbunden gewesen. Elisabeth Kulmann entschlummerte, kaum 17 Jahre alt, am 29. November des Jahres 1825 und am 1. Dezember desselben Jahres schrieb die zitternde Hand einer Kaiserlichen Witwe die Worte nieder: „unser Engel ist im Himmel! —" die Glocken von Petersburg verkündeten den Heimgang Alexanders I. —

Durch alle Schöpfungen jenes so reich begabten Wesens — Elisabeth war trotz der kindlichsten Seele eine tiefe Philosophin, eine hochbegabte Malerin, sang wie ein Engel und spielte meisterhaft die Balalaika — zieht sich die verklärte Liebe zu dem gütigsten Kaiser, eine Liebe, an der trotz aller Glut keinerlei irdisches Verlangen haftete. Das Mädchen hatte ihren

Kaiser gesehen, als er wie ein Engel des Erbarmens zu ihrer geliebten, vor Schmerz zusammenbrechenden Mutter trat, sie hörte den warmen Ton der Stimme, begegnete dem tiefen Blicke der strahlenden Augen, und dieser Moment genügte, um ihm ihre Seele in dankbarer Liebe für immer hinzugeben. —

Die reizende Alexia aber wurde im Zusammensein mit dem jungen Großfürsten nicht müde, nach der jugendlichen Dichterin zu fragen, und wie gerne erzählte der Prinz, es war ja gar zu süß, dabei in die unschuldigen Mädchenaugen zu blicken, die ihn anstrahlten, und von den lieblichen Lippen immer neue Fragen hören und beantworten zu dürfen. — O unvergeßliche Stunden und Tage!

Zur Erinnerung an dieses wundersame Fest sandte der Prinz seiner jugendlichen Freundin später ein kleines Buch, es war eine Übersetzung der auserlesensten Lieder des Anakreon in fünf Sprachen — in russischer, deutscher, lateinischer, französischer und italienischer. Das Buch war der Kaiserin Elisabeth gewidmet und die geniale Übersetzerin hieß: Elisabeth Kulmann.

Noch eine andere glückselige Begegnung, noch eine zweite berauschende Einsamkeit, inmitten des Menschengewühls war jenen großen Kindern gegönnt — der Kaiser gab am ersten Januar wiederum seinen Riesenmaskenball, zu welchem alljährlich gegen 20000 Menschen sich zusammenzufinden pflegten. Jeder, der sich meldete, konnte da Zutritt erhalten, das Ganze trug den

Charakter eines Volksfestes, nur war die Bestimmung getroffen, daß alle Männer ohne Maske, entweder im Domino oder in russischer Tracht, in blauem langen Rocke und Schärpe erscheinen mußten. Die Damen dagegen durften ihr Kostüm nach Belieben wählen.

Die ganze erste Etage des Winterpalastes wurde für dieses ungeheure Fest eingerichtet, alle Räume waren geöffnet. — Die männlichen Mitglieder des Kaiserhauses nahmen an diesem Balle teil, der eigentlich nur aus endlosen Polonaisen bestand, denn andere Tänze durften an jenem Abende nicht getanzt werden. Die Kaiserin-Mutter dagegen und die Kaiserin Elisabeth mit ihren vornehmsten Hofdamen sahen dem Gewühl unter dem Schutze der berühmten Glaswände der Eremitage zu, welche an die Festsäle stießen.

Die Eremitage! Das Märchen im Märchen, die Zaubergemächer der Kaiserin Katharina. Wenn auch allezeit wunderbar erschienen sie in der strahlenden Beleuchtung dieses Festes doppelt bezaubernd.

Da dehnten sich Wände aus, mit Krystallprismen überzogen, wie von großen Tropfen betaut, hinter denen zahllose Kerzen brannten und tausendfältig zurückstrahlten, da lockten Sessel mit weißen und roten Atlaspolstern zum Ausruhen, goldene Tische mit kostbaren Mosaikplatten standen da, Riesenvasen von Lapis Lazuli, gefüllt mit frischen Rosen, Veilchen und Schneeglöckchen, die des starren Winters spotteten. Gruppen reichgeschmückter Frauen saßen hier plaudernd bei-

sammen, oder wandelten auf und nieder. — Die Kaiserin Elisabeth, schlank und bleich, eine kleine Brillantkrone über der Stirn, folgte mit den Augen immer nur der Gestalt des Kaisers Alexander, die in den verschiedenen Windungen der Polonaise, immer eine andere Dame führend, an der Glaswand vorüberstreifte, während die Kaiserin-Mutter, in einen Sessel sich zurücklehnend, mit heiteren, geistvollen Augen und lächelnden Lippen in das Gewühl schaute, und die einzelnen Erscheinungen kritisierte.

Gemach an Gemach dehnte sich in der Eremitage ins Endlose, — mit großen, staunenden Kinderaugen blickte die junge Alexia, die hier an der Seite der Gräfin W. zum erstenmale erschien, in diese Wunderwelt. Durch hell erleuchtete Grotten voll funkelnder Steine geleitete die Führerin das verträumte Mädchen — sie zeigte ihr die unschätzbaren Sammlungen der reichsten Brillanten der Welt, das Kleinodienkabinett, wo die Krondiamanten aufbewahrt wurden, und jenen wunderbaren Diamanten, den man den größten der Welt nannte. Mit heftig klopfendem Herzen durchwanderte Alexia die stillen Säle, wo die Marmorbüsten großer Dichter ernst herabschauten auf ihre dort aufgehäuften Geistesschätze. — Dann folgten weite Hallen voll Statuen und Gemälden die herrlichsten Schöpfungen aus allen Landen, — ein Ende schien nie zu kommen.

Ach, wer hier stundenlang ungestört träumen und schauen dürfte — — mit noch einem Jemand!

Und eine Stunde später fand sich Alexia am Arme dieses „Jemand" im dichtesten Menschengewühl wieder — — in dem großen Speisesaale, wo die Hofgesellschaft an verschiedenen gedeckten Tafeln Platz nahm, die verschwenderisch mit Blumen geschmückt waren.

Welch ein köstliches Plaudern mitten in der Menge, welch ein Versenken Auge in Auge, das niemand beachtete!

Glückliche große Kinder!

Nach Aufhebung der Tafel, in der Schlußpolonaise, streiften der Prinz und seine liebliche Gefährtin an einer zarten Mädchengestalt vorüber, ganz in Weiß gehüllt, goldene Sternblumen im Haar, eine Laute im Arm. Ein Engelsgesicht wandte sich ihnen zu: „Das muß sie sein —" flüsterte Alexia bebend — „ja, das ist sie — Elisabeth Kulmann, die Dichterin!" —

Und eine Rose loslösend aus dem kostbaren Strauße an ihrer Brust, neigte sich die jüngste Hofdame lächelnd und schob die Blume zwischen die Saiten der Laute. Einen flüchtigen Moment nur begegneten sich die Augen der Dichterin und Alexias — dann schwebte Elisabeth Kulmann lächelnd und grüßend vorüber. — —

Nur noch kurze Zeit gönnte man den großen Kindern ihre schuldlosen Freuden, eine Begegnung hin und wieder — ein flüchtiges Zusammensein — ein paar Worte, einen Blick, ein Lächeln — — es konnte sich ja doch nur um wenige Monate handeln, dann mußte alles aus sein — für immer. Man erinnerte sich ihnen gegenüber der eigenen Jugend

und man war nachsichtig. — — Und in eben dieser Zeit brachte der Prinz Nikola seiner schönen Freundin den eben erschienenen Band der gesammelten Gedichte Elisabeths, und eine frische Rose lag zwischen den Blättern — und ihre kleine Hand aber hatte zum Dank dafür das kleine lettische Volkslied für ihn aufgeschrieben und die Noten dazu gekritzelt. Wie sie beide damals über eben diese wunderlichen Zeichen lachten — die großen Kinder! — Und dann kam plötzlich für beide das jähe Erwachen aus dem süßen Traume — man fand, daß eine strenge Trennung durchaus notwendig sei, denn der junge Prinz hatte eines Tages zum Schrecken seiner Umgebung mit einer ihm eigenen Festigkeit den Seinen erklärt, daß er die bezaubernde Siebenzehnjährige zu seinem Weibe zu machen wünsche. — — Er warf alle Ansprüche auf den Glanz des Kaiserthrones hin, als seien sie ein Nichts. Kein Zureden half — selbst kein Befehl, der jugendliche Liebhaber blieb felsenfest. —

Man verbarg das schöne Mädchen zunächst in einem Kloster — vergebens. Der feurige jugendliche Werber erfuhr ihren Aufenthalt und drohte, die Geliebte zu entführen und mit ihr außer Landes zu entfliehen. — Diese Kinder!! Wer hätte geglaubt, daß sie ihre Spielereien ernsthaft nahmen und so fest aneinander halten würden?! Denn auch Alexia erklärte nun feierlich, nie einem anderen Manne die Hand reichen zu wollen, wenn ihr jene eine unerreichbar bleiben müsse.

Sie machten den Erwachsenen in der That in dieser Zeit viel zu schaffen, jene thörichten Beiden. Wie oft wurde im geheimen ihretwegen hoher Familienrat gehalten, wie manche Mittel versucht, Güte wie Strenge, bis denn endlich ein kluger Hausarzt den besten Rat gab — ähnlich wie ihn Lorenzo einst gab im Hause der Capuletti — Alexia kehrte in das Haus der Gräfin W. zurück — aber nur, um anscheinend schwer zu erkranken. — Schon nach Verlauf von 24 Stunden erklärte man die schöne Leidende für verloren und gestattete deshalb dem jungen verzweifelnden Prinzen, Abschied für immer von ihr zu nehmen. —

Es war so ergreifend, die beiden Kinder in diesem ihrem Trennungsweh zu sehen, daß beinahe der alte Arzt noch einen Verrat begangen hätte. — Da schwebte denn auch noch einmal, schwach wie ein Hauch, jene Weise von den Lippen Alexias, die ihr junger Freund so leidenschaftlich liebte:

„Sing mit mir, Du holdes Mädchen,
Lege Deine Hand in meine,
Fern sind ja die bösen Leute,
Die Dich mir nicht gönnen wollen! —
Sing mit mir!"

Und die kleine Hand lag da zum letztenmale in der seinen. —

Dann folgte nur noch eine prächtige Ausstellung der holden Todesbraut auf der Bahre unter Blumen — in den Händen das kleine Buch mit den Versen Elisabeth Kulmanns und endlich ein — Erwachen der Wiederauflebenden im Palaste des Tauriers. — —

Gespenstische Gestalten glitten nun durch das reich dekorierte Schlafgemach, verwitterte Gesichter beugten sich über das junge, süße Mädchenantlitz, welke Hände blätterten in dem kleinen Buche. Die schöne Alexia war eine Gefangene geworden, wie es hieß: auf unbestimmte Zeit. —

Anfangs freute sich das liebliche Wesen des erwachten Lebens, der prunkvollen Umgebung, des schönen, weiten Parkes, des Daseins ohne Aufsicht und Etiquette — und die leise Hoffnung auf ein Wiedersehen lebte auf. Es war schon so süß, ungestört an ihn denken, von ihm träumen und — sein Lieblingslied singen zu dürfen zu allen Stunden.

Ein wenig fürchtete sie sich freilich vor jenen alten verwitterten Gestalten, die sie umgaben, die sie so selten allein ließen und so viel und neugierig fragten nach der Welt da draußen, die unablässig erzählten von Menschen, von denen sie selbst nichts wußte, weil sie längst aus der Gesellschaft und dem Leben entschwunden waren. —

In der Kapelle des Palastes wurde allsonntäglich eine Messe gelesen und fast täglich tauchte ein alter Arzt auf, um nach dem Befinden der Bewohnerinnen des alten Schlosses zu fragen. — Auf dem kleinen See fuhr man in reizenden Gondeln, die Diener ruderten schweigend und ernsthaft, und im Winter waren Schlitten da, in denen man wohlverpackt über die Eisfläche glitt. — Die täglichen Mahlzeiten waren reich, die Bedienung vortrefflich — man

versammelte sich allabendlich an den Spieltischen, zuweilen huschten auch schlanke Finger gespenstisch über die Tasten des seltsam summenden Klaviers oder die Saiten der Harfe. —

Seitdem aber Alexia da war, ertönte zur Abendzeit eine bezaubernde Singstimme: — alte Volkslieder, Liebesgesänge und schwermütige Weisen schwebten durch den düstern Raum, wie Mondesstrahlen. — Wie sie dann schlecht spielten, jene alten Hofdamen und die Karten aus ihren Fingern glitten, wie dann todestraurige Erinnerungen wach wurden aus einer längst verlorenen Jugendzeit! Selbst die Bilder an den Wänden schienen lebendig zu werden und mit glühenden verlangenden Augen herabzuschauen auf die junge Sängerin und ihren seltsamen, verwitterten Hofstaat.

Man liebte sie, die reizende Alexia, man verzog und verwöhnte sie, man bewachte sie aber auch zugleich ängstlich, infolge geheimer Instruktionen — sie sollte alles haben, was sie nur irgend wünschen konnte, nur eines nicht — eine Kleinigkeit: die Freiheit. Die Welt da draußen blieb ihr verschlossen, sie fühlte endlich, daß sie nichts mehr war als eine Gefangene.

Alle ihre Briefe an die Gräfin W. blieben unbeantwortet; nach Jahren erst wagte die alte ehemalige Hofdame einen Besuch bei ihrer Nichte. Niemand wußte da draußen, daß die schöne Alexia, die jüngste aller Hofdamen, noch lebe. Der Arzt sowie der Priester des taurischen Schlosses mühten sich aber abwechselnd

fort und fort, der reizenden Gefangenen klar zu machen, in langen Gesprächen unter vier Augen, daß sie durch ihr Verschwinden aus der argen Welt ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Opfer bringe durch tapferes Entsagen, der künftige Kaiser werde es ihr dereinst danken, und im Himmel sei ein Ehrenplatz ihr gewiß.

Allein das junge Herz ergab sich doch nicht so leicht, wie man wohl hoffen mochte, demütige Resignation wechselte mit verzweifeltem Widerstande, sogar verschiedene Fluchtversuche wurden gewagt und vereitelt. Endlich, endlich fügte sie sich, Gott und die Engel wußten allein wie schwer und lang der Kampf.

So gingen denn die Jahre hin, — unaufhaltsam — einförmig — die ehemals junge Gefangene war allmählich alt geworden. —

Und jener Eine, an den sie immer noch mit heißer Sehnsucht dachte, dessen Bild unzertrennlich verwebt war mit ihrer Jugendzeit — war längst ein großer Herrscher geworden, vor dem eine Welt zitterte. — —

Ob er sich ihrer noch erinnerte — — ach, nur dies Eine hätte sie wissen mögen — — weiter nichts. Aber wer konnte ihr das sagen? — — —

Da hat denn — — so erzählte unser und des Kaiserhauses guter Freund, einmal eine wunderschöne und berühmte Frau den taurischen Palast besucht und alle die düsteren und reich geschmückten Räume durchwandert, mit der staunenden Neugierde eines Kindes.

Es war die Gräfin Rossi, die ehemalige Henriette Sonntag.

Man wußte von ihr, daß sie in der Kaiserlichen Familie wie eine Freundin aufgenommen war — und dort gar oft ihre süße wunderbare Stimme ertönte — sie sang viel vor dem Kaiser Nikolaus.

Und als die große Sängerin nun jenen Saal betrat, in dem das kunstvoll eingelegte Klavier stand, da drängten sich die damaligen Bewohnerinnen des Schlosses bittend an sie heran um ein paar Gesangs-töne. — In gewohnter Liebenswürdigkeit setzte sie sich an das alte Instrument und legte die weißen Hände präludierend auf die Tasten.

„Was soll ich singen?“ fragte sie, das feine Köpfchen zurückwendend mit ihrem bestrickenden Lächeln. Aber die Antwort gab sie sich selbst. „Ich werde das Lieblingslied unseres Kaisers singen, er verlangt es immer, wenn ich bei ihm bin.“

Das Lieblingslied des Kaisers? Wie sie alle lauschten, jene alten Zuhörerinnen! Und eine unter ihnen zog sich in den äußersten, dunkelsten Winkel zurück und richtete ihre Augen mit dem Ausdrucke fast qualvoller Erwartung auf jene schöne glückliche Sängerin, die vor dem Unvergeßlichen singen durfte. Und zauberisch, silbern und verlockend entströmte nun den Lippen der Sonntag das arme, kleine, lettische Lied:

„Sing mit mir, Du holdes Mädchen,
Lege Deine Hand in meine —
Fern sind ja die bösen Leute,
Die Dich mir nicht gönnen wollen!
Sing mit mir!“ — — —

— — Jetzt wußte Alexia — — wie Frühlingswehen erstand dieser Glaube in ihrem armen Herzen, mit diesen Tönen, — daß jener Eine sie nie vergessen — daß er ihrer noch gedachte zur Stunde. — Wie leicht erschien ihr jetzt das Opfer, das sie gebracht! — — Hätte die Gräfin Rossi ahnen können, was in der Seele jenes Wesens vorging, das sich jetzt in leidenschaftlicher Bewegung über ihre Hände neigte, um sie inbrünstig dankend zu küssen. Heiße Tropfen fielen dabei auf die Finger der Sonntag — aber die berühmte Sängerin war daran gewöhnt, daß man in einer oder der anderen Weise über ihre Kunst in Extase geriet. Wieder eine Enthusiastin mehr — weiter nichts. Der Vorhang fällt hier über dies stille Drama. — Wann nun die einst so reizende Alexia in ihrer Verbannung gestorben — wußte unser erzählender Freund nicht zu sagen. — —

In tiefes Schweigen gehüllt liegt der Taurische Palast jahraus, jahrein im Herzen der nordischen Residenz mit all seinen Geheimnissen. — An einem Tage nur, kurz vor der Christtagsfeier, wird es auch dort seltsam lebendig. Da rollen die Hofequipagen heran, da öffnet sich das schwere Eisenthor weit und knarrt in seinen Angeln. — Eine fröhliche, glänzende Gesellschaft steigt an der Pforte des Schlosses aus und begiebt sich auf den großen Teich, der dann einem Spiegel gleicht. Eine Rutschbahn ist angelegt, elegante kleine Handschlitten stehen bereit. Die vornehmen Kavaliere und die in kostbare Pelze gehüllten jungen,

schönen Frauen eilen dorthin, allen voran die zierliche Gestalt der bezaubernden Kaiserin Dagmar. Man ist natürlich streng „unter sich.“ Lachend und scherzend vergnügt man sich in echt russischer Weise, läuft Schlittschuhe und schnellt den Rutschberg hinunter, auf dem winzig kleinen Schlitten, der Kavalier voran, die Dame hinter ihm knieend, mit den Händen sich auf seine Schultern stützend. Welch entzückendes Vergnügen für Beide. — —

Ob es die arme Alexia auch jemals gekannt?!

Und ist man endlich müde, so nimmt man einige wohl vorbereitete Erquickungen zu sich, in Gestalt von warmen Getränken und Speisen und die Kaiserin Katharina schaut verwundert darein von der Wand herab, und über das dunkle Antlitz Potemkins zuckt es wie ein flüchtiges Lächeln.

Irgend jemand schlägt dann wohl auch das alte, summende Klavier auf, das die Hände der Gräfin Rossi einst berührten und kecke Tanzweisen, scharfe Rhythmen ziehen über seine Tasten. — Hie und da ein silberhelles Auflachen, ein Gewirr von Stimmen — dann verschwindet die fröhliche Gesellschaft. — —

Alles ist wieder still und leer — die alten Hofdamen trippeln zum Spieltische wie an jedem Abende um dieselbe Stunde, und flüstern untereinander von den Toiletten der Damen aus der versunkenen Welt da draußen, die sie vom Fenster aus bis in die kleinsten Einzelheiten betrachten durften. — — Damals, als sie selbst jung waren, — trug man sich

doch anders — ach, viel schöner, meinten sie, leise seufzend.

Warum muß sie nur so schnell verwehen, die köstliche Jugend!? Ein Trost ist freilich da: diese lachenden übermütigen Frauen, jetzt noch im Glanze ihrer Schönheit, sie werden auch alt werden, — ganz bestimmt! Recht alt — mit Runzeln und grauen Haaren. — — Keine bleibt von ihnen verschont. Mit dieser herzstärkenden Überzeugung mischten endlich die Bewohnerinnen des Tavrierschlosses ihre Karten. — —

Im Musiksaale aber ist's noch nicht still — — eine schwüle Duftwelle durchzieht den Raum und auf seinen Flügeln schwebt wie Geisterhauch, eine alte, traurig süße Weise:

„Sing mit mir, mein holdes Mädchen.
Lege Deine Hand in meine — — —"

Arme Alexia! —

Über jenes kleine, verblaßte Pastellbild über dem Klavier, jenen jugendlichen Männerkopf mit dem griechischen Profil wie aus Marmor geschnitten, fliegt dann aber ein rosiger Schein. —

Nun, sie waren doch glücklich gewesen, voll und ganz, jene beiden großen Kinder, solches Glück zählt aber nach Sekunden — nicht nach Jahren. — Das sagt diese kleine Geschichte eines kurzen holden Liebestraums, die an jenem vergilbten Notenblättchen hing, das mir vor einigen Tagen in die Hände fiel. —

„Sing mit mir!"

Der russische Doktor.

„— — Als sollte in dem Garten,
Von Rosen weiß und rot,
Meine Liebste auf mich warten,
Und ist doch so lange tot!“
Eichendorff.

Das kleine Haus des Arztes, den sie in seinem Heimatstädtchen seit seiner Rückkehr aus Kasan, wo er lange Jahre als Privatdocent gelebt, nur den „russischen Doktor" nannten, war so dicht von Ephen und wildem Wein zugerankt, daß man kaum den Klingelzug an der Thür hätte finden können, wenn er nicht stets so blank geputzt gewesen wäre, daß er wie ein goldener Faden niederhing. Ein großer alter Garten, der freilich etwas vernachlässigt war und in dem eben die Blumen und Sträucher nach Belieben wachsen durften wie es ihnen gefiel, schloß sich an den kleinen, sauberen Hof, und unmittelbar an seine Mauer stieß der Buchenwald, der sich ganz allmählich bergauf zog und auf der ersten Hügelspitze ein zerfallenes Tempelchen trug und einen schwermütig zur Seite sich neigenden Steintisch. Irgend ein Naturfreund hatte ihn wohl vor vielen Jahren hier aufbauen lassen; nach seinem Tode war das Ruheplätzchen mit allem was daran und darum hing nach und nach zerfallen, denn im Städtchen hatte man kein Geld es in stand zu halten.

Doktor Armin Elbthal hatte sich in der fernen russischen Stadt eine große Praxis zu erwerben gewußt; man dichtete ihm in seiner Heimat geradezu Wunderdinge von Kuren an und behauptete, er sei ein wahres Phänomen an Geschicklichkeit, eine Meinung, die der alte russische Diener Iwan, den er mitgebracht, in seinem kaum verständlichen, gebrochenen Deutsch zu verstärken sich bemühte und wo Worte nicht ausreichten, mußte die ausdrucksvolle Pantomime nachhelfen. Nach Iwans Versicherung hatte der russische Doktor unzählige Nasen und Ohren abgeschnitten, der Arme und Beine gar nicht zu gedenken und niemand hätte jemals Schmerz empfunden unter seinem Messer. Die unglaublichsten Dinge in großen Glaskruken in Spiritus bildeten eine Verzierung seines Arbeitszimmers, die Iwan jeden Morgen beim Abstäuben voll heimlicher, heißer Sehnsucht betrachtete. Was hätte er darum gegeben, das köstliche Naß von ihnen allen abtrinken zu dürfen! Nun, es mochte vielleicht auch hin und wieder geschehen, denn der Doktor wunderte sich bisweilen, daß in manchen Gläsern der Spiritus so oft nachgefüllt werden mußte. Auch der Vorrat des türkischen Tabaks schmolz nicht selten in erschreckender Weise zusammen, und da weder die Köchin noch das Stubenmädchen der Leidenschaft des Rauchens fröhnten, und Fräulein Marianne, die alternde Cousine des Hausherrn, sogar die Pfeifen und Cigarren mit ihrem Hasse verfolgte, so mußte notwendigerweise Iwan der Liebhaber sein. Er leugnete freilich, trotz seiner von allen

bemerkten häufigen, einseitigen Backengeschwulst hartnäckig und sein milder Herr hielt ihm die gewohnte Strafpredigt. Es war dies ein seltsamer Aktus. Doktor Armin hatte nämlich nie die russische Sprache zu erlernen vermocht; er las und verstand sie, aber er sprach sie nicht. So würden ihm also auch die Scheltworte für Iwan gefehlt haben, wenn er sich nicht eine Liste ausgezogen hätte aus seinem russischen Wörterbuche von allen erdenklichen strafenden Ausdrücken und Bezeichnungen, die mit dem Worte „Rebell" begannen und mit „Hund" endeten. Diese Liste las er jedesmal, in seinem Sessel zurückgelehnt, feierlich vor dem Delinquenten ab, der, an der Thür stehend, mit der Miene tiefster Zerknirschung alles anhörte, dann seinem Herrn den Rocksaum küßte und hinausschlich.

Fräulein Marianne hatte schon zu wiederholtenmalen die Entfernung des „Wilden", wie sie den russischen Diener ihres Vetters zu nennen pflegte, beantragt, aber Armin konnte sich gar nicht gut von ihm trennen; Iwan war für ihn ein lebendiges Stück Erinnerung an eine interessante, arbeitsvolle Zeit seines Ringens und Kämpfens auf fremdem Boden. Vielleicht würde er noch jahrelang in dem seltsamen Kasan geblieben sein, aber die Erbschaft eines kleinen Vermögens durch den Tod eines entfernten Verwandten, den er kaum gekannt, ließ plötzlich das Heimweh nach Deutschland und nach dem weltverlorenen Städtchen, wo seine Wiege gestanden und das fern von dem atemlosen Getriebe der Eisenbahnen weiter träumte, wie es vor

hundert und aber hundert Jahren geträumt, wie eine verzehrende Flamme emporlodern.

So rief er denn seine vereinsamte Cousine, die man ihm als ein Muster von Hausfrau bezeichnete, als seinen Minister des Inneren zu sich und kaufte sich mit einer Mischung von Freude und Rührung jenes kleine Haus, das er in der Fremde jahrelang im Wachen und im Traume vor sich gesehen.

Fräulein Marianne seufzte zwar im stillen, daß der russische Dokter sich in sein kleines Heimatstädtchen zurückzog und nicht eine Weltstadt zu seinem Aufenthaltsorte erwählte, wo man doch neue Gesichter zu sehen bekommen hätte und das Theater besucht haben würde. Aber wiederum erschien der Gedanke, die Alleinherrscherin in einem wohlhabenden kleinen Haushalte spielen zu dürfen, so schön und verlockend, daß sie ihrem Vetter überallhin gefolgt sein würde. Sie hatte ihn immer gern gehabt und empfand sogar einen gewissen Respekt vor ihm, nur tadelte sie an ihm leise und laut seine offenbare Abneigung gegen die Ehe. Ein Arzt, der unverheiratet blieb, war nach ihrer Ansicht mindestens unklug. Wenn Armin lachend ihre derartigen Vorwürfe zu bekämpfen suchte und behauptete, im Gegenteil sei der unverheiratete Arzt ähnlich dem katholischen Priester, viel befähigter, als der verheiratete, ganz und gar seinem Berufe sich hingeben ohne jeden Nebengedanken.

„Nur derjenige, den keine Sorge um Weib und Kind zurückhält, kein Gedanke an die Familie, opfert

sich freudig, wenn es darauf ankommt", sagte er, „und daß ich trotz Deiner Zweifel ein Herz habe, können Dir, wie ich hoffe, meine Patienten bekunden. Ich hatte keine Zeit zur Liebe für das Individuum bis jetzt, liebe Marianne, und nun ist's eben zu spät. Wozu auch heiraten, wenn Hände wie die Deinigen das Haus in Ordnung halten und Iwan für mich sorgt? Mich verlangte nicht nach eigenen Schmerzen und Qualen, die ja, wie die Dichter behaupten, von der Liebe unzertrennlich sind, ich sah und sehe genug der Leiden und Pein aller Art um mich her."

In der Fremde hatte er sich denn auch mit wahrhaft brennendem Eifer seinem Berufe hingegeben und sich bald den kosenden Beinamen „Väterchen" erworben. Besonders war es die Kinderpraxis, welche ihn gefangen nahm, und es gab wohl in der ganzen düsteren, russischen Universitätsstadt keinen Jungen und kein Mädchen der ärmeren Bevölkerung, das ihn nicht kannte, ihm nachlief, wenn er vorüberging und sein schmutziges Näschen zärtlich an seinem Rockzipfel abrieb.

Aber auch manch schönes Frauenaugenpaar folgte der hohen, kräftigen Männergestalt mit dem ernsten, von einem gewaltigen rötlichblonden Vollbarte umschatteten Gesicht, manch üppiger Mund lächelte ihm zu, manche verführerische Lehrmeisterin erbot sich, dem Herrn Doktor das für ihn so unendlich schwierige fremde Idiom beizubringen, er ging achtlos an allen Lockungen vorüber. Er hatte in der That „keine Zeit."

Und dann — war eine Erinnerung da; wie ein

verblaßtes Pastellbildchen stieg sie vor ihm auf, zwischen all den grellen Bildern des Elends und den Martern, die ihn umgaben. Plötzlich — bei Tag oder auch im Traume — erschien ab und zu ein Mädchenköpfchen, so ganz anders, als jene dunkeläugigen Schönen in der Fremde, ein Kind fast, ein wenig blaß, vornehm, mit einem eigensinnigen Näschen, blauen, strahlenden Augen, lichtbraunem Haar, zarter, kindlicher Gestalt, mit den zierlichsten Händen und Füßen, und grüßte und nickte schalkhaft lächelnd herüber.

Dies war das Jugendideal eines etwas ernsthaften, fleißigen Gymnasiasten, Armin Elbthal, nämlich das einzige Kind eines französischen Emigranten, der in eben jenem grünumrankten Häuschen damals menschenscheu und stolz abgeschlossen lebte und sein Töchterchen von einer alten französischen Gouvernante erziehen ließ. Die Gartenmauer aber hatte damals wie noch heute nach dem Walde zu ein eisernes, kunstvoll gearbeitetes Gitterthor, und wenn Armin, wie er in der guten Jahreszeit zu thun pflegte, mit seinen griechischen und lateinischen Wörterbüchern und Arbeitsheften in den Wald schlenderte, weil daheim, wo die Eltern wohnten, — der Vater war Lehrer — keine Spur eines Gartens sich zeigte und er behauptete, im Freien viel besser lernen zu können, so sah er eine allerliebste Mädchengestalt, immer in weißen Kleidern mit bunten Schleifen und reichgestickten Säumen, auf dem breiten Kieswege auf und ab hüpfen. Sie trug helle, weite Lederhandschuhe und das war's, was ihn zuerst fesselte und zugleich

ärgerte — wie konnte man im Garten seine Hände verstecken! Zuweilen stand das Kind auch dicht am Gitterthore, das Köpfchen an die kalten Eisenstäbe gedrückt; der große Hut hing dann an dem blauen Bande im Nacken, die Augen blickten voll Sehnsucht in das tiefe Waldesgrün, streiften wohl auch den Gymnasiasten, der zögernd vorüberschritt, auch schlauer Weise ein Buch fallen ließ, um noch langsamer vorwärts zu kommen.

Das blonde kleine Ding war so ganz anders wie alle die Mädchen im Städtchen, die Schwestern seiner Kameraden, die Nachbarskinder, sogar anders wie die Töchter des Bürgermeisters, die man doch als Muster von guter Erziehung und zierlichem Aussehen pries. Wie plump erschienen sie, nach der Meinung Armins, neben dieser Fremden. Sie hatte etwas von einer Libelle oder von der Art jener zarten, grün und goldig schillernden, geflügelten Geschöpfe, die nur einen einzigen Sommertag durch die Luft schwirren dürfen und dann sterben.

Auch auf den Promenaden, wie jene alte, düstere Allee von Lindenbäumen genannt wurde, die sich rings um die Stadt zog, erschien das fremde Mädchen zuweilen, aber nie ohne die Begleitung der streng blickenden, seltsam aufgeputzten, verwitterten Französin. Zuweilen hing die Kleine auch am Arme ihres Vaters, und dann plauderten beide angelegentlich und offenbar heiter miteinander. Im allgemeinen reiste aber der Marquis sehr viel hin und her; — wohin, wußte niemand.

Und an einem Frühlingstage, die ersten Maiblumen blühten im Walde, und die Vögel zwitscherten ohne

Ende, geschah es, als Armin wieder einmal am Gitterthore in gewohnter Weise vorüberstreifte, daß ein großer Lederball hoch über die Pforte und ihm gerade ins rechte Auge flog. Der jähe Schmerz entlockte ihm einen leichten Schrei, die Bücher fielen zur Erde, wie geblendet griff er nach dem ersten besten Baume um sich zu halten. Da wurde hastig der Schlüssel umgedreht im Eisenschlosse, da kreischte das Thor in seinen Angeln, da stand etwas Weißes, hastig Atmendes neben ihm, weiche, kleine Hände versuchten mit sanfter Gewalt, seine Hand vom Auge wegzuziehen, und eine süße Stimme sagte schmeichelnde Worte zu ihm in einer ihm wenig geläufigen Sprache; sie redete nämlich französisch in ihn hinein.

Er biß nun die Zähne zusammen — vor einem Mädchen durfte er sich doch nicht merken lassen, daß er Schmerz empfand! Und doch blieb er hülflos, denn er konnte das Auge noch nicht öffnen. Eine Zorneswelle stieg in ihm auf, er stieß jene kleinen Hände, diesmal hatten sie die Handschuhe abgestreift, zurück und wandte sich ab. Aber sie ließen sich nicht abschütteln, diese Händchen, sie kamen immer wieder und die Stimme dazu, die immer bittender klang. Allmählich verstand er denn auch, in Erinnerung an die ihm allezeit verhaßte französische Stunde, aus der er stets das Prädikat „ungenügend" heimgebracht, daß man ihn in der eindringlichsten Weise um Verzeihung bat und ihn zu dem Springbrunnen führen wollte, der unweit des Gitterthores im Garten melancholisch plätscherte. Und

Armin ließ sich führen — die Füße widerstrebten noch, während Kopf und Herz schon mitgingen. Dann fühlte er ein duftendes, feuchtes Tüchlein auf seinem brennenden Auge, der Schmerz ließ nach, das gesunde Auge öffnete sich langsam und blickte in das lieblichste Gesicht, das, errötend, mit einem Gemisch von Schelmerei und Ängstlichkeit, sich vorbeugte, um ihn anzusehen. Da schwang er sich denn empor zu einem heroischen: »Merci bien, Mademoiselle!« Schulkameraden waren ja in der Nähe, sonst hätte er die Worte nicht über die Lippen gebracht.

Und endlich — eine scharfe Frauenstimme aus der Tiefe des Gartens rief den Namen „Hortense" — rissen die kleinen Hände ein Gewebe von Spitzen vom Halse, legten es über das feuchte Tuch und knoteten es über seinem Haar — es war ein sehr weiches, dunkelblondes Haar — zusammen. Dann schlüpften sie hurtig wieder in die abgestreiften Handschuhe, die irgendwo am Boden lagen und endlich schoben sie den Patienten aus dem Gitterthore. Bittendes Geflüster schlug an sein Ohr, aus welchem er nur die Worte: »à demain — au revoir!« verstand.

Armin suchte zwar den gewohnten Platz im Walde auf und lag lange im Grase, aber diesmal lernte er kein Wort. Es summte ihm seltsam in den Ohren: »à demain, au revoir!«

Als er an jenem Tage nach Hause kam, suchte er sofort aus seinem Bücherkasten die tief versteckte französische Grammatik hervor und eine Sammlung von

französisch-deutschen Gesprächen, er wollte morgen der Ballwerferin die Tücher zurückbringen mit kurzem Danke und ihr versichern, daß das Auge nicht mehr schmerze. Aber er fühlte, daß es ihm leichter werden würde, einen ganzen lateinischen Aufsatz niederzuschreiben, als diese paar Phrasen zusammenzubringen. Natürlich riß Armin die Hüllen ab, ehe er der Mutter unter die Augen trat und erschien möglichst unbefangen im Dämmerlichte im Wohnzimmer. Trotzdem fragte sie erschreckt nach der Ursache seines roten, geschwollenen Auges.

Es war merkwürdig! Sie sah eben alles. Ein Baumast mußte nun die Ungeschicklichkeit der kleinen Französin auf sich nehmen. Die beiden feinen Tücher schloß er in seine Kommode. Erst am späten Abend nahm er sie heraus und breitete sie vor sich aus. In dem Winkel des Taschentuches entdeckte er den Buchstaben H mit einer Krone darüber. Er fand es lächerlich, in ein Taschentuch solch ein Emblem aufzunehmen. Und gar das andere Ding, dieses Spitzengewebe, das einen ganz leisen Veilchenduft ausströmte, sollte das etwa vor Wind und Wetter schützen?! Welch unnützen Kram doch solch verwöhntes Mädchenvolk brauchte und mit sich herumschleppte! Und gar solch eine Pariserin! Da waren doch die alten deutschen Frauen ganz anders! Was sollte wohl ein rechter Mann mit einem Püppchen anfangen, das solche Taschentücher führte, solches Spinngewebe um den Hals schlang und im Garten Handschuhe trug?! Was wohl die Mutter

sagen würde über die immer so frischen weißen Kleider der jungen Französin, sie, die nur Sonntags sich den Luxus weißer Manschetten gönnte und den Verbrauch von Kragen und Vorhemdchen von Mann und Sohn so streng überwachte?! Daß er überhaupt „die Französischen“ kannte, wie man den Marquis mit seinen Damen im Städtchen nannte, hätte sie schon erschreckt, denn sie haßte Land und Leute noch immer brennend, sowohl wegen 1793, wie sie bei jeder Gelegenheit aussprach, als noch mehr wegen 1812.

„Ich habe die ganze Misère miterlebt von Anno zwölf“, erzählte sie immer und immer wieder, „und ich vergebe ihnen, so lange ich lebe, nicht, daß sie zu uns einbrachen.“

Der junge Primaner aber träumte in dieser Nacht von lauter Riesenbällen, die in der Luft herumflogen, und alle trafen ihn, und Tücher über Tücher schlangen sich um seinen Kopf, und dann legten sich zwei kleine, weiche Hände auf sein Herz und eine süße Stimme fragte: »Est-ce que cela vous fait très mal?!«

Am anderen Tage gab es sehr viel zu repetieren in dem Gymnasium und da wollte seltsamerweise das Gedächtnis Armins nicht in gewohnter Weise gehorchen. Der Tag schien heute auch ein paar Stunden mehr zu haben, als sonst. Trotzdem fand der angehende Jüngling sich endlich um die bestimmte Zeit auf dem bekannten Wege und wanderte, etwas unruhig klopfenden Herzens, an dem Gitterthore vorüber.

Unter dem tief niedergezogenen Mützenschirme her-

vor sah er verstohlen in den Garten. Da schimmerte es weiß zu ihm herüber, Hortenses Händchen, vom Handschuh befreit, streckte sich durch die Eisenstäbe ihm entgegen.

»Oh Monsieur, enfin! Comment ça va-t-il donc!?«

Da mußte er denn notwendig herantreten, als junger Mann von Lebensart, und die Mütze ziehen und das inzwischen von allen Farben umgebene Auge zeigen und versichern, was er sich hundertmal im stillen rekapituliert: »Je me porte assez bien, Mademoiselle!« Dann wickelte er das Tüchelchen mit der Krone aus dem Papier und übergab es mit einem kühnen: »Merci bien!« der Eigentümerin. Wo war aber das andere geblieben? Hortense fragte zum Glück nicht darnach, aber sie plauderte und lächelte so heiter, schloß das Thor auf und trat zu ihm heraus. Armin hörte nur zu, das Bächlein ihrer Rede floß munter plätschernd dahin, und wie Sonnenschein standen die Augen darüber, und der frische Mund leuchtete wie eine junge Rose.

»Ah que j'aime la forêt!« sagte sie, tief aufatmend. Und die Bäume rauschten leise, wie dankend für diesen Ausspruch, über den beiden jungen Häuptern, und Armin und Hortense gingen nun längs der Mauer auf dem Wege langsam auf und nieder.

Im Grase standen die ersten Veilchen und unzählige Maßliebchen; Armin hätte sie gern gepflückt, aber er konnte sich nur auf den lateinischen Namen »Viola odorata« besinnen, um die Welt auf keinen anderen, und so bückte er sich denn nicht. Allmählich

entschloß er sich jedoch, seiner reizenden Gefährtin, so gut es eben ging, mitzuteilen, daß er sehr wenig französisch spreche, weil das Latein alle Zeit und Gedanken in Anspruch nehme, aber er that es mit jähem Farbenwechsel und leiser Stimme, weil er von der seltsamen Wahnvorstellung befangen war, daß irgendwo ein Mitschüler lausche.

Die Kleine unterbrach ihn sehr bald mit hellem Lachen und dem Ausruf: „Ich nix kann deutsch!“ Dann fragte sie ihn plötzlich, ob er ihr deutsche Stunden geben wolle, sie werde ihn dann französisch dafür lehren. Sie versicherte eifrig, den Papa fragen zu wollen, der es gewiß erlauben würde. Auch erkundigte sie sich nach seinem Namen und seiner Wohnung, ob er noch eine Mutter und Geschwister habe, und als er ihr geantwortet, sagte sie mit einem Schatten von Wehmut in dem lieblichen Gesichte: »Je n'ai plus de mère, ni frères, ni soeurs!« Dann bat sie ihren jungen Gefährten, sich nicht vor Mademoiselle Fifine zu fürchten, ihrer Gouvernante, sie sei nicht so böse, als sie aussehe. Er lächelte etwas überlegen, worauf sie zu versichern sich beeilte, daß er und Fifine sicher gute Freunde werden würden.

„Ist sie es, die Ihnen befiehlt, immer Handschuhe zu tragen?“ radebrechte er.

Sie lachte und nickte.

„Ich ziehe sie gar zu gern aus, hier sind sie, verwahren Sie sie mir für ein Weilchen“, bat sie.

Er schob sie in seine Rocktasche.

„Und doch möchte ich keine braunen oder roten Hände haben, wie so viele deutsche Mädchen, die ich sah", fuhr Hortense fort, „das ist so häßlich, noch häßlicher wie die Handschuhe!"

So wanderten sie eine Weile hin und her oder standen nebeneinander am Gitterthore, bis jener bekannte Ruf sie rasch trennte.

Auch heute ließ sich's im Walde merkwürdiger Weise nicht besonders gut lernen, obgleich das Auge wieder gesund war.

Wie Hortense es angefangen, den Marquis dazu zu bewegen, ihn in einem zierlichen Billet zu ersuchen, seine Tochter im Deutschen zu unterrichten, wußte Armin nicht; er sah sich nur eines Tages als wirklicher deutscher Lehrmeister einer reizenden, jungen Schülerin gegenüber. Der Marquis hatte sogar seinen Eltern einen Besuch gemacht, und der Vater war entzückt von seinem feinen Wesen und der Aussicht auf einen Verdienst seines Sohnes, die Mutter aber schüttelte bedenklich den Kopf und sprach, als der Fremde gegangen, mehr denn je von 1812.

Die Lehrstunden in dem grünumrankten Hause wurden jedoch nicht in üblicher, steifer Weise abgehalten in dieser goldenen Frühlingszeit; man wanderte vielmehr aus dem Zimmer in den Garten, machte sich's in der Laube bequem, oder am Springbrunnen; zuweilen, wenn Mademoiselle Fifine guter Laune war, lagerte man sich sogar im Walde auf dem Rasen oder man stieg hinauf zu dem kleinen Tempel auf der

Hügelspitze. Armin fürchtete sich freilich nicht vor der verbitterten alten Französin, die mit seltener Aufrichtigkeit jeden Tag verwünschte, den sie fern von la belle France, in dem langweiligen Deutschland verleben mußte. Sie betrachtete den jungen Deutschen, der eine Art Hausgenosse geworden, durch ihre große Lorgnette nicht eben sehr freundlich und würdigte ihn möglichst selten ihrer Unterhaltung. Dafür überließ sie die beiden „Kinder" ihrem Schicksale und begnügte sich, in einiger Entfernung von ihnen irgend einen Roman zu lesen. Wer nun am meisten lernte, Armin oder Hortense, von der ihnen fremden Sprache, untersuchte zum Glück niemand, aber jene festgesetzte Stunde fanden beide regelmäßig viel zu kurz, um etwas Nennenswertes zu begreifen, und Armin blieb deshalb länger und immer länger, bis Mademoiselle, müde des Lesens, das Zeichen gab, aufzuhören, und der jugendliche Lehrmeister sich verabschiedete.

Sie gehörten in den lachenden Frühling und in die Rosenzeit, jene beiden jungen Gestalten, und Hortenses helles Lachen in all das lustige Vogelgezwitscher, das überall ringsumher ertönte. Wie drollig waren aber auch jene deutschen Worte, die sie aussprechen sollte, und wie ungelenk war die Zunge des »cher maître« für die französischen Laute. Armin aber lernte allmählich mitzulachen. Zuweilen sprang das lebhafte Kind auf, schüttelte die Fülle des lockigen, braungoldigen Haares aus der Stirn und lief fort, und er mußte dann natürlich die widerspenstige Schülerin

zurückholen. Zuerst, solange er noch im Bann der Augen des Fräuleins Fifine war, mit der ernsten, langsamen Würde eines Lehrmeisters, dann aber mit dem vollen Übermute der Jugend. Sie verfolgten und haschten einander bis zur Atemlosigkeit, wie tolle Kinder; schnell wurde ein wenig Federball dazwischen gespielt, bis Fifines Gestalt irgendwo auftauchte mit dem langgezogenen: »Eh bien?« Dann saß man wieder einander gegenüber und Hortense wiederholte, während sich die Grübchen in ihren Wangen von verhaltenem Lachen vertieften: „Ich abe, Du ast, er at“ und so weiter.

Merkwürdig still hörte sie aber doch zu, wenn ihr Lehrmeister irgend ein deutsches Gedicht vorlas.

„Das ist Musik!“ sagte sie oft. „Ich fühle, was es sagen will, wenn ich's auch absolument nicht verstehe.“

Und da wurde unter den Eichendorffschen wunderbaren Versen — und Armin las wieder und immer wieder seinen über alles geliebten Eichendorff — ganz besonders jenes so zauberhaft schön gemalte Bild ihr Liebling:

„Ich hör' ein Bächlein rauschen
Im Walde her und hin,
Im Walde bei dem Rauschen
Ich weiß nicht, wo ich bin.

Die Nachtigallen schlagen
Hier in der Einsamkeit,
Als wollten sie was sagen
Von der alten, schönen Zeit.

Die Mondesschimmer fliegen,
Als säh' ich unter mir
Das Schloß im Thale liegen
Und ist doch so weit von hier.

Als sollte in dem Garten,
Voll Rosen weiß und rot,
Meine Liebste auf mich warten,
Und ist doch so lange tot!"

Sie bat ihn sogar, ihr das Gedicht mit französischen Buchstaben aufzuschreiben und lernte es mit allem Eifer auswendig.

Einmal — der Sommer ging schon mit leisen Schritten durchs Land — als Armin gelegentlich wieder auf die Bitten seiner Schülerin jene träumerischen Verse gesprochen, stand sie schweigend auf und ging zu den Rosen, die in üppiger Fülle zwischen weißen Lilien blühten. Mit einer gewissen Hast pflückte sie einen Strauß von den roten und weißen Blüten und legte ihn auf den Tisch vor ihm hin. Er trug ihn denn auch in der Hand, als er heimging, die Duftwellen wallten fast betäubend ihm entgegen. Welch ein liebliches, gutherziges Ding sie doch war, die Kleine! Die Mutter selbst, trotz ihrer Erinnerungen an das Jahr 1812, würde sie lieb haben müssen!

Am anderen Mittag, als Armin aus dem Gymnasium kam, fand er zu seiner Überraschung einen Brief des Marquis auf seinem Arbeitstische. Er enthielt das Honorar für die Stunden mit einigen verbindlichen Worten und schloß mit der Bitte, den Unter-

richt bis auf weiteres aussetzen zu wollen, da Besuch eingetroffen sei.

Im Grunde war Armin mit der gebotenen Pause zufrieden; das Abiturientenexamen stand in Aussicht, dringende Arbeiten lagen vor und die ließen sich nun viel rascher erledigen. Eine kleine ablenkende Zerstreuung waren doch immerhin jene Stunden im grünumrankten Hause, der Ordinarius hatte schon mehrere mißliebige Bemerkungen fallen lassen über verminderte Aufmerksamkeit. So wollte er denn einstweilen auch gar keinen Versuch machen, Hortense wiederzusehen; ein anderer Weg sollte genommen werden zum Walde, der nicht an dem Gitterthore vorbeiführte.

Wenn nur die Rosen und Lilien nicht so betäubend geduftet hätten, als er diesen heroischen Entschluß faßte. Er hatte sie schon in der Hand, um sie aus dem Fenster zu werfen, aber was konnten die armen Blumen dafür, daß er immer an jenen wilden Garten denken mußte, wo sie gewachsen. Und er hielt es aus bis gegen Abend, dann wanderte er doch wieder den alten, geliebten Pfad längs der Mauer hin, dem Walde zu, am Gitterthore vorbei. Er wollte es nur seiner Schülerin sagen, daß er in nächster Zeit nicht mehr hier vorübergehen werde; so ohne weiteres ganz und gar unsichtbar zu werden, würde doch gar zu unhöflich gewesen sein. Aber kein weißes Kleid schimmerte ihm entgegen, alles war still und leer, nur die Fenster des Gartenzimmers, nach der kleinen Terrasse zu, waren erleuchtet, er meinte Gestalten sich

hin und her bewegen zu sehen, auch Fifines scharfe Stimme glaubte er zu hören. Immer wartete er noch auf Hortenses Silberlachen. Sie lachte ja, wenn er bei ihr war, so oft und gern, aber es wurde nicht laut, und da ging er dann langsam und nachdenklich wieder nach Hause.

Am folgenden Abende, eben als Armin sich wieder zur Waldwanderung rüsten wollte, kam eine Botschaft für ihn. Ein fremder Knabe brachte einen kleinen Brief, der nach Veilchen duftete. „Vom französischen Fräulein", sagte er. „Antwort brauche ich nicht!"

Mit einem seltsamen Angstgefühl riß Armin den Zettel auf. Ungeschickte deutsche Buchstaben starrten ihm entgegen. Er las:

„Lieber Lehrmeister!"

„Die Tante Duvois ist gekommen und nimmt mich mit nach Paris. Sie ist die Mutter des Vetter René, den ich später, wie Papa sagt und Fifine, heiraten soll. Ich weiß nicht, wann wir hierher zurückkommen, und werde sehr weinen bei der Abreise. Sobald wir hier sind, lerne ich weiter. Es war so schön und lustig. Ich werde Sie nicht vergessen, jamais! Au revoir! Bitte zu denken an die betrübte Hortense."

Wochenlang konnte Armin sich nicht entschließen, an jenem Hause vorüberzugehen, bis eines Tages seine Mutter sagte:

„Der Franzose ist nun auch fort. Alles ist öde und leer. Der alte Küster der Marienkirche hat es übernommen, den Garten in Ordnung zu halten, bis

sie wiederkommen. Glaube mir aber, es ist gut so, mein lieber Junge!"

Da ging er denn im Vollmondschein ganz langsam und scheu, als ob er was Unrechtes zu thun im Begriff stehe, noch einmal an das Gitterthor und schaute hinein.

Das Idyll war ausgespielt. Totenstille überall. Wie kalt erschien ihm jetzt das Silberlicht, das auf allen Wegen lag. Leise Duftwellen von dem Rosenbeet erreichten ihn, todestraurig klang das Plätschern des kleinen Springbrunnens, ein kühler Wind ließ die Bäume aufrauschen und wie im Traume mußte er jetzt den Schluß des Eichendorffschen Gedichtes vor sich hin murmeln, das der Entfernten so lieb geworden war:

„— — Als sollte in dem Garten,
Voll Rosen weiß und rot,
Meine Liebste auf mich warten,
Und ist doch so lange tot!"

„Adieu, kleine, liebe Hortense — ich sehe Dich nie wieder!"

Und es war in der That eine Trennung für immer; die lichte Gestalt seiner jungen Schülerin tauchte nicht wieder auf vor den leiblichen Augen Armins, und keinerlei Kunde drang jemals zu ihm von ihr. Wer hätte sie ihm auch bringen sollen? Die Eltern starben, als er kaum die Universität bezogen, die Verbindung mit dem weltverlorenen Heimatstädtchen war unterbrochen. Die ersten Studienjahre nahmen all sein

Sinnen und alle seine Kraft in Anspruch, er war Mediziner geworden, eigentlich gegen den Wunsch des Vaters, es trieb ihn gewaltsam in diesen mühevollen Beruf. Nach beendeter Universitätszeit voll mannigfacher Entbehrungen und stiller Kämpfe, denn das Studium war gewaltig kostspielig und zehrte sein bescheidenes Kapital fast auf, ließ ihn der Zufall die Bekanntschaft eines reichen an einer Lungenentzündung erkrankten Russen machen, eben als Armin sich zur Rückreise in die Heimat anschickte, um sich dort niederzulassen und auf Praxis zu warten. Der junge Arzt hatte das Glück, den Fremden der Genesung zuzuführen, und zum Danke dafür und weil ihm und seinem halberwachsenen Sohne der angehende deutsche Doktor so sehr gefiel, machte der russische Kaufherr ihm den Vorschlag, sein Reisebegleiter nach dem Süden zu werden. Er sollte gewissermaßen als Leibarzt bei ihm eintreten und mit dem jungen Hilmar nur gelegentlich etwas Deutsch und Geschichte repetieren. So hatte er denn ein großes und herrliches Stück Welt gesehen, um endlich — auf herzliches Zureden der neuen Freunde — in Rußland hängen zu bleiben. Aber das kleine Spitzentuch der reizenden Hortense hatte ihn überallhin begleitet. Darüber waren nun mehr als dreißig Jahre hingegangen und der vielbeschäftigte Arzt hatte ganz andere Dinge erlebt und gedacht als jene kleine Idylle vom Schlosse.

Aber seltsamerweise blieb sein Herz von der Liebe unberührt. Nicht daß er sich der Frauenschönheit gegen-

über gesträubt hätte oder geflissentlich jenem urewigen Zauber aus dem Wege gegangen wäre, aber es war eben keiner Frau gelungen, ihm mehr als ein flüchtiges Interesse einzuflößen. Und dachte er einmal über eben diese seltsame Thatsache nach, so lautete der Refrain aller seiner Überlegungen: „Ich habe keine Zeit zum Lieben und ohne Liebe keine Lust zum Freien!"

In seiner Junggesellenwirtschaft entbehrte er die Frau nicht, Iwan hing an ihm mit der Treue eines Hundes und so ging die Zeit hin, ohne daß er recht gewahrte, wie rasch die Jahre verflogen. Aber allmählich stand doch eine Sehnsucht auf nach der fernen Heimat, nach der Stille des alten Städtchens, nach dem Rauschen der Bäume des deutschen Waldes, und sie wuchs dermaßen, daß sie ihn krank machte. Und so knüpfte er denn in diesem Seelenzustande brieflich längst aufgegebene Verbindungen mit der Vaterstadt wieder an und sprach den Wunsch aus, sich dort niederzulassen um auszuruhen und da geschah es, daß man ihm eines Tages das grünumrankte Haus mit dem historischen Gitterthor anbot, das eben leer stand und verkauft werden sollte. So erwarb er es denn mit einer Hast und Freude, als sei es das denkbar schönste Besitztum der Welt.

Dieses Fleckchen allein erschien ihm unverändert, als er einzog. Er fand die Cousine schon dort, sie hatte alles nach seinen Angaben und mit der bedeutenden Summe, die er ihr dazu angewiesen, wohnlich eingerichtet und über vier Wochen nach Herzenslust dort

gewirtschaftet, um alles in stand setzen zu lassen. Sie erschrak fast über den hochgewachsenen Vetter, dessen Bart schon Silberfäden durchzogen; sie hatte ihn zwölf Jahre nicht gesehen und ihn sich viel jünger gedacht. Iwans Erscheinung aber flößte ihr beim ersten Blick auf ihn Entsetzen ein — ihrem Wunsche nach hätte sein erster Gang dem einzigen Friseur des Städtchens gelten müssen, allein, Herr und Diener lachten über dieses Verlangen, und der treue Diener behielt seinen Lockenwust. Armin durchwanderte nun mit seltsamen Empfindungen als Fremder die Heimatstadt; moderne Häuser waren entstanden, ganze Straßen hatte man angelegt, eine kleine Bahnhofstation erhob sich vor den Thoren; wenn er das einsam gelegene kleine Haus nicht erworben hätte, an dem so viele Erinnerungen hingen, er wäre wieder fortgezogen. Ein unaussprechlich süßer, melancholischer Zauber umfing ihn hier, in dem erweiterten, schlecht gepflegten Garten, es war wieder wie in dem Eichendorffschen Gedichte:

„Als sollte in dem Garten,
Voll Rosen weiß und rot,
Meine Liebste auf mich warten,
Und ist doch so lange tot!“

Der Hollunderbaum stand noch da, unter dem er einst das Käthchen von Heilbronn gelesen, während seine Schülerin eine deutsche Übersetzung zu stande zu bringen versuchte, und die Büsche von Federnelken und Goldlack, die Rosen und Lilien, deren Düfte ihn plötzlich in den Hörsälen, am Seciertische und an den

Krankenbetten, ja sogar in den Orangengärten von Sorrent überströmt hatten, sie blühten alle noch an der alten Stelle.

In seinem nunmehrigen Besitztum kannte er jedes Steinchen auf den Wegen, jeden Baum; draußen dagegen fühlte er sich fremd. Die bekannten Gesichter waren verschwunden, die damals jung gewesen, oder erschienen bis zur Unkenntlichkeit verändert, die Alten aber waren unsichtbar geworden. Statt der Kegelbahn im „roten Löwen" war ein sogenanntes Kasino aufgetaucht mit einem armseligen, geschnörkelten Garten voll moderner, kümmerlicher Blumen, und die alten Kastanien, die man hatte stehen lassen, schienen fort und fort über diese traurige Wandlung die Köpfe zu schütteln. Reiche Leute hatten sich hübsche Villen für die Sommerfrische gebaut, um Waldluft zu atmen; auch unweit des grünumrankten Hauses, das nun dem russischen Doktor gehörte, stand ein allerliebstes Schweizerhaus, die Familie eines reichen Kaufherrn der nächsten Hafenstadt bewohnte sie.

Armin empfand einstweilen, zur großen Verwunderung seiner Hausverwalterin, noch nicht die mindeste Lust, sich in eine Praxis zu stürzen, er wollte einmal eine Pause machen, wie er sagte, und erst wieder ordentlich warm werden unter den Leuten, die ihm gänzlich fremd geworden. Besuche wurden aber pflichtschuldigst gemacht und erwidert, dann sollte ein größeres medizinisches Werk begonnen werden — nur kein Gesellschaftsleben. Fräulein Marianne mußte allein die

Einladungen annehmen und verschiedene Abendfeste besuchen, Kaffee- und Theestunden ungerechnet. Für das nächste Jahr erst stellte der russische Doktor einige Mittagsgesellschaften in Aussicht, als sie ihn drängte, vorderhand aber wollte er sich nur einleben.

„Die Leute haben sich alles ganz anders gedacht“, klagte Marianne, „man hoffte, Du würdest ein Haus machen. Und ich fürchte, für eine spätere Praxis ist es schlimm, daß Du unverheiratet bist. Hier ist außer den beiden Doktoren, die doch viel jünger sind als Du, sogar der Zahnarzt verheiratet. Es ist traurig, daß Du nur für die Allgemeinheit ein Herz hast und nicht für das Individuum. Aber ich wette, zur Strafe Deiner Fühllosigkeit wird Dich die Liebe einmal Hals über Kopf überfallen und sich an Dir rächen!“

Er lachte über ihre Drohung. Sie aber sagte sich ganz heimlich im stillen Kämmerlein, daß vielleicht ihr eigenes Walten und Mühen um ihn, eines Tages diese Stunde herbeiführen würde. Der Spiegel, den sie bei dieser Reflexion zu Rate zog, zeigte ihr, daß sie für eine Achtunddreißigjährige noch recht frisch aussehe. Und war sie nicht ein Muster von Sparsamkeit und Wirtlichkeit? Und war das nicht im Grunde die Hauptsache bei der Wahl einer Frau für einen Mann seines Alters? Sie meinte, es sei doch eigentlich schade um ihn, er würde einen trefflichen Ehemann abgegeben haben. Nun, es war eben noch nicht aller Tage Abend.

Etwa drei Monate schon bewohnte der russische

Doktor das grünumrankte Haus und hatte in dem wilden Garten die Nachtigallen schlagen hören und die Rosen aufblühen und welken sehen; der Herbst ging ins Land und färbte die Blätter bunt, um sie dann im übermütigen Spiel von den Bäumen zu schütteln; da erschien zu allgemeinem Erstaunen eines Abends im Doktorhause ein Bote aus der Schweizervilla mit der Bitte, sofort herüberzukommen, das jüngste Kind sei an der Bräune schwer erkrankt, der Hausarzt über Land, die Herrschaft verreist und „Mademoiselle" allein mit der Kleinen. Sie sei es auch, die darauf bestanden, ihn rufen zu lassen.

Da galt kein Zögern, der Arzt und Menschenfreund machte sich auf den Weg. Es war ein elegant eingerichtetes Haus, in das er trat. Der Diener in glänzender Livree empfing mit dem unverhohlenen Ausdrucke lebhafter Neugierde den russischen Doktor, um ihn die mit kostbaren Teppichen bedeckten Treppenstufen hinan, und durch einige elegant ausgestattete Zimmer bis zum Schlafgemach der kleinen Kranken zu geleiten. Die Portière wurde zurückgeschlagen, die Thüre leise geöffnet. Auf der Schwelle aber mußte Armin Elbthal plötzlich, wie in jähem Schrecken, stehen bleiben.

„Hortense!" schwebte es kaum hörbar von seinen Lippen.

Saß sie da wirklich vor ihm im Scheine einer rosenroten Ampel, das Ebenbild der längst Entschwundenen? Es war die schlanke, graziöse Gestalt in Weiß,

nur größer, entwickelter, als damals jenes blühende Kind im Garten, das Köpfchen im Rahmen der braunen Flechten, die wie mit Goldstaub bestreut erschienen, das zierlich geschnittene Profil, das etwas kecke Näschen, der warme Teint. War das alles ein Zauberspiel? Träumte er? Zögernd und leise schritt er näher.

„Der russische Herr Doktor!" meldete der Diener und verschwand.

Da hob sich das gesenkte Gesichtchen zu ihm auf, es waren auch die Augen Hortenses, nur nicht sonnenhell und mutwillig wie einst, sondern ernst und hilfeflehend.

Auf dem Schoße des jungen Mädchens, an ihre Brust geschmiegt, lag im Schlummer das schwer atmende Kind, mit seinen Händchen die Hand der Pflegerin umklammernd.

„Hortense Saint Hilaire", murmelte er wie im Traume.

„So hieß meine Mama", antwortete das Mädchen mit fremdartigem Accent, ich heiße Desirée Duvois und bin Erzieherin im Reinbergschen Hause. Sie sind Doktor Elbthal, ich weiß, daß Sie Mama als Kind gekannt haben." Ein Leuchten flog bei diesen Worten über das zarte junge Antlitz. „Wie froh ich bin, daß Sie da sind! O, wie lange mühte ich mich schon, Sie einmal zu sehen, immer aber vergebens! Ich schickte heute zu Ihnen, weil ich fest überzeugt bin, Sie werden hier helfen! Wir sollen in nächster Woche nach Hamburg zurückreisen."

Die Augen senkten sich nach diesen hastig und flüsternd gesprochenen Worten wieder auf das schwer atmende Kind. Im Nu war er neben ihr, alle Gedanken und Erinnerungen, so mächtig sie auch gewesen sein mochten, sanken unter in dem Verlangen, Hilfe zu bringen, es war nur noch der Arzt, der nun ruhig untersuchte und seine Anordnungen traf in jener bestimmten klaren Weise, die jedem unwillkürlich imponierte, dem Armin in der Ausübung seines Berufs entgegentrat.

„Ich bleibe hier, wenn es Ihnen recht ist", sagte er dann, „bis die Krisis eintritt, und werde mit Ihnen die kleine Patientin bewachen."

Sie nickte mit dankbarem Lächeln, richtete aber keine Frage weiter an ihn. Lautlos auf dem Teppich wandelte die Gestalt einer alten Wärterin, die im Nebenzimmer wohnte, hin und her. Das Kind wurde auf sein Bettchen gelegt, zu dessen beiden Seiten das junge Mädchen und der Arzt Platz nahmen. Wenig nur wurde fortan gesprochen und einzig und allein Worte gewechselt, die auf die Kranke Bezug hatten. Desirée erzählte, wie bei der Abreise der Eltern, welche die größeren beiden Kinder mitgenommen, die Kleine schon gefiebert und gehustet, wie sie selbst in Todesangst die fortschreitende Krankheit beobachtet, die alte Wärterin sie aber ausgelacht habe. Man habe ihr einen anderen jungen Hilfsarzt vorgeschlagen, den der Diener zu rufen sich erboten, trotzdem sei von ihr der Befehl gegeben worden, den „russischen Doktor" Armin Elbthal, zu holen, auch schon, weil er ihnen zunächst wohne.

Er wagte nur einmal die hastige Frage: „Wo lebt Ihre Frau Mutter?“

Die Augen des Mädchens schimmerten feucht, als sie Antwort gab.

„Sie ist tot schon seit sechs Jahren — Papa noch viel länger, ich erinnere mich seiner kaum. Ich bin eine Waise, und sogenannte Freunde in Paris haben mich seit einem Jahre hier untergebracht. Wir hatten kein Vermögen, und so bin ich ganz auf mich selbst angewiesen. Und es ist so schwer, unter Fremden leben zu müssen in fremdem Lande!“

Die Stimme klang verschleiert, das Köpfchen neigte sich, helle Tropfen fielen auf das Händchen des kranken Kindes, das auf der spitzenbesetzten Atlasdecke lag. Armin schwieg, seltsam ergriffen. Das arme junge Geschöpf! Ohne Liebe, ohne Wärme ihre Tage hingehen zu sehen, wie hart! Arme Hortense! Sterben zu müssen mit dem Bewußtsein, eine Tochter schutz- und hilflos zurückzulassen in der erbarmungslosen Welt!

Und nun begann der träge Lauf jener bangen, bleiernen Stunden, die jeder kennt, der einmal an einem Krankenlager den Atemzügen eines geliebten Wesens lauschte und mit wildpochendem Herzen, in Furcht und Hoffnung, die Pulsschläge eines Kämpfenden gezählt. Die Augen des jungen Mädchens richteten sich wieder und immer wieder in stummer Angst auf das Antlitz des russischen Doktors, das aber unbeweglich blieb. Am Fußende des Bettchens kauerte die alte Wärterin, sie war aber vor Furcht und Schmerz fast

sinnlos und überließ alle Handreichungen der jungen Französin. Der Diener mußte wiederholt im Laufe dieser qualvollen Nacht den Gang zur Apotheke antreten, das übrige Hausgesinde drängte sich flüsternd in der Küche zusammen, in Sorge und Aufregung. Endlich fing der Atem an ruhiger zu werden, die stürmischen Erscheinungen der schrecklichen Krankheit sänftigten sich und als der erste Sonnenstrahl durch die Vorhänge sich stahl, sagte die tiefe warme Stimme des Arztes: „Das Kind ist gerettet!"

Statt aller Antwort beugte sich das junge Mädchen plötzlich über die Hand, die er ihr reichte, und küßte sie.

Es war eine seltsame Erregung, die ihn ergriff bei dieser rührenden Dankbarkeitsbezeugung.

„Lassen Sie, bitte, jetzt den Hausarzt rufen", sagte er noch beim Weggehen, „ich war ja nur sein notgedrungener Stellvertreter. Aber ich meine, Sie dürften nun, sobald die Eltern unseres Sorgenkindes heimkehren, ohne Verzug das grünumrankte, jetzt freilich herbstlich geschmückte Haus besuchen, das Ihre Mutter als Kind bewohnt, und den wilden Garten, wo sie so fröhlich gespielt. Meine Cousine, Fräulein Marianne Weber, wird sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Sie ist meine musterhafte Hausverwalterin."

Strahlenden Blickes reichte Desirée ihm die Hand.

„Gewiß komme ich, zunächst aber, um Ihnen nochmals zu danken und von Mama zu plaudern. Gesegnet sei die Krankheit der kleinen Fanny, die mir den Jugendfreund der Mama zuführte. Ich habe ja

die deutschen Übungshefte von ihr und ein deutsches Buch, das „Käthchen von Heilbronn", mit Ihrem Namen und ein Gedicht von Eichendorff und endlich jenen Ball, den sie Ihnen einmal ins Auge geworfen. Mama sprach ja immer davon, daß wir einmal nach Deutschland reisen würden, um das grünumrankte Haus und Armin Elbthal zu sehen! Auf Wiedersehen also, auf baldiges Wiedersehen!"

Schon am Abende dieses Tages kehrten die Abwesenden zurück. Aber weit entfernt, glücklich und dankbar zu sein, nachdem sie das Geschehene erfahren, war Madame vielmehr entrüstet, daß Mademoiselle aus eigener Machtvollkommenheit einen fremden Arzt, der nicht einmal seine Karte bei ihnen abgegeben, gerufen habe. War denn solche Eile durchaus notwendig gewesen?! Die alte Wärterin schürte die auflodernden Flammen durch ihre Berichte; konnte sie es doch nicht verschmerzen, daß die kleine Gerettete überhaupt viel mehr Neigung der Fremden entgegentrug als ihr. So stellte sie denn die Sache als bei weitem weniger gefahrdrohend dar. Der Hausherr allein faßte das Geschehene ruhig und objektiv auf und erklärte die Handlungsweise der jungen Erzieherin für durchaus korrekt. Aber vielleicht eben deshalb erhitzte sich die heißblütige Herrin nur immer mehr, und während Herr Reimer sich beeilte, dem russischen Doktor seinen Besuch zu machen, um ihm seinen Dank auszusprechen, fielen heftige Worte, und Madame erklärte endlich der jungen Dame, daß es wohl für

beide Teile besser sein dürfte, sich zu Neujahr zu trennen.

Zum höchsten Erstaunen von Madame bat jedoch Mademoiselle, das Haus noch am heutigen Tage verlassen zu dürfen.

Ein Billet Desirées unterrichtete Armin Elbthal alsbald von dem Vorgefallenen. Fräulein Duvois wünschte sofort ihre Beziehungen zu den Bewohnern der Schweizervilla zu lösen, hatte dies wiederholt sanft und fest erklärt und schließlich auch keinerlei Widerspruch mehr erfahren. Sie schrieb, daß sie beabsichtige, nach Paris zurückzukehren, um von dort aus sich eine andere Stelle zu suchen, und bat nur um ein Obdach für wenige Tage im Doktorhause.

Eben dies kleine Blatt, bedeckt von zitternden Schriftzügen, in der Hand, trat Armin in das Zimmer Mariannes.

„Ich bitte Dich, Fräulein Duvois sogleich drüben selbst abzuholen und sie einzuladen unser Gast zu sein, solange es ihr gefällt“, sagte er, nachdem er den Brief vorgelesen, „ich bin fest überzeugt, Du wirst an ihr eine angenehme Gesellschafterin finden für den Winter, und sie wiederum kann und wird von Dir vielerlei lernen. Das arme Ding, das man so früh in die Welt hinausstieß, ist ja noch ein Kind! Um meinetwillen verlor sie ihre Stelle und selbst wenn ich ihre Mutter als Kind nicht gekannt hätte — Deine Eltern wohnten damals noch nicht hier, Marianne; ich erzähle Dir ein andermal

davon — so fühle ich jetzt eine Art Verpflichtung ihr gegenüber."

„Wenn der Besuch nicht lange währen soll, habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß sie unser Gast wird, und überdies — Du bist ja Herr im Hause. Ich hoffe, sie ist bescheiden und angenehm."

„Davon bin ich fest überzeugt. Wenn sie ihrer heiteren Mutter gleicht, so würde sie ein freundliches Element für den langen Winter sein, im Falle Du sie hier festhalten möchtest. Meine große Arbeit über die Krankheiten des Altertums und ihre Behandlung wird mich sehr beschäftigen, Du wirst, fürchte ich, sehr viel allein sein, liebe Marianne."

„Wir wollen sehen, wie es sich macht. Offen gestanden, halte ich die Französinnen für entsetzlich unwissend in der Küche und Haushaltung, außerdem für leichtsinnig und kokett, selbst wenn sie noch in den Kinderschuhen stecken. Ich habe das auch oft gelesen. Es sind eben herumflirrende Cikaden, nur zum Tändeln gut, Geschöpfe, die eine wohlgeordnete Häuslichkeit nicht vertragen. Wenn sie mir aber ordentlich helfen will in jeder Weise, obgleich ich im voraus überzeugt bin, daß sie über die Maßen ungeschickt sich anstellen wird, so wollen wir es eben versuchen. Holen werde ich sie, ich möchte mir doch die vielgepriesene Einrichtung jener hochmütigen reichen Leute da drüben einmal ansehen, die sich von ihrem Diener, wie mir die Frau Bürgermeisterin erzählte, den Staub in den Zimmern abwischen lassen. Auch möchte ich der Dame des Hauses

zeigen, daß andere Leute ebenfalls das Recht haben dürften, von oben herabzusehen! Es ist empörend, Dich nicht anzuerkennen!"

Sie reckte sich in ihrer ganzen Höhe empor und ging, um eine besonders sorgfältige Toilette für diesen Besuch zusammenzustellen. Der „Liebe Mühe" war aber umsonst, denn die Herrin der Schweizervilla ließ sich vor ihr nicht blicken, sie sei mit dem Einpacken beschäftigt, hieß es. Die Unterredung mit Desirée Duvois war kurz, aber freundlich; der Zorn, den Marianne der Herrin entgegentrug, war vielleicht die Ursache, daß sie dem jungen Mädchen mit einer gewissen Zutraulichkeit entgegenkam, die sonst nicht in ihrem Wesen lag. So hatte diese Zusammenkunft denn die Folge, daß trotz des Bedauerns des Hausherrn die Erzieherin der Reimerschen Kinder noch an demselben Abende in das grünumrankte Haus des russischen Doktors übersiedelte.

Mit Rührung und Freude betrat Desirée das Fremdenstübchen, das nach dem Garten hinausging, und richtete sich dort ein. Nach wenigen Stunden schon drang ihr silberhelles Lachen in das Arbeitszimmer Armins und ließ ihn unwillkürlich die Feder niederlegen. Iwan war ihr nämlich in den Weg gelaufen und hatte ihr sofort nach ihrem freundlichen Gruße in seinem Kauderwelsch auf enthusiastische Weise seine Dienste angeboten. Welch ein neuer, köstlich erfrischender Klang war dieses Lachen! Würde sich's nicht noch einmal so gut arbeiten lassen, wenn solch ein Lachen das Haus dann und wann durchzog wie die Töne eines hellen Glöckchens?

Brauchte man nicht auch Lerchensang und Blumenduft zum Leben, um frisch und jung zu bleiben im Herzen, wenn auch Marianne erklärte, alle „unnützen" Dinge seien entbehrlich? Es mußte erquickend sein, einmal nicht immer und immerfort das Schlüsselgerassel der unermüdlich das Haus durchwandernden Wächterin zu hören und ihre stets gereizt klingende Stimme, wenn sie den Dienstboten Vorlesungen hielt, ebenso nicht unablässig, zum Beispiel auch bei Tisch, das einförmige Knarren der Wirtschaftsmaschine zu vernehmen, wenn Marianne sich in Kalgen erging über die teuren Preise der Lebensmittel und die Fehler der alten Käthe und Iwans.

Die mittäglichen und abendlichen Unterhaltungen nahmen mit dem Erscheinen Desirées eine andere Wendung. Zum erstenmal in dem langen Junggesellenleben tauchte die Erscheinung eines jugendlichen weiblichen Wesens auf, das sein einförmiges Dasein gleichsam in andere Beleuchtung setzte.

„Sie wird Dich nur stören!" hatte Marianne prophezeit, „und dabei Unordnung in alle Zimmer bringen. Dergleichen Geschöpfe lassen nämlich überall irgend etwas liegen und stellen keinen gebrauchten Gegenstand wieder an den richtigen Platz. Wenn Du nur nicht Deine Güte bereust!"

Wie konnte denn aber eine frische Rosenknospe, die man ins Zimmer getragen, stören?! Desirée erfüllte gleichsam das ganze alte Haus mit dem süßesten Parfüm der Welt, dem Rosendufte der Jugend. Und während

Armin der Tochter Hortenses jedes Plätzchen zeigte, wo Hortenses Füßchen umhergetrippelt, und die Bäume im Garten und Walde, die einst über ihrem lieblichen Kinderhaupte gerauscht vor langen, langen Jahren, da fühlte er es selbst durch seine Adern rinnen wie einen Strom der Verjüngung. Mit Rührung hatte er aus den Händen des jungen Mädchens die Schreibhefte Hortenses empfangen und seine eigene Abschrift des Eichendorffschen Gedichtes und endlich auch, wie im Traume, jenen Ball berührt, der damals, unsanft zwar, die Bekanntschaft vermittelt. Das armselige Ding da existierte noch — und wo war sie, jenes strahlende, lebensfrohe Geschöpf, der Gegenstand seiner ersten Schwärmerei?!

Desirée hatte ihm auch allmählich erzählt, wie der „Papa" durch „Unglück" und „falsche Freunde" das Vermögen des Großvaters, sowie sein eigenes verloren, ihre Andeutungen aber genügten, um Armin erkennen zu lassen, daß Hortenses Geschick den Händen eines Spielers anvertraut gewesen war, der als Schluß der Tragödie seinem Leben ein Ende gemacht hatte, das Dasein seines armen Weibes vergiftend durch die entsetzlichsten Erinnerungen. Mit feuchten Augen schilderte Desirée ihr Zusammensein mit der geliebten Mutter und wie diese darauf bestanden, daß ihr Kind die deutsche Sprache gründlich erlerne, und selbst stets an diesen Lehrstunden teilgenommen. Und endlich redete sie mit erstickter Stimme von dem allmählichen Auslöschen der Lebensflamme der Teuren, von den

großen, verklärten Augen, von den Hoffnungsträumen einer Reise nach Deutschland und dem schmerzlosen Entschlummern.

Wie ergriff den Hörer die schlichte Darstellung des Mädchens von dem liebelosen, freudenarmen Dasein unter Fremden, zuerst unter dem Dache jener kalten Menschen, die sich Verwandte und Freunde des Papa genannt, und die das verlassene Kind doch nur in ihrem Hause duldeten mit dem Wunsche, sich seiner bald zu entledigen. Die schönen Augen aber leuchteten auf, als sie von dem einzigen Freudenjahre ihres jungen Lebens redete, von dem Kloster der Schwestern des sacré cœur, wohin man sie geschickt, damit sie „endlich etwas lerne", um sich dann selbst „fortzuhelfen."

Ach, das war ein Wandeln in einem Blumengarten voll Lilien und Rosen, ein Atmen in einem Asyl des Friedens und der Liebe, und die bittersten Thränen, die Desirée Duvois geweint seit dem Scheiden der Mutter, galten der Trennung von den frommen Schwestern. Das junge Mädchen krankte an Heimweh nach dem stillen Kloster, bis die von den Verwandten vorbereitete Übernahme der verschiedenartigen, schweren Pflichten im Hause des reichen Kaufherrn ihr keine Zeit mehr ließ zum Hangen und Bangen, sondern vielmehr die Anspannung aller ihrer Kräfte gebieterisch forderte.

„Ach, ich sah ein, daß ich solcher Stelle noch nicht gewachsen war", schloß sie, „und daß ich lernen — viel, viel lernen muß! Und wenn Sie mich glücklich machen wollen, so geben Sie mir um Mamas willen in den

Tagen oder Wochen, die ich hier verleben darf, einigen Unterricht; Sie sollen sich gewiß nicht über Mangel an Fleiß ihrer dankbaren Schülerin zu beklagen haben.

Mit welcher Lebhaftigkeit versprach er ihr das, mit welchem Feuereifer von beiden Seiten wurde nun der Stundenplan entworfen und streng eingehalten und Marianne war zufrieden mit dieser Einrichtung — im Haushalte wußte sie die Fremde doch noch nicht genügend zu beschäftigen.

Eine anmutige Neuerung hatte Desirée übrigens gleich in den ersten Tagen ihrer Übersiedelung eingeführt; sie plünderte in Begleitung Iwans die Gärtner des Städtchens, und grinsend schleppte der Alte eine ganze Ladung Blattpflanzen herbei, mit denen das junge Mädchen vor allem das Arbeitszimmer des russischen Doktors schmückte. „Es muß freundlich aussehen da wo man arbeitet", sagte sie, „und ich werde die Pflanzen sorgsam pflegen, damit niemand Last und Mühe von ihnen hat — nur Freude. Und jetzt kommt ja der Winter, da muß man sich eine Erinnerung an den Sommer ins Haus tragen und eine Hoffnung auf den kommenden Frühling."

Und seitdem huschte sie zur bestimmten Stunde zu Armin herein und er sah ihr über die Arbeitsblätter verstohlen zu; — wie war doch jede Bewegung voll Grazie und Lieblichkeit, wie erinnerte ihn ihr ganzes Sein und Wesen an die kleine Hortense. War ihm doch zuweilen, als müsse er seine Schulbücher wieder hervorsuchen, um in den Wald zu laufen.

Er lächelte freilich über sich selbst, sobald Desirée verschwunden war, stellte sich vor den Spiegel und rief, sein eigenes Ich verspottend:

„Toller Graukopf, wirf alle diese Blumen aus dem Fenster und schließe Deine Thür zu! Marianne hat recht: die Kleine stört Dich!“

Und doch — weit auf hätte er die Thür reißen mögen, um die frische, sonnige Mädchengestalt in ihrer jungen Schönheit hereinstrahlen zu lassen in sein mit alten Folianten angefülltes Arbeitszimmer.

Marianne nun war im stillen erzürnt über die Blumenplantagen im Hause, die nur die Fensterbänke verdarben und erhöhte Arbeit brachten; da aber die neue Hausgenossin alle Arbeit, die mit ihnen zusammenhing, auf sich nahm und Iwan sich um ihretwillen auf jeden Wasserflecken stürzte, um ihn sofort wegzuwischen, mußte sie sich achselzuckend zufrieden geben. Er folgte nun einmal dem jungen Mädchen wie ein treuer Hund und bewunderte alles an ihr; drang er doch eines Tages in die Arbeitsstube seines Herrn, voller Entzücken über einen kleinen Stiefel, der ihm zur Reinigung anvertraut worden war. Er hatte das niedliche Ding über ein paar Finger seiner breiten Tatze gezwängt und kam zu fragen, ob der Herr Doktor jemals in seinem Leben solche kleine Füße gesehen. Zu seinem größten Erstaunen wurde er mit einem tüchtigen Verweis, wenn auch ohne die übliche Verlesung der Liste, fortgeschickt.

Im allgemeinen gestaltete sich das Verhältnis der

beiden Frauen zu einander leidlich, obgleich ohne jede Wärme von irgend einer Seite. Desirée ließ sich aber doch wenigstens zu einigen Dingen verwenden; sie zeigte sich äußerst geschickt mit der Nadel, eine Fertigkeit, die sie den Klosterschwestern verdankte, war sehr fleißig und entwickelte den feinsten Geschmack in Bezug auf Toilette. Da gab es denn freilich allerlei zu ändern und zurechtzumachen für Fräulein Marianne. Auch die Hoffnung von der neuen Hausgenossin ein elegantes Französisch zu lernen, trug dazu bei, in Mariannes Seele den Gedanken Desirée vor dem Frühling scheiden zu sehen, zu verbannen.

Armin fühlte sich als Lehrer ganz besonders wohl. Abgesehen von der Annehmlichkeit der regelmäßigen Beschäftigung mit geistigen Dingen, mit Wahrheit, Wissenschaft und Schönheit, regten ihn die Fassungsgabe und der Eifer seiner Schülerin lebhaft an. Das junge Mädchen wiederum sah zu ihm empor mit einem Gemisch von Dankbarkeit und Bewunderung. Ihre Seele verlangte nach Klarheit, ihr Geist war in seltener Weise wissensdurstig — die Unterrichtsstunden wurden somit für beide zu einer Quelle von Vergnügen und Genuß. Im Frühling wollte man im Freien studieren nach des Lehrmeisters Vorschlag und Desirée widersprach nicht bei der Aussicht, noch länger in dem grünumrankten Hause bleiben zu müssen.

„Ich kann Sie jetzt nicht eher entlassen als bis ich sagen darf, Sie sind vollständig gerüstet, mein Kind!“ behauptete er, und sie strahlte ihn an mit

dankbaren Augen. Eines Tages aber hoch errötend, bat sie mit lieblichem Lächeln den Lehrmeister und Freund der verklärten Mama um das Du.

„Wollen Sie dann auch erlauben, daß ich Sie Onkel nenne? Sie sind ja für die Verlassene der beste und einzigste Freund in der Welt!"

„Und für alle Zeiten der treueste, mein Kind!" rief er warm und nahm ihre Hand. „Du hast recht, die Tochter meines Jugendideales muß mir auch äußerlich näher treten und von mir anders angeredet werden, als jede beliebige Fremde. Dann mußt Du aber auch „Du" zu mir sagen, liebe Desirée, denn einen Onkel pflegt man doch nicht „Sie" zu nennen! Willst Du?"

Das junge Mädchen nickte.

„Jetzt erst werde ich mich ganz zu Hause fühlen — aber nicht wahr, Fräulein Marianne brauche ich doch nicht Tante zu nennen? Ich fürchte, daß ich das nicht kann. Wir sind einander noch so fremd."

„Marianne würde das auch nie verlangen", antwortete er lächelnd. „Richte das ganz nach Deinem und ihrem Belieben ein, denn immerhin ist es geboten, Dich gut mit ihr zu halten!"

„Natürlich! O, ich will mich auch recht mühen und versuchen, so viel als möglich von ihr zu lernen. Bis jetzt habe ich gar nicht gewußt, was es heißt, eine deutsche Haushaltung zu führen!"

Marianne schaute zwar etwas verwundert darein bei der Entdeckung der veränderten Anrede beider, fand sie aber im Grunde begreiflich.

„Sie ist Dir gegenüber noch ein Kind, lieber Vetter“, sagte sie, „und als Kind muß sie auch von Dir behandelt werden. Ich bin zufrieden, wenn sie den Winter dableibt, denn Du bist heiterer geworden, sie ist eine Art Spielzeug für Dich und dergleichen braucht ihr Männer ja immer!“

Ja, er war heiterer geworden, ohne Frage, wunderbar heiter, der sonst so ernste „russische“ Doktor; er blieb jetzt länger im Wohnzimmer als sonst, — er unternahm weite Spaziergänge mit Desirée, wenn Marianne erklärte, eine Kaffeegesellschaft geben zu müssen; sie wanderte dann meist mit ihm in den Wald hinaus, trotz des winterlichen Wetters.

Sie war auch im Nu fertig, wenn er sie mitzunehmen wünschte, schnell gerüstet wie ein Soldat, während seine Cousine ihn durch die feierliche Langsamkeit ihrer Vorbereitungen zur Verzweiflung brachte, ebenso durch das häufige Zurückgehen und Umkehren, um Vergessenes zu bestellen.

Abends las er nach Tisch zuweilen vor — Desirée war eine so angenehme Zuhörerin, nie störte sie den Vorleser durch Einwürfe, Fragen, Ausrufungen wie Marianne, sie ließ nur dann und wann die Arbeit sinken und sah ihn an, und es war, wie Armin meinte, eine seltsame Herzerquickung, diesen Augen dann zu begegnen. Schloß er das Buch, dann plauderte sie

in ihrer lebhaften Weise, fragte, äußerte ihr Entzücken und verwickelte ihn oft in ein Gespräch, dem erst Mariannes Machtspruch und ihre verdrießliche Mahnung, daß es Zeit sei, zur Ruhe zu gehen, ein gewaltsames Ende bereitete.

Auf Desirées Bitten las er oft Eichendorffsche Gedichte, die einen tiefen Eindruck auf sie zu machen schienen, aber auch kleinere Novellen wählte er für sie aus, Stifters Studien, die jetzt längst vergessenen, bezauberten sie, und die Chronik eines fahrenden Schülers von Klemens Brentano entlockte ihr Thränen. Die ernste Lektüre der Klassiker bildete einen Teil der Lehrstunden. Und so hielt er denn gleichsam diese junge Seele in seinen Händen, sah diesen strebsamen Geist sich entwickeln in deutscher Atmosphäre — nichts trat heran und durfte herantreten an dieses liebliche Wesen, was er ihr nicht gleichsam zuführte.

Es war ihm allmählich, als hätte er erst jetzt seine eigentliche Lebensaufgabe gefunden, ein Gefühl der Befriedigung kam über ihn, wie er es nie zuvor gekannt.

„Ich hätte jetzt in der That gar keine Zeit für eine bewegte Praxis", sagte er sich oft, „im nächsten Winter ist es früh genug, wieder zu beginnen!"

So schwand der Winter hin wie ein Traum — das junge Mädchen hatte sich unvermerkt aller jener kleinen Hausangelegenheiten bemächtigt, die sich auf Armins Person bezogen und die Marianne entweder über den Haushaltungsgeschäften vergaß oder unregel-

mäßig besorgte. Sie bereitete ihm seinen Morgen- und Nachmittagskaffee, sie mußte seine Handschuhe zu finden, die Iwan als das Unnützeste der Welt stets verlegte. Seinen kleinen Eigenheiten und einsiedlerischen Gewohnheiten hatte Marianne nie Rechnung getragen, die junge Hausgenossin fand sie heraus und pflegte sie. Mariannes Sorge für ihn und sein Behagen war eben nach einer ganz bestimmten Schablone zugeschnitten. Wie sich ihre eigene Erscheinung vom Morgen bis zum Abende mit peinlichster Sorgfalt in Scene setzte, in gleicher Weise einen Tag wie alle Tage, so ihr ganzes Schalten und Walten in Bezug auf ihn. Er sollte sie durchaus als Musterhausfrau erkennen, hoch halten lernen und — schließlich unentbehrlich finden, das war ihr Ehrgeiz. Es mußte dann — zur Belohnung solcher Pflichttreue — sagte sie sich, ein Tag kommen, wo er sie bat: „Sei nun in Wahrheit meine Hausfrau!" Einmal mußte doch seine Stunde erscheinen, sie hielt fest an diesem Glauben, einmal mußte er fühlen, daß das Herz nicht nur ein unbequemer Muskel, sondern ein unabweisbares und unerklärliches Etwas sei, das sein Recht verlange früher oder später. Die Kinderei mit jener kleinen Französin, jene Gymnasiastenliebe, von der er ihr flüchtig erzählt, als die neue Hausgenossin angekommen, verdiente ja gar nicht erwähnt zu werden.

So hoffte sie denn still immer weiter.

Zum erstenmal feierte der russische Doktor, seit er sein Elternhaus verlassen, ein heiteres Weihnachts-

fest, zum erstenmal strahlte ihm das Licht des Christbaumes erwärmend ins Herz, zum erstenmal kniete er nieder, wie ein gläubiges Kind in der Christmette, neben ihm Desirée, in Andacht versunken.

Das junge Mädchen war voller Heimlichkeiten viele Wochen lang gewesen, sie steckte ihn an mit ihrer Kinderfreude und Erwartung und ihre Glückseligkeit im Geben und ihre Dankbarkeit im Nehmen waren rührend.

„Ich kann Dir nie genug danken, Du hast mir ein neues Heim geschaffen, auf das ich nie mehr gehofft“, sagte sie mit feucht schimmernden Augen zu ihrem Beschützer, „ich war seit Mamas Tode noch nie wieder so froh und sorglos wie jetzt! Wo aber werde ich im nächsten Winter sein?! Nun, wenigstens habe ich ein Zuhause, wohin ich allezeit meine Gedanken schicken darf!“

„So Gott will, bist Du noch hier, Desirée, Du hast bis dahin Deine Studien noch nicht vollendet trotz Deinem Fleiß. Warte geduldig, bis ich Dich feierlich examinieren lasse!“ lautete die Antwort.

Und der Frühling kam ins Land, schneller und glanzvoller denn je, so meinten Lehrmeister und Schülerin, und der wilde Garten warf sein Winterkleid ab und erschien so reizvoll frisch und blütengeschmückt wie eine junge Schöne in Balltoilette. Die Nachtigallen sangen allabendlich von ihrer Liebe Lust und Leid und weckten gefährliche Träume in den Herzen der Menschen, der Flieder und das Geisblatt

dufteten berauschend und die Narzissen schauten still mit großen, frommen Kinderaugen in die blühende Welt. Der Wald stand im frischesten Grün, die Vögel jubelten in allen Tonarten, Schmetterlinge und Käfer taumelten umher in trunkener Daseinsfreude, wer konnte es da in den engen Mauern, von Menschenhänden aufgerichtet, aushalten?!

Das Ziel der Wanderung, auf welcher Desirée stets den russischen Doktor begleitete — Marianne hatte gewöhnlich gerade dann keine Zeit, wenn sie eben aufbrechen wollten — war meist jener kleine Tempel auf der Höhe, den das junge Mädchen mit Jwans Hülfe so behaglich wie irgend möglich eingerichtet hatte. Sehr oft wurde auch oben auf der kleinen Kaffeemaschine der braune, belebende Trank gebraut oder ein Glas Wein genommen, und es umfing den ernsten Mann wie ein heiterer Traum, wenn Desirée für ihn allein die Wirtin machte und sich mit einer Handarbeit ihm dann gegenübersetzte in den Fensterbogen. Die wirren, schwanken Zweige der Jungfernrebe, untermischt mit Epheu, hingen so tief herab, daß sie das reiche Haar des gesenkten Köpfchens, mit seiner fesselnden Profillinie berührten. Dann und wann warf sie die Arbeit beiseite, um den Vögeln, die furchtlos zu ihr her flatterten, Futterkrümchen hinzustreuen.

„Hortense!" rief es in seinem Herzen — und die Augen hingen doch an ihrem Kinde; wunderlich vermischten sich die beiden Bilder, Vergangenheit und Gegenwart, und flossen ineinander.

Armins Sorge war stets, daß Marianne diese harmlosen Zwischenmahlzeiten entdecken und ihnen ein jähes Ende bereiten könnte. Sie paßten ja durchaus nicht in die hergebrachte Tageseinteilung. Er sprach das auch Desirée gegenüber halb scherzend aus und sah oft sorgenvoll spähend den Weg hinab nach der kleinen gedrungenen Gestalt in dem gewaltigen Gartenhute und sittsam gerafften Kleide, aber niemand kam, zu seiner Herzenserleichterung.

„Weißt Du, Onkel, wie Mama mich immer nannte?“ fragte Desirée eines Tages auf dem Heimwege.

„Nun, wie sollte ich das ahnen?“

„Papillon, Schmetterling! Es wäre so hübsch, wenn Du mich auch so nennen wolltest, solange ich noch bei Dir sein darf!“

„Das soll geschehen, um so mehr, als mir diese Benennung sehr richtig erscheint für Deine Beweglichkeit, mein Kind. Aber Du kränkst mich durch Deine wiederholten Anspielungen an ein Fortfliegen. Oder behagt es Dir nicht mehr, ist es für Dich zu einsam — quält Dich Marianne mit ihren Pedanterieen? Gesteh mir's aufrichtig!“

Er blieb stehen und sah zu ihr nieder, der leichten anmutsvollen Gestalt im blaßroten Kleide. Den runden Sommerhut hatte sie abgenommen, ein leichter Windhauch trieb die Löckchen von der Stirne.

„Nein, nein!“ rief sie hastig. „Ach, Onkel, wie kannst Du so fragen? Ich bliebe am liebsten bei Dir, solange ich lebe, Du mußt das doch wissen! Vielleicht“

— und ein schalkhaftes Lächeln blitzte auf und zeichnete ein Grübchen in die linke Wange — „verheiratet sich Fräulein Marianne noch und dann werde ich Deine Haushälterin, wenn Du Geduld mit mir haben willst!“

Marianne sich verheiraten! Wie ihn dieses Wort traf! Seltsam, daß ihm dieser Gedanke nie gekommen.

„Warum sollte das nicht möglich sein?“ fragte er sich, langsam weiterschreitend. „Es geschehen größere Wunder auf Erden!“ Ja, dann würde und sollte Papillon an ihre Stelle treten, und sie sorgte gewiß gut für ihren „Onkel“, und das ganze Hauswesen würde einen heitereren, freieren Zuschnitt bekommen. Wie reizend das sein müßte! Aber freilich hier, an Ort und Stelle, fand sich schwer ein passender Freier für Marianne, man wußte nur zu genau, daß sie vermögenslos sei — —

„Warum bist Du so still und nachdenklich, lieber Onkel?“ fragte eben eine melodische Stimme.

Er fuhr auf.

„Ich dachte über die Blindheit der Männer nach, den wirklich guten Eigenschaften des Weibes gegenüber. Marianne zum Beispiel, wäre ein Schatz für jeden Mann in ihrer Häuslichkeit und Sparsamkeit, man kann sich, ich weiß das am besten, keine klügere Wirtin wünschen. Noch einmal und noch tausendmal, lerne so viel wie möglich von ihr in Bezug auf die Kunst des Wirtschaftens, Papillon!“

Als Armin in sein Arbeitszimmer trat, fand er einen Brief seines ehemaligen jungen Reisegefährten und Schülers Hilmar von Ussikow vor, den ersten, den er in seinem deutschen Heim von ihm erhielt. Die Korrespondenz war nie sehr lebhaft gewesen zwischen den beiden, aber Armin wußte, daß trotzdem Hilmar an ihm hing, und er selbst interessierte sich für diese von seinem eigenen Wesen so verschiedene Männernatur, für dieses verwöhnte Glückskind, das bestimmt schien, fort und fort im Sonnenschein zu wandeln; aber wenn Hilmar scherzend schrieb, daß ihm das Vergnügen keine Zeit zum Briefeschreiben lasse, so durfte damals Armin sagen, die Arbeit lasse ihm keine Zeit. Lebhaft erregte ihn nun heute folgende Stelle:

„Erschrick also nicht, alter Freund und Mentor, wenn ich eines Tages nicht mehr brieflich, vielmehr leibhaftig vor Dir erscheine und in Dein Arbeitszimmer falle. Die Ärzte schicken mich eigentlich nach dem Süden, aber ich halte zunächst Deine Heimat, oder eigentlich Deine Nähe für den wirksamsten klimatischen Kurort für mich. Du kannst Dir dann den Einband meines Lebensbuches einmal gründlich ansehen und mir offen sagen, ob es noch lohnt, ihn auszuflicken. Die Brust ist gesund — Nervenabspannung, dazu ein Herzleiden, so benennen die hiesigen Ärzte mein Leiden. Ich sehne mich nach anderer Luft, nach einer anderen Lebensweise, nach einem — lache nicht — philiströsen Stillleben. Vielleicht hole ich mir auch unterwegs eine deutsche Frau. Aber ver-

stehe mich recht — um alles keine Herzenserregung mehr — das ist abgethan. Ich habe ausgetobt und meine Schiffe hinter mir verbrannt. Das Meer der Leidenschaft habe ich die Kreuz und Quer durchschifft, die Frauen haben mich verwöhnt — und leider immer die schönsten — ich bin nun mit den Jugendillusionen fertig, glaube es mir, obgleich ich noch nicht die vierzig erreichte — erst im nächsten Winter gedenke ich, an diesem Marksteine anzulangen, allwo man, dem on dit zufolge, in allen Landen „vernünftig" werden soll. Du weißt genug von meinem Diplomatenleben in St. Petersburg, das ich nun quittierte ohne eine nennenswerte Stufe erreicht zu haben, um zu begreifen, daß mir jetzt nur eines not thut, eine kluge praktische Hausfrau, wie man sie nur bei Euch findet. Nur keine, die noch sentimentale Ansprüche macht, nur keine, die noch jung — nein, einzig und allein eine, die sich zur Landwirtin eignet und mit fester Hand die Zügel meines Hauswesens ergreift und mich umsorgt. Ich bin reich genug, nachdem ich das Gut des lieben verstorbenen Papa meinem jüngeren Bruder überlassen und sein Haus in Petersburg ebenfalls, mich irgendwo anzukaufen wo es mir eben behagt, einen tüchtigen Verwalter zu nehmen und meinen alten Liebhabereien, der Musik und Malerei zu leben. Zur eigentlichen Arbeit werden wir nun einmal in unseren Regionen nicht erzogen, Du hast es gesehen — das Arbeiten lernt man nur bei Euch in allen Schichten der Gesellschaft.

Ich lerne es zwar nun nicht mehr, aber ich werde mich, das ist mein fester Wille, anständig beschäftigen und meine Frau wird ein behagliches Leben führen. Wenn sie nicht musikalisch, desto besser, denn entweder ist sie es in höherem Grade als ich und dann langweile ich sie, oder in geringerem Grade und dann langweilt sie mich. Wer weiß, ob mir nicht in Deinem Städtchen das begegnet, was ich suche. Das wäre mir das Liebste. Denn zu einem anderen Arzte, als zu Dir, würde ich mich schwer entschließen in der Fremde. Du hast mir den guten Papa einst gesund gemacht und warst doch damals erst ein angehender Heilkünstler — Du wirst auch mich wieder zusammenflicken.

Also nochmals: erschrick nicht, wenn sich plötzlich, vielleicht früher als Du denkst, bei Dir in Scene setzt Dein Hilmar.

Schreibe mir ein paar Zeilen nach Berlin, wo ich im „russischen Hofe" absteigen werde, — mit der Bemerkung restante — sobald Du diesen meinen Brief gelesen, ob Du zu Hause und ob ich kommen darf."

Als Armin im Speisezimmer zum Abendbrot erschien, sah er so erregt aus, daß Desirée sofort rief:

„Onkel, Du hast uns etwas Besonderes zu erzählen!"

„Du hast recht", antwortete er, immer noch ein wenig zerstreut, „ein Besuch ist uns angekündigt worden."

„Dem Himmel sei Dank, die jungen Gemüse sind

jetzt da!" warf Marianne ein. „Wer ist es denn? Irgend ein alter Kasaner Professor?"

„Nein, ein jüngerer Freund, ich habe Dir den Namen schon genannt, Hilmar Ussikow, ein halber Deutscher; seine Mutter stammte aus den Ostseeprovinzen. Ich kurierte vor langen Jahren seinen erkrankten Vater und begleitete denselben damals nach dem Süden."

„Ach, dann werden wir unsere Stunden aber unterbrechen müssen, lieber Onkel."

„Durchaus nicht, Kind! Er wird ein Hausgenosse sein, der uns nicht im geringsten in unserer Hausordnung stört."

„Aber er wird als Russe den Thee aus Gläsern trinken, die dann Iwan, der ihn doch jedenfalls bedienen soll, dutzendweise zerbrechen wird; ich hörte, daß die Russen fortwährend ein Glas Thee im Zimmer haben müssen. Iwan wird überhaupt gar nicht mehr zu bändigen sein, wenn er einem veritablen Landsmann zuerteilt wird. Ich fürchte, daß Dein Freund ihn dann vollends gründlich verdirbt. Hat Baron Ussikow — denn Baron ist er doch — irgend welche Gewohnheiten, was das Essen und Trinken betrifft? Wird er in allen Räumen rauchen? Das kann ich durchaus nicht zugeben, lieber Vetter; vor acht Tagen wurden frische Gardinen aufgesteckt. In seinem Zimmer mag er thun und lassen, was er will!"

„Liebe Marianne, Du wirst ihn ohne Zweifel sehr angenehm finden, wie bisher alle Frauen ihn angenehm

fanden; er ist ein vornehmer Mensch durch Erziehung und Bildung, und ich denke, ein solcher hat in allen Landen dieselben guten Manieren. Er wird sich in Deutschland ankaufen und niederlassen, seine Gesundheit verträgt das russische Klima nicht. Jedenfalls bleibt er ein paar Wochen hier. Wir können ihn spätestens in acht Tagen schon erwarten."

Am Abende dieses Tages ging ein Briefblatt nach Berlin, das folgende Zeilen enthielt:

„Bravo, mein Freund, Du hast den vernünftigsten Gedanken ausgesprochen, den je ein Brief von Dir zu mir getragen. Komm, sobald und solange Du willst. Du findest, dank meiner Cousine Marianne, das behaglichste Heim; sie ist Virtuosin in der Kunst, eine Haushaltung zu führen. Wohl jedem Manne, der einen solchen Schatz an praktischen, wirtschaftlichen Kenntnissen als sein Eigentum erwirbt. Ich darf Dich also getrost zu mir einladen, weil ich weiß, daß Dir hier jenes „Wohl" bereitet wird, das unser Goethe als den wünschenswertesten aller Zustände bezeichnet. Daß ich mich auf Dich freue, bedarf keiner Versicherung. Ruhe Dich also hier aus, solange Du willst. Mit Freuden wird Dich erwarten und umarmen Dein Armin.

NB. Du wirst ein kleines Mädchen hier im Hause finden, eine Französin, die aber vortrefflich deutsch spricht, das Kind einer Jugendfreundin. Sie wird Dich durchaus nicht stören. Ich unterrichte sie zu meinem Vergnügen."

Es waren seltsame, verworrene Fieberträume, die in dieser Nacht den russischen Doktor heimsuchten. Marianne erschien ihm im Brautkranze und Schleier am Arme eines schlanken Mannes mit Hilmars interessanten Zügen und Papillon flatterte umher, glückselig lächelnd. Sie hing sich an seinen Arm und flüsterte: „Nun bleibe ich immer bei Dir!“

„Ein Brief aus Berlin ist da!“ sagte Armin, in die Laube tretend, wo Marianne eben Ranken aufband. In dem knappen, frischen, hellblauen Mousselinkleide und der weißen Schürze, ein weißes Tüchelchen über das blonde noch reiche Haar gebunden, erschien sie ihm fast hübsch, trotz ihrer kleinen, etwas allzu üppigen Gestalt. Papillon stand am Eingange, ihr den Bast zureichend. Sie erschien schlank und hoch neben ihr.

„Onkel, erzähle mir doch etwas von Herrn von Ussikow!“ rief sie ihm zu. „Wie sieht er eigentlich aus?“

„Er wird jetzt einen etwas kränklichen Eindruck machen, fürchte ich, früher nannte man ihn den schönen Ussikow.“

„Warum bringt er seine Frau nicht mit?“

„Weil er keine hat, Papillon!“

„Hast Du mir nicht einmal erzählt, daß er etwas leichtsinnig sei?“ fragte jetzt Marianne über die Schulter hinweg, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

„Wohl möglich. Aber er war wohl schwerlich

anders, als die meisten jungen Leute in seinem Alter und in solcher verführerischen Atmosphäre. Er ist voll Sehnsucht nach einem deutschen Stillleben."

„Aber bitte, Onkel, ist er häßlich oder alt?"

„Zwölf Jahre jünger als ich."

Warum war es dem russischen Doktor plötzlich unangenehm, den Freund zu beschreiben, wie er wirklich war? Er erinnerte sich der schönen, dunkeln Augen mit dem bald melancholischen, bald feurigen Blicke, des schön gezeichneten Mundes mit den blitzenden Zähnen, der feingebogenen Nase und der hohen, elastischen Gestalt, des stolz getragenen Kopfes mit dem leicht gewellten, dunkeln Haar.

„Ussikow ist sehr musikalisch und zeichnet und malt allerliebst, fuhr er nach einer Pause fort. Er hat einen sympathischen Bariton; ich denke, er wird es nicht verschmähen, auf unserem bescheidenen Pianino zu musizieren."

„Musik? O, dann freue ich mich auf ihn!" rief Papillon lebhaft.

Marianne aber sagte:

„Wie kann ein Mann sich mit solch unnützen Dingen so viel befassen? Nun, ich denke, er wird vielleicht viel spazieren gehen — stundenlang Musik zu hören, wäre doch auch für Dich eine Störung, Vetter?"

„Warten wir ab, wie Hilmar sich selbst die Stunden hier einteilt, er ist ein viel zu vollkommener Kavalier, als daß er sich nicht in jeder Weise der Hausgebieterin

angenehm machen sollte, Marianne. Und auf mich, seinen alten Freund, braucht er keinerlei Rücksicht zu nehmen, wie ich nicht auf ihn. Die Parterrestube links von der Terrasse wird ein vortreffliches Wohnzimmer für ihn abgeben und in dem anstoßenden Alkoven wird er gut und gesund schlafen, hoffe ich."

In gewohnter friedlicher Stille flossen die nächsten Tage hin. Das junge Mädchen zeigte fort und fort den größten Eifer und machte es dem Lehrmeister leicht, freundlich und geduldig zu sein. In die gewohnten Spaziergänge kam aber doch hin und wieder eine kleine Unregelmäßigkeit — Desirée behauptete, daß ihr keine Zeit bleibe zu ihren Aufgaben, da Marianne sie plötzlich zu allerlei Vorbereitungsarbeiten heranziehe, die dem zu erwartenden Gast galten.

So geschah es denn, daß der russische Doktor eines Abends später als gewöhnlich von seinem einsamen Spaziergange heimkam. Man hatte im Wohnzimmer schon die Lampe angezündet, die Thür nach der Terrasse war geöffnet — wie ein Fremdling fast blieb er auf der eigenen Schwelle stehen, ohne daß man ihn bemerkte in dem lebhaften Sprechduo Mariannes und einer Männerstimme.

„Ich will ihn herbeisingen mit einem alten russischen Volksliede, das er einst so gern hörte", sagte eben jetzt die sympathische Männerstimme; „wenn er noch so tief in der Arbeit saß, kam er dann zu mir! Vielleicht übt es auch jetzt noch seine Macht."

Eine hohe, schlanke Gestalt nahm jetzt vor dem

Pianino Platz, und ein weicher, geschulter Bariton sang in russischer Sprache das Lied vom Dreigespann:

„Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen
Und diesen jungen Postillon —
Von weitem schon hört man ihn klagen
Und seines Glöckleins bangen Ton.“

Marianne saß trotz der verlockenden Töne mit ihrer Häkelarbeit in gewohntem Fleiße am runden Tische, ihr volles, rotwangiges Gesicht zeigte keinerlei Veränderung Armins Blick glitt an ihr vorbei — wo war Papillon? Da kauerte etwas auf der Lehne des Sessels in der Fensternische; in sich zusammengesunken, das Köpfchen auf dem schlanken Halse vorgebeugt, lauschte Desirée halb atemlos. In den weit geöffneten Augen lag ein Gemisch von dem naiven Staunen eines Kindes und der Bewunderung des verständnisvollen Mädchens. Der weiche Melodienstrom floß ruhig und voll dahin von den Lippen des Sängers — die Strophe Heines von dem wundersamen Troubadour Bertram de Born fiel dem Lauscher in der Thür plötzlich ein:

„Er sang sie alle in sein Netz —“

Da mußte er denn mit Hast über die Schwelle treten, und sein Ruf! „Willkommen, Hilmar!“ klang seltsam rauh in die schönen Töne hinein.

Mit einem schrillen Accord brach der Sänger ab und sprang auf.

„Armin, lieber, alter Freund!“

Marianne schaute verwundert auf ihren Vetter,

und ihre Stirn zog sich unwillig zusammen. Papillon aber flog in die Höhe und stürzte auf ihn zu. In auffallender Erregung hing sie sich an seinen Arm.

„Endlich bist Du da, Onkel; wir dachten schon, Du hättest Dich im Walde verlaufen!“

Und erglühend zu ihm aufschauend, brach sie in Thränen aus.

„Aber, Papillon, was fällt Dir ein, ich kenne Dich ja gar nicht, hast Du von Wölfen geträumt?“ lächelte er und fuhr mit der Hand über ihr Haar; dieser wunderliche, zärtliche Empfang that ihm seltsam wohl. „Ich glaube, mein Freund da hat Euch mit seinem Singsang nervös gemacht. Wir wollen ihm das Handwerk sofort legen. Wie konntest Du ohne meine Erlaubnis hier den Hausfrieden stören?“ wandte er sich jetzt zu Ussikow, der ihn umarmte. „Komm jetzt zu mir in mein Arbeitszimmer, wir rauchen dort eine Cigarre und plaudern, bis Marianne zum Nachtessen ruft. Papillon wird hübsch helfen!“

„Wie froh bin ich, hier zu sein“, sagte jetzt Hilmar und legte seinen Arm in den Arm des Freundes, „wie behaglich ist es in Deinem Versteck! Die Damen haben mir in Deiner Abwesenheit Dein deutsches Heim bereits im schönsten Lichte erscheinen lassen. Aber das unterbrochene Opferfest der Lieder feiern wir später weiter. — Auf Wiedersehen, meine Damen!“

Als sich die Thür des Arbeitszimmers hinter den Freunden geschlossen, fragte Hilmar:

„Wo ist denn aber Dein kleines Mädchen?“

„Nun, Du sahst sie ja! Marianne hat Euch doch miteinander bekannt gemacht? Papillon — so nenne ich sie — war etwas aufgeregt durch Deinen Gesang. Wir sind eben unmusikalische Leute, meine Cousine und ich. Desirée dagegen ist sehr empfänglich für alle künstlerischen Eindrücke, in dieser Beziehung erscheint das Kind mehr als lebhafte impulsive Französin, denn als Deutsche."

„Ein Kind sagst Du? Nun, wenn das eben ein Wesen von unberührtester Frische und bezauberndster Grazie bedeutet, dann ist sie allerdings ein Kind. Du erlaubst mir aber trotzdem Deinen Papillon als Dame zu behandeln?"

„Verwöhne sie nur nicht durch Galanterien, die sie gar nicht begreifen würde. Sie hat in untergeordneter Stellung kurze Zeit als Erzieherin gelebt, das arme, kleine Ding, das selber noch erzogen werden muß, und fängt erst jetzt an, sich von dem Druck zu erholen, der auf ihr gelastet. Störe sie in keiner Weise, ich bitte Dich! Und nun genug von ihr und zu Dir. Du siehst allerdings nicht besonders kräftig aus, wir müssen Dich also zunächst gesund zu machen versuchen. Vorderhand bleibst Du hier, damit ich Dich in Ruhe beobachten kann, und dann wollen wir weiter sehen, was für Dich am besten ist. Also erste Bedingung, Ruhe und Gehorsam!"

Iwan trat ein und meldete mit glückseligem Grinsen in russischer Sprache, daß das Abendessen aufgetragen sei. Welche Wonne für ihn, wieder einmal jemand

vor sich zu sehen, den er in seiner Muttersprache anreden durfte!

Marianne hatte ein vorzügliches Abendbrot hergerichtet, trotz aller heimlichen Seufzer und düsteren Prophezeiungen, Desirée gegenüber, daß nichts in solcher Schnelligkeit herbeizuschaffen möglich gewesen sei und alles verderben würde. Der kleine Tisch war in gewohnter Weise zierlich hergerichtet, aber etwas Außergewöhnliches war auch auf ihm zu sehen, eine Schale voll Blüten und Ranken aus dem Garten, mit wunderbarem Geschick geordnet.

„Wer hat denn dieses unnütze Ding da aufgestellt?“ fragte Marianne verwundert mit leichtem Stirnrunzeln.

„Ich!“ antwortete Desirée errötend, in demselben Augenblicke, als die Herren eintraten.

„Aber, Liebe, welch eine thörichte Neuerung! Nimm die Schale fort!“

„Aber sie sieht doch so heiter und hübsch aus!“ bat das junge Mädchen.

„Das finde ich auch!“ rief Hilmar lebhaft.

„Aber der Braten wird und muß auf dieser Stelle stehen, und Desirée weiß, daß ich nichts gelten lasse, was nur schön aussieht und sich als unpraktisch erweist.“

„Diesmal gebe ich Marianne recht. Iwan würde zudem diese Schale auch sicher umwerfen beim Aufwarten“, entschied jetzt Armin mit ungewöhnlicher Bestimmtheit.

Desirée erhob sich und trug den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit auf den Nebentisch. Ihre Wangen glühten, die langen Wimpern blieben gesenkt. Hilmar trat hinzu, nahm eine Narzisse aus der Blumenfülle und steckte sie an. Bei Tisch zeigte er sich als brillanter Erzähler, seine Schilderungen der eleganten Kreise der russischen Hauptstadt, in denen er sich viel bewegt, und des Musiklebens dort waren ungemein fesselnd. Die aufmerksamste Zuhörerin war aber doch Desirée, obgleich sie an der allgemeinen Unterhaltung sonst wenig Anteil nahm. Später, als der Gast auf Mariannes Bitten noch einige Lieder gesungen und endlich aufstand, um sich zurückzuziehen, sah das junge Mädchen zu ihm auf und fragte:

„Ist sie schwer, die russische Sprache?“

„So schwer, daß Ihr Onkel Armin sie nie zu erlernen vermochte“, lautete die Antwort, — „er hatte freilich auch gar wenig Zeit dazu. — Ich selber zweifle sogar daran sie jemals sans faute zu sprechen — Mama redete mit uns stets ihr geliebtes Deutsch, und in der Gesellschaft sprach man französisch.“

„Ich möchte auch nur die Lieder verstehen, die Sie sangen!“

„Morgen werde ich sie Ihnen übersetzen, Fräulein Desirée, wenn Sie es erlauben!“ — —

Vom anderen Tage an kam sehr bald eine gewisse Regelmäßigkeit in das Leben im Hause des russischen Doktors; der neue Gast fügte sich in den Stundenplan, als ob er immer mit den Bewohnern gelebt.

Er streifte auch mit seiner Zeichenmappe viel allein umher und behauptete, daß Wald und Umgegend für ihn an neuen interessanten Motiven unerschöpflich seien. Wenn er aquarellierte, richtete er sich meist auf der Terrasse ein, und in der Dämmerstunde pflegte er sich an das Klavier zu setzen, um zu singen. Marianne begab sich dann als höfliche Wirtin und Zuhörerin mit der Häkelarbeit — denn sie erlaubte ihren Händen zu keiner Zeit eine Unthätigkeit — zu ihm ins Zimmer. Desirée aber saß am liebsten auf der Terrasse in dem dunkelsten Eckchen, und Armin wanderte, mit seiner Cigarre zwischen den Lippen, langsam ebenfalls dort auf und nieder. — Die üblichen Lehrstunden des jungen Mädchens wurden keinen Tag unterbrochen, nur die Spaziergänge mit dem Onkel Armin fielen fort, denn die beiden Herren begaben sich sehr oft auf eine gemeinsame größere Wanderung. Die beiden Frauen lebten dann im wilden Garten, der jetzt die ersten Rosen trug.

„Sie sagten einmal, Herr von Ussikow sei leichtsinnig gewesen, und der Onkel meinte, daß er gelebt wie eben alle jungen, reichen Männer in der großen nordischen Stadt. Was will er eigentlich damit ausdrücken, Fräulein Marianne?" fragte eines Tages Desirée. Sie saßen beide allein in der Laube, und die junge Französin komponierte eben ein Morgenhäubchen, so zierlich, wie nur je eines aus den Händen einer Putzmacherin von Profession hervorgegangen. Das Mädchen bückte sich in diesem Momente so tief auf

ihre Arbeit, daß das ganze Gesichtchen in Rosenrot getaucht erschien.

„Was soll er anders meinen, als daß Hilmar Ussikow sehr wenig gearbeitet hat, von einem Balle und einer Gesellschaft in die andere gegangen ist, viel Geld verbrauchte und unzählige Liebschaften in Scene setzte. Über das Leben der Männer muß man überhaupt gar nicht nachdenken meine Liebe, man findet selten solche Mustermenschen, wie meinen Vetter.“

„Aber er sieht melancholisch und leidend aus. Ich begreife nicht, daß er keine Frau fand, die er liebte und die ihn liebte und daran hinderte so unvernünftig zu leben!!

„Daran wird es sicher nicht gefehlt haben, liebes Kind, aber die Liebe dauerte eben nicht, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Nur wenn man die erste Liebe eines Männerherzens ist — das kannst Du in allen Büchern lesen — wird man nicht vergessen!“

„Und wenn man die letzte ist?“ fragte Desirée, und ein schalkhaftes Lächeln blitzte aus ihren Augen zu Marianne herüber.

„Die letzte? Ein Mann hört nie auf zu lieben! Wer daraufhin heiratet, seine letzte Liebe zu sein, ist sehr leichtsinnig. Ich würde nur meine Hand einem Manne reichen, dessen erste Liebe ich gewesen!“

„Ich denke, wenn wir die erste richtige Liebe eines Männerherzens sind, könnten wir schon zufrieden sein. Eine Liebe, die keine Treue zu halten vermöchte, ist

doch eben keine Liebe. Hilmar von Ussikow hat die wahre Liebe gesucht, aber der Ärmste fand sie nicht!"

„Das sind die thörichten, romanhaften Ideen eines Kindes, liebe Desirée. Hilmar ist nicht im geringsten zu beklagen, er fühlt sich ganz glücklich und wird eines Tages eine reiche Frau heiraten — denn je mehr ein Mann hat, desto reicher muß bekanntlich die Frau sein, die er sucht — und sich dann von ihr pflegen lassen. Daß er eines Tages die Schwindsucht haben wird, daran ist kein Zweifel. Ich begreife nicht, weshalb die Frauen ihn schön fanden; nach meinem Gefühl kann er keinen Vergleich mit meinem Vetter aushalten. Wie kräftig und gesund sieht der aus! Ihm hat in seinem Leben sicher noch kein Zahn weh gethan."

„Aber der Onkel hat doch schon graue Haare, und der Bart fängt auch an —"

„Weil er so viele Strapazen durchmachte", unterbrach Marianne sie heftig, „weil er arbeitete! Er hat nur einen Fehler — er hatte leider nie ein Herz für die Liebe!"

„Dafür hat er das beste, gütigste Herz für alle, die in Not sind, für Kranke wie für Gesunde. Nein, ich werde nie zugeben, daß der Onkel einen Fehler hat!" rief jetzt Desirée, fast heftig. „Was er der Einzelnen nicht gab, kam der Allgemeinheit zu gute."

„Du brauchst ihn nicht zu verteidigen — aber wenn man diese beiden Männer nebeneinander sieht, kann man, meine ich, keinen Augenblick im Zweifel sein, wem man den Preis zu geben hat. Und nun

zeige mir einmal das Häubchen! Wie hübsch! Die Schleife hier oben mußt Du aber abnehmen, sie sieht zu kokett aus. Nun, Geschick zu dergleichen hast Du in Deinen Händen, das muß man Dir lassen, Kind! Und nun komm mit, wir wollen Dein Werk einmal drinnen im Zimmer vor dem Spiegel prüfen!"

In derselben Stunde durchwanderten Armin und Hilmar den Wald und redeten hin und her über die Wahl eines künftigen Wohnortes des letzteren; der Arzt schlug die Umgebung des Genfer Sees vor.

„Das wäre die Luft, die Deine Nerven brauchen, und kommt der Winter, so gehst Du über die Alpen an den Lago di Como. Kräftigende Luft, beständiger Aufenthalt im Freien und Ruhe thut Dir not, dann wirst Du, das ist meine feste Überzeugung, bald gesund sein wie ein Fisch im Wasser."

„Du magst recht haben, aber allein ist's eben überall trostlos. Das ist stets nur die Ruhe eines Kirchhofes. Wie glücklich Du bist! Welch eine Hausverwalterin ist Marianne!"

„Gefällt sie Dir?"

„Ich beneide den Mann, den sie umsorgt!"

„So wirb um sie! Vielleicht wäre sie die Frau, die gerade ein Mensch wie Du brauchst — nach Deinem letzten Briefe an mich!"

„Du magst recht haben! — Aber hier sind wir an meinem Lieblingsplätzchen, der Waldwiese — sieh nur diese entzückende Gruppe von alten Buchen! Die

Bäume werden schöner und interessanter, je älter sie werden — schade, daß es mit den Menschen nicht auch so geht! — Ich möchte hier noch ein wenig zeichnen!"

„Dann schlendere ich nach Hause. Komm nicht zu spät nach, lieber Junge!" — —

Wie langsam Armin Elbthal nach Hause ging, wie schwer sein Schritt war! Er fühlte sein Herz so heftig schlagen als ob er eine Sünde begangen. Es quälte ihn im Grunde, daß er zu seinem Freunde so gesprochen, und doch flutete ein Glücksgefühl ohnegleichen über sein Herz bei der Vorstellung, daß Desirée die Stelle Mariannes in seinem Hause übernehmen werde, wenn diese wirklich schied. Wirre Bilder eines sonnig heiteren Stilllebens zogen vor seinem Geiste vorüber, und immer war es dasselbe junge liebliche Gesicht, das ihn anlächelte, die eine süße Stimme, die ihm zuflüsterte: „Ich bleibe immer bei Dir!" Wo konnte es auch besser gehütet und wärmer geborgen sein, als bei ihm, das Kleinod Hortenses, in diesem grünumrankten Hause unter seinem Dach?

„Der Himmel selbst hat alles so wunderbar gefügt", rief es in ihm, „erwarten wir ruhig das weitere!"

Von diesem Tage an schien sich der russische Doktor mehr und mehr in seine wissenschaftlichen Studien zu vertiefen und überließ seinen Gast sich selbst sowie der Gesellschaft Mariannes und ihrer jungen Gefährtin. Er schien mit Vergnügen zu hören, daß Hilmar

nun mit den beiden Damen Spaziergänge unternahm und stundenlang bei ihnen in der Laube oder auf der Terasse saß und ihnen vorlas. Bei den gemeinsamen Zusammenkünften aber richtete der Gast auch vorzugsweise jetzt das Wort an Marianne; die beiden führten oft ein so lebhaftes Wortgeplänkel, daß Desirée erstaunt von einem zum andern sah und Armin heiter lächelte. Meist waren es die Eigenschaften der Frauen und Männer in der Ehe, die den Anlaß zu diesen Debatten gaben. Wenn nun Armin währenddem mit Desirée zu plaudern versuchte, zeigte sie nicht die gewohnte Aufmerksamkeit und wendete immer wieder das Köpfchen zu den beiden anderen. Papillon erschien zur Verwunderung ihres Partners offenbar zerstreut. Was sie wohl sagen würde, wenn sie Marianne eines Tages als Braut begrüßen sollte? —

Auf den Erdbeerbeeten lag schon der Schatten, ein leiser Wind wehte, Papillon ging mit einem Körbchen zu ihnen hin, um zur Bowle den gewohnten Vorrat einzusammeln. Sie hatte den Strohhut abgenommen, ein Zug stillen Sinnens lag auf der jungen Stirn. Aber sie blieb jetzt stehen vor einem dichten Jasminstrauche, in der Haltung einer Lauschenden, das Köpfchen vorgestreckt, regungslos. Da nahten Schritte.

„Darf ich helfen, Fräulein Desirée?“ fragte Hilmars Stimme. „Ich sah Sie mit dem Körbchen fortgehen und ahnte Ihre wohlthätige Mission. Es

ist ohnehin nicht mehr das rechte Licht zum Zeichnen! Also darf ich?“

Ein brennendes Rot flog plötzlich über ihre Wangen, dann wandte sie sich ihm zu und legte den Finger auf die Lippen.

„Was ist's? Haben Sie irgend ein Ungeheuer entdeckt? Soll ich Roland spielen?“ fragte er herantretend.

„Sie sollen ganz still sein“, flüsterte sie jetzt, „und ganz leise zu mir kommen, dann will ich Ihnen ein Häuflein Glücklicher, Beneidenswerter zeigen!“

Er schlich näher. Über ihre Schulter hinweg sah er in das grüne, blühende Buschwerk hinein, da begegnete er zwei hellen, runden Vogelaugen, die halb furchtlos, halb bittend zu ihm aufschauten; es war eine Grasmücke, die eben ihre Jungen fütterte, während das Männchen auf einem nahen Aste etwas unruhig zusah.

„Und was ist's, das Ihren Neid erweckt?“ fragte er kaum hörbar in ihrer Muttersprache.

„Sie haben ein Heim — Vater und Mutter!“

Es war etwas in der Stimme und dem Blick des jungen Mädchens, der jetzt seinen Augen begegnete, das ihn tief ergriff.

„Aber sind Sie jetzt nicht hier geborgen wie in einem Vaterhause?“ flüsterte er weiter.

„Gewiß — aber es ist doch immerhin nur eine Zuflucht — kein Heim. Still davon! Freuen wir uns des Vogelvölkchens! Sieht das Weibchen Sie

nicht an, als wollte es sagen: „Ich weiß, Du thust mir nichts!?“

„Weil ich mit Ihnen komme! Das kleine Ding kennt Sie ja offenbar!“

„Nein, das ist's nicht! Es ist, weil der Vogel fühlt — Sie wissen, Kinder und Tiere haben in dieser Beziehung gleiche Empfindungen — daß Sie ein guter Mensch sind, der nicht kommt, um zu zerstören.“

„Halten Sie mich in der That für gut? Sie wissen ja noch nichts von mir!“ In seiner Stimme zitterte ein weicher Ton.

Sie sah ihn voll an mit ihren strahlenden Augen und sagte einfach:

„Sie sind ein Freund Armin Elbthals.“

„Aber das Zerstören, fürchte ich, liegt einmal in der Natur des Mannes. Ohne irgend welche Zerstörung in gewissem Sinne kann ich mir die Erreichung keines Zieles unseres Ehrgeizes und unserer Wünsche denken!“

„Dann ist es doch nur eine Zerstörung, um etwas Anderes, Neues aufzubauen, nicht aber um zu vernichten, zu zertreten, wie man etwa das Nestchen solch glücklicher Vogelmütter zertritt!“

„Ach Fräulein Desirée, wie manches Nestchen zerstört die Männerhand hier auf Erden, wie manches Heim voll ungetrübten Friedens! Fragen Sie nur die Mütter, sie werden es klagend bestätigen. Ein Fremder tritt in einen enggeschlossenen Familienkreis, das Herz der Tochter, des wohlgehüteten, teuren

Kleinods, neigt sich ihm zu, die Liebe reißt sie von Vater und Mutter los, das stille Familienglück hat ein Ende. Das geliebte Kind folgt dem Fremden nach dem heiligen Worte der Schrift: „Du sollst Vater und Mutter verlassen, um dem Manne anzuhangen.“

Es war ein Schauer, der jetzt die Mädchengestalt erzittern ließ, wie ein junges Bäumchen, durch dessen zarte Zweige ein plötzlicher Windstoß fährt. Dann sagte Desirée ruhig:

„Das muß so sein, denn das ist eben die Liebe, wie ich sie mir denke.“

„Mädchenträume! Was weiß Papillon von Liebe?“

Der Ton dieser scherzenden Worte war tief ernst, die dunkeln Männeraugen blickten mit seltsamem Ausdruck in das reizende Gesicht vor ihm.

„Ich habe einmal in einem Buche, das in Mamas Arbeitskörbchen lag, Aussprüche verschiedener Art über die Liebe gelesen, die mir viel zu denken gaben! Eine Frau schrieb sie nieder, es war eine Fürstin, die Prinzessin Konstanze Salm in Paris, deren Vater am Hof des armen sechzehnten Ludwig und seiner schönen Antoinette gelebt. Sie nennt die Liebe das Fieber der Seele, die Leidenschaft aber ihr Delirium. Auch behauptet sie, daß die Empfindungen einer Frau über dieses wichtigste Kapitel ihres Daseins einzig und allein nur von einer Frau verstanden werden könnten.“

„Ich kenne dieses Buch auch, es fiel mir zufällig

einmal in die Hand und ich habe es mit Interesse durchblättert, es ist schön und edel, aber es sind echt französische Gedanken über die Liebe."

„Aber ist Liebe nicht Liebe überall — und ganz dieselbe?" fragte Desirée, sich von dem Nestchen langsam wegwendend und leichten Schrittes weitergehend. Hilmar blieb an ihrer Seite, auf das gesenkte Köpfchen niederblickend mit glühender Stirn und heftig pochendem Herzen.

„Wenn Sie aber jenes Buch lasen, so kennen Sie auch das alte Lieblingslied der Prinzessin, das sie von ihrer Mutter singen hörte — jenes schlichte Lied, das eine so unendliche Sehnsucht ausspricht in so wenigen Worten?"

„Ja! Und ich kenne sogar auch die einfache Melodie, Mama sang sie gar oft." Und leise wie ein Vogel im Traume intonirte die junge süße Stimme:

»Comme le jour me dure
Passer loin de toi —«

„Ob sie selber es je so empfinden wird, wie es der Poet in seinem verlangenden Herzen sang?" dachte er, verloren in dem Anblicke der jungen Gestalt. Es war etwas so unberührt Jungfräuliches, fast Kindliches in der ganzen Erscheinung und dem Ausdrucke ihres Gesichtes, daß es ihm unmöglich erschien, daß die Wogen des stürmischen Meeres der Leidenschaft jemals ihre kleinen Füße netzten. Und doch — welche Seligkeit, dieses Herz zur Liebe zu erwecken!

Sie waren an den Erdbeerbeeten angelangt. Über-

all glühte es rot zwischen den grünen Blättern auf. Desiére stieß einen Freudenruf aus, sie war jetzt wieder ganz Papillon.

„Welche Fülle reifte über Nacht — das ist ein leichtes Pflücken. Aber nun helfen Sie auch!“ gebot sie ihm lächelnd und reichte ihm den Korb hin. „Ich fürchte freilich, Sie werden sich nicht besonders geschickt benehmen. Wissen Sie auch die reifen von den unreifen zu unterscheiden?“

Er lachte und nahm den Korb. Sie kniete zwischen den Beeren nieder und pflückte hastig. Eine kleine Weile versuchte er zu helfen, dann stellte er seufzend den Korb auf den Boden neben sie und sprang gewandt über die Beete hinweg zu der Bank unter einer alten Linde.

„Verzeihung, ich bin ungeschickt, ich will Ihnen lieber von hier aus etwas vorlesen — ich habe Lamartine in der Tasche!“

„Das wäre schön, aber ich fürchte, daß ich dann nicht viel pflücken werde!“

„Hilmar, wo bleibst Du, hast Du unsere Verabredung vergessen?“ rief plötzlich die Stimme des russischen Doktors von der Terrasse herüber und gleich darauf wurde sein fester Schritt laut auf dem Wege, die hohe, kräftige Gestalt bog um die Ecke.

„Ich warte auf Dich!“ setzte er unmutig mit einem unruhigen Seitenblicke auf Desirée hinzu.

Der Angeredete sprang auf.

„Verzeihung!“ antwortete er mit einer kleinen Verwirrung, das Buch wieder in seine Tasche schiebend. „Ich war eben im Begriff, durch etwas Lamartine die mühsame Arbeit des Erdbeerpflückens zu erleichtern und habe im Geplauder vorher die Zeit total vergessen! Andiamo! Fräulein Desirée, also ein andermal! Ich darf doch?“

Sie nickte mit einem flüchtigen Lächeln, grüßte dann Armin mit der Hand, und die beiden Herren brachen auf.

Die Augen des jungen Mädchens folgten ihnen auf dem langen geraden Wege, der zum Walde führte, aber es war nicht die hohe Gestalt ihres Beschützers, an der ihr sinnender Blick haftete.

Es war wohl eine Woche später am Schlusse einer Lehrstunde, als Armin seine Schülerin noch einen Moment zurückhielt.

„Marianne sagt mir, daß Du Dich mit Eifer mühtest, ihr in der Wirtschaft zu helfen, Papillon, das freut mich,“ sagte er mit einer gewissen Unruhe. Das Blut war ihm in die Stirn gestiegen. „Tummle Dich nur tüchtig im Hause, wer weiß, wie lange Marianne noch bei uns bleibt!“

Das junge Mädchen sah ihn fast erschreckt an.

„Wie meinst Du das, lieber Onkel? Geht Fräulein Marianne zu ihrem Bruder? Sie sprach mir einmal davon!“

„Nein — aber sie wird sich vielleicht verheiraten,

Papillon! Ich kenne einen Jemand, der das Vagabundenleben eines Junggesellen gründlich satt hat und dem eine verständige Frau so not thut, wie das liebe Brod. Wer weiß, ob der sie uns nicht bald entführt!"

Das Mädchen wurde plötzlich totenblaß.

„Du glaubst doch nicht —" begann sie fast tonlos und stockte.

„Ich glaube, daß sich vor unseren Augen eine Verlobung vollziehen dürfte, und ich halte diese Allianz für durchaus passend, wenn man eben von einer Liebesheirat absieht. Hilmar — denn von ihm rede ich, wie Du Dir denken kannst, — hat jahrelang eine schöne Tänzerin geliebt, die ihn nachher treulos verließ, — ich bin überzeugt, er würde sie nach dem Tode seines Vaters, dem dieses Verhältnis ein Dorn im Auge war, geheiratet haben, aber — sie hat eben zu seinem Glücke nicht so lange gewartet. Er ist nun — wie er mir damals schrieb — mit der Liebe für alle Zeit fertig."

Desirée unterbrach ihn nicht, aber die Hand, die sich auf den Tisch stützte — denn sie hatte sich schon erhoben mit ihrer Büchermappe — zitterte. Armin sah es mit einem Schrecken, der sich rasch bis zum Zorne steigerte.

„Ich müßte eigentlich", rief er heftig, „Marianne zurückhalten, denn die Frau eines Mannes zu werden wie Hilmar, ist und bleibt ein enormes Wagestück. Geniale Menschen, die von den Frauen angebetet wurden wie er, sind unberechenbar. Wirft der Zufall

ihnen eine Frauengestalt in den Weg, glänzend und geistvoll genug ihr Interesse zu wecken, gleichviel auf wielange, dann wehe der Armen, die an ihn gefesselt ist, sie nimmt einen harten Kampf auf. Aber zum Glück ist Marianne eine ruhige und energische Natur — sie wird hier Siegerin bleiben und die Zügel in der Hand behalten."

„Also liebt sie ihn?" fragte Desirée ganz leise.

„Ich weiß es nicht. Marianne ist, wie Du weißt, sehr verschlossen, aber sicher bin ich, daß sie ihn nicht ausschlägt, wenn er, wie ich Ursache habe dies zu vermuten, fragen sollte."

„Also er fragte bis jetzt noch nicht?"

„Nein! so viel ich weiß. Aber die Frist, die er sich für den Aufenthalt in unserem Hause feststellte, läuft in diesen Tagen ab."

„Und Fräulein Marianne ahnt von alledem noch nichts?"

„Wenn ihr nicht die besondere Aufmerksamkeit, die Ussikow ihr offenbar erweist, eine Ahnung brachte —"

„Dann würden sie sich also bald verheiraten?" —

„Ohne Zweifel, denn Ussikow muß den Winter in einem milden Klima zubringen, und dann wäre eine verständige Gefährtin von größtem Nutzen für ihn. Sieh, wie unvermutet rasch sich also vielleicht Dein Wunsch erfüllt, Deinem Onkel den Haushalt zu führen. Wir können dann aber auch reisen, mein Kind, und ich zeige Dir ein Stückchen jener Welt, nach der Du Dich sehnst. Wohin möchtest Du zuerst gehen?"

„An das Grab der Mutter!" flüsterte sie da, schlug die Hände vors Gesicht und verließ laut aufschluchzend das Zimmer.

Man fand sich erst zur Abendmahlzeit im Gartenzimmer wieder zusammen. Hilmar kam spät vom Spaziergange heim, der Doktor hatte sein Arbeitszimmer nicht verlassen, Desirée aber war, wie Marianne erklärte, in wahrhaft beängstigender Weise bemüht, zu helfen, „zu dienen, zu tragen", obgleich ihr wiederholt versichert wurde, daß diesmal gar nichts zu helfen sei und ihr unruhiges Wesen mehr störe, als nütze. Auch entglitt ihr ein Glas und zerbrach mit schrillem Klange — es war, als ob die kleinen Hände plötzlich nichts mehr festzuhalten vermöchten.

Endlich war alles vorbereitet und das junge Mädchen suchte ihr Plätzchen am Fenster auf, das nach der Veranda hinausging. — Marianne war in der Küche, um dort einen jener Vorträge zu halten, die ihr zur Gewohnheit geworden waren vor jeder Mahlzeit, und die doch auf die Zuhörerschaft absolut keinen Eindruck mehr machten. — Die verschleierte Lampe brannte, Papillons Hände lagen müßig im Schoße, sie starrte hinaus in die durchsichtige Dunkelheit einer Sommernacht. Leises Rauschen und schwere Duftwellen drangen zu ihr hinein. Die Gedanken des Mädchens flatterten, wie vom leichten Winde getrieben, hin und her, zuerst zu dem Vogelpaare im Neste. Jetzt saß das Männchen gewiß auf dem nächsten Zweige, wie sie es unzähligemal beobachtet, und ein süßes Gezwitscher ging zwischen

den beiden hin und her. Dann dachte sie an die Männerstimme, die dort vor dem Nestchen so sanft zu ihr geredet: „Sind Sie jetzt nicht hier geborgen wie im Vaterhause?“ Ja, er hatte recht! Was wollte sie denn noch mehr? Wie undankbar sie doch war, und Undankbarkeit war doch das häßlichste Laster! Und dennoch mußte sie unablässig daran denken, daß eben Hilmar Ussikow sich nun auch ein Heim aufbauen wollte — ein trautes Nest mit Marianne. War sie aber wirklich die Frau, die er brauchte? Würde er ihr abends seine wunderbaren Lieder vorsingen, und sie dabeisitzen mit ihrer unvermeidlichen Häkelarbeit, so steif und gleichgültig wie hier? Oder würde sie ihn nicht unterbrechen durch irgend eine banale, weitabliegende Frage, wie sie so oft ihren Vetter zu unterbrechen pflegte, wenn er las? Und wie still würde es werden, wie todesstill, wenn die beiden aus dem grünumrankten Hause gegangen, wie entsetzlich einsam!

Da tauchte plötzlich die Erinnerung auf an ein unsagbar trauriges Lied, eine unsagbar traurige Melodie; die lieblichen jungen Lippen öffneten sich, und Desirée sang leise, wie von Thränen erstickt, vor sich hin:

»Comme le jour me dure
Passer loin de toi!« — —

Dann sank ihr Kopf zurück an die Lehne des Sessels, eine grenzenlose Sehnsucht nach der verklärten Mutter, ein schmerzlich glühendes Verlangen, wie sie es nie zuvor so quälend empfunden, kam über sie. Die

Hände streckten sich suchend aus in die leere Luft, und der Ruf wurde laut: „O Mama, wäre ich bei Dir!“

Es war ein leichtes Geräusch, das sie aufschreckte. Sie wandte sich um. Glitt nicht ein Schatten an der offenen Thür vorüber? Das junge Mädchen erhob sich langsam und trat auf die Terrasse, niemand war zu sehen, aber im Zimmer auf der anderen Seite brannte Licht, ein Zeichen, daß der Gast des Hauses heimgekehrt.

Es war eine seltsame Unterhaltung am Tische an eben diesem Abende. Armin behauptete, ihm stecke neben seiner gewohnten Arbeit noch eine Nachricht im Kopfe, die man ihm eben mitgeteilt; ein Typhustodesfall hatte nämlich im Städtchen große Sensation erregt, man sprach davon, daß die böse Krankheit von irgend einem Reisenden eingeschleppt worden sei. Der Kollege hatte auch bereits den russischen Doktor um eine Konferenz für den nächsten Vormittag gebeten. Hilmar dagegen erschien auffallend still und in sich gekehrt, Marianne trug diesmal die Kosten der Unterhaltung, denn Desirée verhielt sich ziemlich schweigsam und schützte Kopfschmerzen vor. Es wollte durchaus kein allgemeines Gespräch in Gang kommen. Armin machte endlich Hilmar den Vorschlag, den gewohnten Nachttrunk in seinem Zimmer zu nehmen und die Damen sich selbst zu überlassen.

„Geh zu Bett, Papillon“, sagte er etwas ungeduldig, „damit Du morgen wieder unser heiterer Sonnen-

strahl sein kannst. Wer weiß, wie nötig wir bald Deine Heiterkeit brauchen!"

Kaum hatte sich die Thür des Arbeitszimmers hinter den beiden Männern geschlossen, als Hilmar in heftiger Erregung vor den Freund trat. Blässe und Röte wechselten jäh in den ausdrucksvollen Zügen, in den Augen stand ein fremder Ausdruck.

„Verzeih, mein alter Junge", sagte er mit gepreßter Stimme, „aber es geht so nicht länger. Ich muß fort — schicke mich, wohin Du willst, nur fort — je weiter, je besser. Laß mich offen sein, ganz offen. Ich habe mich getäuscht — es wäre ein entsetzliches Unglück für uns beide, Marianne und mich. Sie ist das vortrefflichste Wesen — aber wir passen nun einmal nicht zu einander. Und dann, siehst Du", fuhr er stammelnd in höchster Bewegung fort, „es muß eben heraus — ist mein Herz — wie es geschah, weiß ich nicht — erobert worden ganz und gar und für alle Zeiten, das fühle ich! Armin, ich liebe das süße Geschöpf, das Du so väterlich geschützt. Gieb mir Erlaubnis, um sie zu werben!"

Doktor Elbthal sprang auf. Die weit geöffneten Augen starrten den Freund wie geistesabwesend an, dann sagte er mit erlöschender Stimme:

„Das Kind? Du träumst!"

„Kein Kind — das bezauberndste Weib, das je zum Glücke eines Mannes geschaffen wurde."

„Und glaubst Du denn, daß Desirée —"

„Ich glaube noch nichts, aber ich hoffe --", unterbrach

ihn Hilmar mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Gestatte mir, daß ich mit ihr rede!“

„Um Gottes willen, nicht so schnell, laß mir Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß sie mein Haus nicht mehr erhellen soll mit ihrer Jugend und Anmut. Morgen ist alles anders, und ich bin wieder ruhig!“

„Und Du zürnst mir nicht, daß ich Marianne verschmähte?“

Der Doktor lachte grell auf.

„Du selbst kannst nicht tiefer überzeugt sein von dem Unglücke einer Ehe zwischen ihr und Dir, als ich es bin; beruhige Dich also — es war Frevel und Wahnsinn, Dich auf Marianne aufmerksam zu machen. Sie selbst ahnt zum Glücke nichts von diesen tollen Plänen! Laß mich nur jetzt allein — ich bitte Dich, gönne mir diese eine Nacht. Morgen früh wollen wir weiter über Dich und Desirées nächste Zukunft reden. Ich muß zunächst das Mädchen selbst sprechen — eher also kein Wort zu ihr: — Hand darauf!“

Hilmar drückte ihm die Hand. Schon im Gehen, wandte er sich noch einmal um und sagte:

„Ich will morgen in aller Frühe für einen Tag in die Berge wandern, das wird für uns das Beste sein.

Vielleicht bleibe ich auch länger, wenn ich's aushalte. — Gute Nacht, Armin!“ — —

Als der Doktor sich allein sah, brach ein dumpfer Laut aus seiner Brust, wie ein Blitzstrahl war das

Bewußtsein in seiner Seele aufgezuckt: „Du selber liebst dieses Kind!“ Der starke Mann brach in die Kniee und drückte die Stirn an die Polster seines Sessels. „Gefunden — verloren! Wahnsinniger Thor!“ — —

In dieser Nacht floh der Schlaf seine Augen, ruhelos durchwanderte er das Zimmer bis zum Morgengrauen in wilden Kämpfen mit dem übermächtigen Gefühl, das sein Herz mit einer Gewalt durchglühte, die ihn entsetzte.

So hatte Marianne also doch recht gehabt: — seine Stunde war gekommen, die versäumte Liebe war eingezogen, nicht wie ein Frühlingssturm — nein, wie ein rasender Orkan, alles verheerend, alles niederwerfend! Seine Gedanken wirbelten durcheinander — eine qualvolle Angst lag auf seiner Brust, als ob er ein Verbrechen begangen. Er blickte in die nächste Zukunft wie in eine dunkle Winternacht. Wozu hatte er gelebt, wozu lebte er noch?! Was beginnen ohne jenen Sonnenschein, der sein Haus und sein ganzes Wesen erwärmt hatte? Ein schwaches Hoffnungsfünkchen war es, das noch aufblitzte, der Gedanke, Desirée selber könnte, wenn die Wahl an sie heranträte, zwischen ihm und Hilmar, sich für ihn, für ihren Schützer, entscheiden. Er rief sich ihre dankbare Innigkeit zurück, den Blick, mit dem sie ihn allzeit begrüßte, das Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachte, den Ton der Stimme, mit dem sie ihm damals gesagt: „Ich bleibe immer bei Dir!“ Konnte sie denn das alles vergessen — konnte

ihr Herz sich einem Manne zuwenden, der sich ihr nur flüchtig genähert, von dem sie aus seinem Munde sogar nur wenig Gutes wußte, der nichts gethan sich den Schatz ihrer Liebe zu erwerben, der, wie sie wußte, im Begriff gestanden, um eine andere zu werben? — Armer Ringender, wie wenig kannte er das Frauenherz! Als ob es je einer Zeit bedurft hätte oder einer That, einer Tugend, um Liebe hervorzurufen in einem Frauenherzen. „Sie kommt und sie ist da!" und bleibt nur begreiflich für die Liebende selbst.

Das ist ja das ewig sich wiederholende Wunder! „Ich liebe ihn!" sagt das Mädchen. Weshalb, — das weiß in hundert Fällen wohl kaum eines. — —

Mit leidenschaftlichem Eifer suchte Armin nach Beispielen, erlebten wie gelesenen, von der Hinneigung eines jungen Wesens zu einem älteren Manne, von einer Liebe, die der Dankbarkeit entsprungen.

Ach, sie würde ihm genügen für den Rest seines Lebens! wiederholte er sich immer von neuem. Nur keine Trennung! — Und wie wollte er die junge Geliebte auf seinen Händen tragen! Sie sollte leben dürfen wo sie eben wollte, er würde ja nimmermehr ihre Jugend und Lieblichkeit hinter den Mauern dieses kleinen Hauses vergraben. — Nur kein Scheiden und Entbehren! Und als sich der starke Mann in der Morgendämmerung endlich erschöpft auf das Bett warf und einschlummerte, — da hielt er im Traume seinen rosigen Liebling in den Armen, und ihr süßer Mund flüsterte: „Ich bleibe immer bei Dir!" —

Als Armin nach jener qualvollen Nacht zum Frühstück in das Wohnzimmer trat, war es ihm eine Herzenserleichterung Hilmar nicht dort zu finden, überhaupt die Gewißheit zu haben, daß er ihn heute nicht sehen werde. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihm sein eigenes abgespanntes Gesicht mit erschreckend scharf gewordenen Zügen. Und war denn sein Haar wirklich immer so grau gewesen? Es schien ihm heute wie mit Puder überstreut.

„Hilmar ist mit seiner Zeichenmappe über Land gewandert“, sagte er, am Tische Platz nehmend, „er wird vielleicht erst morgen oder übermorgen zurückkehren!“

„Das ist mir angenehm“, antwortete Marianne, „ich werde dann sofort sein Zimmer gründlich säubern lassen!“

Desirée war tief erblaßt.

„Dann muß Herr von Ussikow in der Nacht fortgewandert sein, ich war sehr früh wach und hörte nicht das geringste Geräusch im Hause“, sagte sie matt.

„Möglich! In keinem Falle braucht man sich also zu sorgen, wenn er ein Weilchen nicht erscheint!“

„Onkel, Du bist krank!“ rief jetzt plötzlich das Mädchen, und sich angstvoll vorbeugend, faßte sie die Hand ihres Schützers. Er zog sie, zusammenschauernd, leise zurück. „Du siehst aus, als ob Du eine schlechte Nacht gehabt hättest! Was fehlt Dir?“

„Du hast es erraten, ich habe einmal zur Veränderung wirklich nicht geschlafen“, antwortete er mit

einem schwachen Lächeln. „Arbeitsgedanken und jene Nachricht von den steigenden Typhusfällen hielten mich wach. Ich will auch gleich nachher zu meinem Kollegen.“

„Du wirst doch nicht wieder gerade bei dieser Gelegenheit Dich in die Praxis begeben?“ fragte Marianne unruhig. „Denke doch an Dich und uns! Ich fürchte mich so über alle Maßen vor dem Typhus!“

„Das wäre ein schlechter Arzt, der bei solcher Gelegenheit an sich dächte — und was Dich betrifft, so kannst Du Dich fernhalten. Fürchtest Du Dich auch, Papillon?“

„Ja“, gestand sie lächelnd und errötend, „aber ich glaube die Furcht würde mit einem Schlage aufhören, wenn ich einen an dieser schrecklichen Krankheit Leidenden pflegen müßte, den ich lieb hätte!“

❦

Als der russische Doktor am Mittage von der Konferenz zurückkam, war sein Gesicht sorgenvoll.

„In der Stadt selber wird es hoffentlich bei einzelnen Fällen bleiben, aber auf einigen Dörfern der Umgegend ist leider die Epidemie, wie es scheint, sehr heftig ausgebrochen. Ihr werdet mich deshalb jetzt wenig sehen; selbstverständlich erbot ich mich zu helfen mit all meinen Kräften. Ich bitte nur um eine möglichst frühe Speisestunde.“

Desirée stand plötzlich dicht vor ihm und hielt den Weggehenden auf. Sie legte die zitternde Hand auf seinen Arm und schaute ihm mit weit geöffneten Augen ins Gesicht.

„Onkel“, sagte sie mit veränderter Stimme, „meinst Du nicht, daß Dein Freund den Weg nach den Dörfern eingeschlagen haben könnte?“

Ein Schmerz wie von einem scharfen Stahle durchzuckte beim Blicke auf das erregte Mädchen das Herz des Mannes, aber er antwortete ruhig:

„Das ist doch kaum denkbar. Jene Gegend, in der Ussikow die Motive zu seinen Landschaftsskizzen sich zu holen pflegt, liegt östlich von hier. Die Epidemie aber herrscht in den westlichen Bergdörfern. Vielleicht ist er auch schon bis zum Abend wieder bei uns.“

Er kam aber nicht, der Erwartete, auch den folgenden Tag nicht, ohne daß indeß Armin der letzten Worte Hilmars gedenkend, sich deshalb beunruhigt hätte. Wenn ihm irgend etwas zugestoßen, würde er schon Botschaft gesandt haben. Das sagte er auch den Frauen. Marianne sorgte sich ebenfalls keinen Augenblick, nur Eine war da, die mit fieberhafter Spannung wartete und, wenn die Abendschatten niedersanken, ruhelos in dem wilden Garten oder auf der Terrasse hin und wieder ging, auch wohl den Waldweg hinabspähend nach dem Entfernten, Eine, die den ganzen Tag nur den Gedanken, wie eine Centnerlast, mit sich herumtrug:

»Comme le jour me dure,
Passer loin de toi!«

Waren es nicht schon Monate, seit er geschieden? Zuweilen sah man auch Iwan erregt hin und her eilen und mit Desirée geheimnisvoll und verstohlen flüstern, er schüttelte immer schon von weitem den grauen Kopf.

„Bote da, nix gefunden guten Landsmann!“

Es schien inzwischen, als ob der russische Doktor sich mit besonderem Eifer in die plötzlich wieder aufgenommene Praxis stürze, als ob es für ihn eine Wohlthat sei, in dieser Weise thätig sein und seine Gedanken ablenken zu dürfen. Leider mehrten sich die Fälle der grausamen Krankheit im Städtchen selbst von Stunde zu Stunde. Dazu liefen von den Dörfern und Flecken im Umkreise Hiobsposten über Hiobsposten ein. Die blasse Furcht schlich von Haus zu Haus, es fehlte an besonnener Krankenpflege, der finstere Würgengel war zum erstenmale in diesem friedlichen Thale erschienen, so war denn niemand gerüstet ihn zu empfangen, das kleine Krankenhaus bald überfüllt. Neben einzelnen Fällen rührender Aufopferung trat der menschliche Egoismus in voller, erschreckender Nacktheit hervor und das Motto lautete: „Rette sich, wer kann!“ Das Herz Armins war empört, und sein Mund floß über in schärfster Verurteilung der menschlichen Schwäche. Zu Hause empfingen ihn freilich auch nur ängstliche Gesichter, Marianne machte aus ihrem Entsetzen vor der Krankheit kein Hehl, Desirée wanderte blaß und still umher, mit einem so rührenden Ausdrucke von Kummer in den Augen, daß es ihn marterte, Iwan erschien zerstreut, zerbrach sehr viel, stellte alles verkehrt hin und war am Morgen mit dem Kleiderreinigen seines Herrn im Umsehen fertig, weil er behauptete, in den Röcken, Beinkleidern und Stiefeln verstecke sich die Krankheit nur zu gern. Sein Präservativ für jedes körperliche

Übelbefinden war und blieb — ein Schluck Wutki. Käthe, das Dienstmädchen, aber glaubte alle halbe Stunden einen Anfall des mörderischen Fiebers zu verspüren und stürzte dann heulend und zähneklappernd zu ihrer Herrin mit dem Verlangen, ihr Hülfe zu schaffen. Am liebsten würde sie es gesehen haben, wenn der russische Doktor selbst sich in der Küche etabliert hätte, um ihn sofort bei der Hand zu haben. Es war nach ihrer Meinung überhaupt unverantwortlich, daß er zu Fremden lief und seine eigenen Hausgenossenschaft im Stich ließ! Armin hatte Tropfen verschreiben müssen für alle auf das unablässige Andringen seiner Cousine, und dieselben schienen denn auch einige Beruhigung auszuüben; Marianne ließ das Fläschchen kaum aus den Händen. Außerdem räucherte sie in allen Zimmern; in der Nähe des Hauses merkte man deshalb schon den unablässigen Opferdampf, von dem nur das Arbeitszimmer des russischen Doktors verschont blieb, auf seinen bestimmten Befehl.

„Wenn es Euch beruhigt, thut, was Ihr wollt“, sagte er, „Frauen sind eben wie die Kinder, aber laßt wenigstens mich und meine Arbeitsstätte in Ruhe.“

Es war auffallend, wie die Hülfesuchenden aller Stände in dieser bangen Zeit plötzlich das Haus des russischen Doktors belagerten; der Ruf seiner Geschicklichkeit, Güte und Uneigennützigkeit hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet; bei Tag und bei Nacht ertönte die Hausglocke, die ihn rief, und die Arbeit mehrte sich noch, als der alte Stadtarzt erkrankte. So kam

es denn, daß das Ausbleiben Hilmars seinen Gastgeber viel weniger beschäftigte, als dies in ruhigen Zeiten der Fall gewesen sein würde, ja, es war für ihn eine Beruhigung, ihn jetzt wenigstens nicht in der Nähe Desirées zu wissen.

Am Morgen des vierten Tages aber, als noch immer keinerlei Kunde von dem Entschwundenen eingelaufen war, sagte er doch:

„Heute werde ich einen Boten aussenden, der Nachforschungen anstellt, wo Ussikow geblieben, obgleich ich wette, daß er nachher mit Recht schilt, weil man ihn wie ein Kind, das sich verlief, suchen läßt, und ironisch fragen wird, warum man ihn nicht lieber gleich ausschellen ließ. Er wird in irgend einem malerischen Versteck seine Zeichenmappe füllen. Ich möchte ihn aber doch hier haben, um ihn — fortschicken zu können, zunächst nach Vevey.“

Er warf nach diesen Worten einen flüchtigen Blick auf Desirée, die sich, als er anfing zu reden, rasch und geräuschlos erhoben hatte, um sich am Fenster bei den Blumen etwas zu schaffen zu machen. Sie wurde anscheinend auch dermaßen von ihnen in Anspruch genommen, daß sie sogar sich nicht wendete, als Armin aufgestanden war und den Frauen sein „Auf Wiedersehen!“ zurief. Ein leises Echo nur tönte zu ihm von ihr herüber, das Köpfchen blieb über die Blumen geneigt, die Hände zupften nervös an den Blättern. Armin sah es und preßte die Zähne zusammen, eine wilde Ungeduld, eine leidenschaftliche Qual durchwogte ihn.

Er hätte die zarte Gestalt an sich reißen mögen mit der verzweifelnden Frage: „Habe ich denn auch Dein Vertrauen verloren? Liebst Du ihn wirklich, diesen Fremden, soll es denn nicht mehr Deine Heimat sein, dieses kleine Haus, das einst Deine Mutter beherbergte?"

Aber er sah jetzt auch, daß Mariannes Augen mit verwundertem Ausdrucke an ihm hingen, und so nahm er sich denn zusammen mit Gewalt und verließ schweigend das Zimmer.

Mittags erschien statt seiner ein Bote mit der Nachricht, daß der russische Herr Doktor erst abends heimkehren werde. Der fremde Herr sei gefunden, er liege krank im Dorfe Grünfelden, morgen solle Iwan zu ihm hinausgehen mit einem Vorrat von Wäsche und bei ihm bleiben, da er einstweilen nicht transportiert werden könne. Alles Nähere werde der russische Herr Doktor selber erzählen.

Es war Desirée, die selber diese weitläufige und doch wieder ziemlich verworrene Mitteilung in Empfang nahm, mit zitternden Knieen und wild schlagendem Herzen. Wenige Minuten später stand sie vor Marianne.

„Um Gottes willen, wie siehst Du aus, was fehlt Dir?" rief das Fräulein erschrocken. „Nimm sofort die Tropfen! Himmlischer Vater, Du wirst uns doch den Typhus nicht ins Haus bringen? Hier, nimm! Dieser Theelöffel enthält das richtige Maß!"

Das Mädchen wehrte ungeduldig ab.

„Mir fehlt nichts, aber er liegt am Typhus in einem Dorfe ohne jede Pflege! Sie hörten es ja! Iwan

soll morgen zu ihm! Morgen erst — o Gott, wie lang ist es noch hin bis morgen!"

„Aber wer denn, Kind? Armin?

„Ach nein, wer anders als Hilmar Ussikow! Ich bitte Sie, gehen Sie gleich zu ihm!"

„Was sagst Du, Unvernünftige?! Ich soll zu einem fremden Manne gehen? Aber in aller Welt, weshalb denn? Du bist toll!"

„Um ihn zu pflegen, um ihn zu retten! Bei eben dieser Krankheit, hörte ich den Onkel sagen, thut Pflege alles! Und denken Sie, daß er in einer dumpfen, engen Bauernstube unter rohen, fremden Menschen liegt, allein und verlassen! Vielleicht ist niemand da, der ihm einen Trunk reicht während der Fieberqual. Und Sie müssen ihn ja vor allen andern pflegen, und jede Minute der Verzögerung bringt ihn dem Tode näher!"

„Ich muß? Weshalb in aller Welt denn gerade ich?"

„Weil er Sie liebt!" rief das Mädchen verzweiflungsvoll. „Weil er Sie zu seiner Frau machen will!"

Einen Moment stand Marianne wie erstarrt; dann aber zuckte sie die Achseln und antwortete:

„Mein Kind, und wenn Herr von Ussikow mich selbst bis zum Wahnsinn liebte, wovon ich selber übrigens bis zur Stunde noch nichts bemerkt habe, so würde ich dieses Haus um seinetwillen auch nicht auf eine Stunde verlassen. Erstens wäre das durchaus unpassend — selbst von einer Verlobten — und würde

ein entsetzliches Gerede geben, zweitens könnte ich mir selber die Schreckenskrankheit und möglicherweise sogar den Tod holen. Er will mich zu seiner Frau machen?! Lächerlich! In keinem Falle würde ich einen Antrag dieses Herrn annehmen, denn ich verlasse meinen Vetter nie! Was sollte der denn anfangen ohne mich?!" Sie schöpfte tief Atem nach dieser langen Rede und fuhr dann ruhiger fort: „Komm nun zu Tische, mein Kind, es ist schon eine halbe Stunde über Essenszeit, ich finde es rücksichtslos von meinem Vetter, uns so spät Botschaft zu schicken — der Fisch wird natürlich verdorben sein. Aber wie exaltiert Du bist! So beruhige Dich doch! Wenn Herr von Ussikow gerettet werden kann — die schwächlichen Menschen kommen gewöhnlich besser durch als die kräftigen — so rettet ihn unser russischer Doktor. Ein Glück ist und bleibt es immerhin, daß er nicht hier im Hause liegt. Transportfähig scheint er nicht mehr zu sein, sonst hätte ihn mein Vetter hierher schaffen lassen, ohne Rücksicht auf uns, darauf gehe ich jede Wette ein. Und nun zwinge Dich, etwas zu essen — nur keinen leeren Magen in solchen Zeiten. Die Sache alteriert mich selber auch, aber ich werde tüchtig essen, denn unser russischer Doktor braucht mich mehr denn je. Nach Tische versuche etwas zu ruhen, dann verfliegt diese befremdliche Stimmung. Ich bin froh, daß mein Vetter Dich nicht so sah, er kann keine Exaltationen leiden!"

„Kein Wort zu ihm von allem, was ich Ihnen sagte, bitte, bitte!"

„Wenn Du ferner vernünftig sein willst, werde ich schweigen! Aber auch nur in diesem Falle!“

War das „Vernünftig sein“, ruhelos hin und her zu irren durch Garten und Haus, die Minuten zu zählen bis zum Abend, in die Ferne zu starren mit brennenden Augen, die Hände an die Stirn gepreßt, ob denn die unbarmherzige Sonne noch immer nicht untergehen wollte, und wirre Gebete zu stammeln, die alle einem einzigen galten, der jetzt sich vielleicht ruhelos herumwarf und vergebens sich nach einer Hand sehnte, die ihm sein Kissen glättete. Dann und wann rief sie Iwan herbei und flüsterte mit ihm — um nachher wieder von neuem ihre Wanderung anzutreten.

»Comme le jour me dure,
Passer loin de toi!«

Wenn Armin hätte ahnen können, mit welcher Sehnsucht man diesmal nach ihm ausschaute und ihn erwartete — aber ach, mit einer Sehnsucht, die ihm nicht galt — ob er sich dann wohl so beeilt hätte, nach Hause zu kommen?

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als er todmüde eintraf und sich im Wohnzimmer in einen Sessel warf. — Desirée schrie auf, als sie ihn sah.

„Nun, Papillon, fürchtest Du Dich vor mir? Habe ich Dich erschreckt?“ fragte er mit matter Stimme. „Marianne, gieb mir etwas Kräftiges zu essen — ich muß früh zu Bett! Schicke mir Iwan!“

Sie eilte hinaus, ohne eine Frage zu thun. Desirée aber näherte sich ihm und reichte ihm die Hand.

„Armer Onkel, hast Du Dich so sehr anstrengen müssen?" sagte sie mit erstickter Stimme. „Wie sieht es draußen aus?"

„In Grünefelden meinst Du, Kind?" antwortete er melancholisch und streichelte flüchtig ihr Haar. „Er ist in der That plötzlich erkrankt, wie schwer, kann sich erst morgen entscheiden. Ich fahre vormittags wieder hinaus. Natürlich ist an kein Fortschaffen zu denken, aber die Wohnung ist noch leidlich, das Bett gut. Das kleine Haus gehört einer alten, halbtauben Frau, die so viele Mitglieder ihrer Familie schon sterben sah, daß Krankheit und Tod ohne Schrecken für sie geworden sind. Warten wir das übrige ab. „Iwan", sagte er zu dem Eintretenden gewandt, „ich hoffe, Du fürchtest Dich nicht, morgen in aller Frühe aufzubrechen, um Deinem kranken Landsmann Wäsche und Erquickungen hinzutragen und mich dann dort zu erwarten. Ich denke, einen Pfleger oder eine Pflegerin bis dahin aufzutreiben."

„Nix fürchten!" sagte Iwan und warf einen verstohlenen Blick auf Desirée. „Herr befehlen, Iwan gehorchen! Herr wird Iwan nicht sterben lassen!"

Tiefe Stille herrschte im grünumrankten Hause, alles lag in festem Schlafe. Mitternacht war eben vorüber.

Da huschte ein leichter Schritt über den Gang und die Treppenstufen — eine verhüllte Frauengestalt, ein kleines Bündel in der Hand. Aus der Kapuze

von rotem Tuche schaute ein reizendes, blasses Mädchengesicht. Unten an der Hausthür aber stand Iwan mit einer Laterne und einem gewaltigen, vollgepackten Korbe.

„Komm nur fort!“ flüsterte Desirée. „Eile und sei vorsichtig!“

„Aber Herr wird böse sein! Und kleine Stiefel“, hier fiel ein zärtlicher Blick aus seinen Augen auf die Füße des jungen Mädchens, „werden müde werden! Weg ist weit, Iwans Stiefel besser! Sie gehen durch Feuermeer für junge Herrin!“

Er hatte einen Fuß gehoben und der Umfang des Stiefels ließ, trotz des ernsten Moments, ein Lächeln über die Lippen seiner Begleiterin gleiten.

„Sei ruhig — ich habe dem Herrn geschrieben. Er wird uns nicht zürnen. Es gilt ja, ein Menschenleben zu retten! Hast Du nichts vergessen?“

„Flasche Wutki in der Tasche!“

Iwan schloß während dieser Antwort vorsichtig auf — einen Moment später war die Thür geräuschlos ins Schloß gefallen. Alles blieb still im grünumrankten Hause. — Im Wohnzimmer fand am nächsten Morgen erst der russische Doktor einen Brief mit seiner Adresse. Er enthielt folgende Worte:

„Suche nicht nach einer Krankenpflege für Hilmar Ussikow, teurer Onkel, sie ist gefunden — ich bleibe bei ihm, dem Verlassenen, mit Iwan, bis alle Gefahr vorüber, oder — bis er in den Himmel ging. Zürne nicht, daß ich heimlich ging, aber ich wäre gestorben,

wenn man mich zurückgehalten, und Du hättest mich zurückgehalten, ich weiß es! Und jede Minute würde hier zur Ewigkeit geworden sein, und jede Minute ist doch kostbar für die Pflege des Kranken.

Die barmherzige Gottesmutter wird ihn schützen und mich mit ihm — ich will ja nichts als ihn pflegen dürfen! Und Du, teurer Onkel, wirst ihn gesund machen! Auf Wiedersehen in der Krankenstube, wo zum zweitenmale als einem Retter Deine Hände dankbar küssen wird Desirée.

„Großer Gott, was werden die Leute sagen!“ rief Marianne, als Armin ihr mit wenigen Worten Desirées Flucht mitgeteilt. „Wir dürfen sie nie wieder zurücknehmen ins Haus! Auch schon der möglichen Ansteckung wegen um keinen Preis. Aber die Menschen, die Menschen! Das ist das Schlimmste!“

„Nun, das ist, meine ich, das wenigste. Wird Hilmar wieder gesund, so findet jedermann die That seiner Braut einfach heroisch!“

„Seiner Braut?“ Sie sah den Sprecher staunend an.

„Ja, liebe Marianne. Hilmar von Ussikow gestand mir unmittelbar vor seinem Weggehen seine Liebe zu Desirée!“

„Zu diesem Kinde? Und das thörichte Ding meinte, er wolle mich zu seiner Frau machen? Mein Gott, was man doch erlebt! — Nun, ich beruhige mich mit dem Bewußtsein, daß ich ihr sagte, solchen Antrag würde ich nie angenommen haben! — Aber, wenn er nun stirbt — die Menschen!“

„Ich hoffe, er wird leben bleiben! Ich will sofort hinaus nach Grünfelden. Gott ist barmherzig!“

Aber er ging doch noch einmal in sein Arbeitszimmer und schloß seinen Schrank auf. Da nahm er denn aus einem kleinen Kästchen ein vergilbtes, dünnes Spitzengewebe. Er barg es vorsichtig in die hohle Hand, dann drückte er es auf seine Augen — lange — lange.

Es waren dunkle Gedanken, die wie scheue Nachtvögel vorüberflatterten, als der russische Doktor in einem Wagen den einsamen, langen Weg nach jenem Bergdörfchen zurücklegte, den in vergangener Nacht Desirées kleine Füße gewandert. Warum mußte denn das alles geschehen? fragte er sich immer wieder. Warum für ihn allein kein Glück — kein Tropfen jener Labe, nach der sein Herz schrie! Hatte nicht jedes menschliche Wesen ein Anrecht auf einen Sonnenstrahl? Und wenn Hilmar nun stürbe — wäre das nicht die natürlichste Lösung dieses grausamen Konfliktes? Würde dann nicht Desirée zurückkehren zu ihm für immer? Ach, aber dann nicht mehr „Papillon“ — nur eine gebrochene, trostlose, bräutliche Witwe! Aber sie bliebe dann doch bei ihm und er allein durfte sie trösten und auf den Händen tragen. — Sollte er das wünschen und lag die Erfüllung dieses Wunsches nicht zum Teil in seiner ärztlichen Hand? Die kleinste Vernachlässigung eben diesem Kranken gegenüber in diesem Stadium seines Leidens genügte. — Ihn

schauderte, er entsetzte sich vor sich selber und faltete die Hände. Welche grauenvolle Macht hatte doch jene Empfindung, die im Gedanken an das junge Mädchen seine Brust jetzt erfüllte! — —

„Führe uns nicht in Versuchung!“ flüsterten endlich die blassen. Lippen des Mannes, der Angstschweiß trat auf seine Stirne. Der Tag war so leuchtend, die Vögel sangen, die Natur trug ihr sommerliches Festgewand, von den Bergen strömte die erquickende Luft wie in Bächen zu ihm nieder, die Schwalben schossen dicht an ihm vorüber mit ihrem herzerquickenden Jubelschrei — wie schön war doch die Welt! Welch ein Kampf, sie zu verlassen mit dem Bewußtsein der Liebe einer Desirée! Da tauchte schon das arme Haus vor ihm auf, das Fenster des Stübchens, das den Kranken beherbergte, war geöffnet, die herrliche Sommerluft drang ungehindert herein. „Das hat Papillons Hand gethan!“ dachte er. Zögernd, aber mit freier Stirn, trat nun der russische Doktor über die Schwelle. Die alte Frau humpelte ihm entgegen. „Wie geht es?“ fragte er nur leise.

„Besser, denke ich Herr Doktor, seit die Liebste da ist. Das arme, junge Ding! Aber er erkannte sie gleich und rief, als sie an sein Bett trat: „Geliebte — endlich kommst Du! Nun sterbe ich leicht! Lege Deine Hand auf meine Stirn!“ Und das that sie denn auch, und so sitzt sie noch, das Lamm!“

Sie öffnete dem Angekommenen leise die Thüre zum Krankenzimmer. Ja, da saß es, das liebliche Wesen,

blaß und erschöpft, aber mit einem seligen Leuchten in den Augen, die sich auf den Eintretenden richteten. Ihre Hand lag auf der Stirne des Schlummernden. Iwan dagegen zog sich ebenso schleunig als leise in den Hintergrund zurück, als er seinen Herrn erkannte.

„Onkel, er hat meinen Namen genannt — er bat mich die Hand auf seine Stirne zu legen", flüsterte Desirée mit einem schwachen Lächeln. „Ich habe gebetet für ihn und Dich herbeigerufen in meinem Herzen, sonst habe ich nichts gedacht bis zu dieser Minute — seit ich Dein Haus verlassen. Nun bist Du da — Du zürnst mir nicht — Du kommst, um zu helfen. Alles wird gut!"

„Ja, mein Kind, ich hoffe es zu Gott! Wir wollen ihn retten mit Hülfe der Heiligen — Du und ich. Hier bin ich und bleibe ich bis zur Krisis. Es wird sein wie damals in jener Nacht, als ich Dich zum erstenmale sah, Papillon! Weißt Du noch?" — —

Und Hilmar Ussikow genas — und das niedere und enge Bauernstübchen wurde ein blumengeschmücktes Paradies für zwei Glückliche, die sich gefunden.

Später siedelte Ussikow nur auf kurze Zeit noch über in das grünumrankte Haus, wo die Geliebte ihm zuerst erschienen. Bereits im Spätherbste wurde dort eine stille Hochzeit gefeiert. Unmittelbar nach der Trauung reiste das junge Paar nach dem Süden ab. Der russische Doktor aber saß, als er die junge Frau, sein Kleinod, Hortenses Tochter, aus den Armen gelassen und dem Freunde ans Herz gelegt, den ganzen Rest

des Tages und die folgende Nacht am Bette eines armen, todkranken Kindes — genau wie damals, als er Desirée zuerst gesehen. Als der Morgen graute, da stürzte eine glückselige Mutter vor ihm nieder und küßte seine Hände — ihr Liebling war gerettet.

Das Leben im grünumrankten Hause floß allmählich so ruhig weiter, als wäre nie ein glänzender Papillon dort vorübergeflattert. Der russische Doktor widmete sich fortan nur den Armen und Kranken weit und breit, sowie seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die seinen Namen in die Welt trugen. Er war, nach Mariannes Meinung, etwas unzugänglicher und schwerfälliger geworden als früher und seine Freigebigkeit Armen gegenüber entsetzte sie nicht selten, denn es geschah wohl einmal bei solchen Gelegenheiten, daß er ohne Überzieher nach Hause kam, weil ihm Einer begegnete, der ihn eben nötiger brauchte, wie er lächelnd versicherte. Die Kinder alle kannten ihn, wo er hinkam, und hingen an ihm wie die Kletten. Das Fräulein hoffte jedoch von Jahr zu Jahr geduldig weiter, daß „seine Stunde" kommen werde.

Was Iwan betraf, so geschah es häufiger als früher, daß ihm die Liste seiner Sünden vorgelesen werden mußte, — er trank im stillen sowie in Gegenwart Käthes — die auch im Hause alt und grau wurde und sich noch immer vor dem Fieber fürchtete — gar zu oft auf die Gesundheit der fernen, „lieben, schönen" jungen Frau.

Viele Briefblätter flogen aus weiter Ferne fort und fort in das Haus des russischen Doktors, sie alle sagten: „Wir sind glücklich!" zur größten Verwunderung Mariannes, die jahraus, jahrein darauf wartete, von einem Scheidungsprozesse zu hören. Es war ja unmöglich, daß ein Mann wie Hilmar Ussikow mit einem so unwissenden Kinde, das weder einen Hacken in einem Strumpf, noch einen Braten selbständig zu fabrizieren verstand, auskommen konnte.

Später trippelten Kinderfüßchen durch den wilden Garten und eine schöne, glückstrahlende Mutter, von Hilmars Arm umschlungen, sah dann zu, wie der „Großonkel" mit den jungen Burschen Ball spielte. Es war aber jener Ball, den einst Hortenses Händchen dem Gymnasiasten Armin Elbthal ins Auge geworfen.

Jetzt ruht er längst schon aus von seinem mühevollen und gesegneten Tagewerk, der russische Doktor, aber sein Grab auf dem Friedhof des weltverlorenen Städtchens ist und bleibt das schönste von allen, denn gar viele Hände wetteifern es zu schmücken als die Ruhestätte eines Mannes, den die ganze Gegend liebte und ehrte als ihren Wohlthäter. Eine Weide läßt ihr grünes Haar tief herabhängen auf einen einfachen Stein, dem zu keiner Jahreszeit der Schmuck von Blumen und Grün fehlt. Da liest man denn nur die schlichten Worte: „Hier schläft unser russischer Doktor." — —

Mädchenträume.

„Rasch, wie der Wind umspringt, so wechselt das Herz
und die Welle —
Heut' weitleuchtende Ruh', morgen chaotischer Sturm.“
E. Geibel.

„In acht Tagen also bin ich seine Frau und dann werde ich mit ihm ziehen in jene fremde Welt, deren Wunder er mir so verlockend zu schildern versteht! Und ich fürchte mich nicht vor der weiten Wanderung und vor dem Scheiden von der Heimat und von den geliebten Meinen, von Vater und Mutter; — denn ich liebe ihn, ich liebe ihn!"

Diese letzten Worte waren und blieben der Schluß aller Gedanken einer jungen glückstrahlenden Braut, eines verwöhnten Kindes, das auf der großen Terrasse des väterlichen Landhauses saß und mit leuchtenden Augen hinausschaute in den Park und auf den Rasenplatz unten im Garten, wo sie als Kind gespielt. Der Duft der alten Orangenbäume, welche man, wie alljährlich, aus dem Treibhause auf die Terrasse getragen, schlug in schweren Wellen zu ihr hin, untermischt mit dem Hauch von Rosen. Der Springbrunnen ihr gegenüber, der aus dem Muschelhorn des alten Triton von grünschimmernder Bronze emporstieg, die Vögel, die

zwitschernd an ihr vorbeiflogen, alles wiederholte: „Ich liebe ihn, ich liebe ihn!“

Wieviel schöner war der Brautstand, als sie es je geträumt — und ihre Mädchenträume waren doch so hochfliegend gewesen — ja selbst schöner noch als die Dichter ihn geschildert, wenigstens die, welche Mama zu lesen ihr erlaubt. Die Dichterhand und die Dichterphantasie mischten immer und überall die Farbe des Leids in das Glück, düstere Cypressenzweige wurden gleichsam in ein Rosenbouquet gebunden. Warum nur? Konnte das wirklich wohl jemals so sein? Bei ihr war doch alles so sonnig gewesen von allem Anfang an. Nur ein flüchtiger Wolkenschatten hatte den blauen Himmel für wenige Augenblicke verdunkelt, als sie nämlich zitternd sich gefragt: „Ist es denn möglich, daß er, der welterfahrene, viel gereiste Mann Dich liebt? Daß Du seine erste Liebe bist, wie er Deine erste?“

Ihr Jugendfreund und Vetter Waldemar hatte ihr freilich einmal gesagt, daß ein Mann sehr selten seiner Braut ein unberührtes Herz entgegenbringe, was aber wie er weise hinzugesetzt, das Glück einer Ehe durchaus nicht beeinträchtige. Aber was wußte solch ein junger Offizier von dem Herzensleben und der Ehe? Und Waldemar dürfte überhaupt gar nicht mitsprechen; denn sein Herz war seit seiner Knabenzeit erfüllt von einem einzigen Bilde: einem lieblichen Mädchenköpfchen. Ja, Dita wußte es ganz genau: sie war und blieb seine erste Liebe. Es that ihr freilich leid, daß sie ihm

nicht Gleiches mit Gleichem vergelten konnte; aber wer vermag seinem Herzen zu gebieten? Er nahm diese Enttäuschung äußerlich ruhiger auf, als sie vermutet hatte; aber sie fürchtete doch, daß er im stillen tief litt.

„Du bist eben ein auserwähltes Glückskind, dem jeder Wunsch erfüllt wird", hatte Freund Waldemar melancholisch gesagt, als er ihr zur Verlobung Glück wünschte.

Ja, ihr Dasein war in der That bis zur Stunde sonnig gewesen, aber sie hatte dies hingenommen, als ob es eben so sein müßte. Die Armut, der Kummer, das Leid, wo solches ihr in den Weg getreten, und sie durch Zufall gestreift, erschreckte sie nur, sie wich vor solcher Berührung zurück; aber sie verstand im Grunde keinerlei Form von Traurigkeit oder Entbehrung. Dita gab gern und mit vollen Händen; aber mehr, weil sie trübe Gesichter, angsterfüllte Herzen nicht in ihrer Nähe wissen mochte, als aus wirklichem Mitgefühl. Darum verstand sie auch nicht, mit dem rechten Wort zu trösten; denn wer recht trösten will, der muß selbst Schmerz erfahren haben. Dita fragte immer nur erstaunt: „Warum leiden die Menschen?

Als einziges Kind ihrer Eltern in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie eine in jeder Weise geschützte frohe Kindheit durchlebt und eine wunschlose Jugend. Was sie nicht lernen wollte, dazu zwang man sie nicht; gar vieles stand deshalb auf dem inhaltreichen, der neuen Zeit angepaßten Erziehungs-Programm, das

ihr fremd blieb. Aber niemand stellte sie darum zur Rede und Dita fand, daß man auch ohne das Versäumte in der Gesellschaft ganz gut durchkam. — In der guten Jahreszeit lebte man auf Schloß Bornheim, im Winter, wenn Papa in den Landtag mußte, in der alten aber behaglichen Stadtwohnung der kleinen Residenz. Ihre Freundinnen hatte man in Pensionen geschickt — für Dita wurden Französinnen und Engländerinnen als Hausgenossinnen aufgenommen: die Eltern konnten sich nicht von ihrem einzigen Kinde trennen. Dita war nun einmal der Mittelpunkt des Haus- und Herzens-Lebens von Vater und Mutter.

Wie etwas Selbstverständliches nahm und erwiderte sie auch die Zuneigung ihrer verschiedenen Freundinnen, die auf Schloß Bornheim wie Tauben aus und ein flogen; in derselben Weise war sie auch dem Vetter Waldemar auf Waldeseck gut gewesen. Vor zwei Jahren erst hatte man sie am Hofe und in die Welt eingeführt; auch da sah sie sich freundlich aufgenommen und sogar gefeiert.

Und dann — im vergangenen Winter — war der kühne Weltreisende Erhardt Dirschau in den Kreis ihres Daseins getreten. Wieviel hatten ihr die Freundinnen schon von ihm erzählt, ehe sie selbst ihn sah: von der vornehmen, imponierenden Erscheinung, von der Auszeichnung, die er vom Herzog erfahren, von seiner Absicht, einige Zeit in Bornheim zu bleiben, un seine reichen Sammlungen zu ordnen.

An einem Ballabend hatte er dann plötzlich vor

ihr gestanden, und ihre braunen Kinderaugen wurden fast geblendet von dem Blick eines blauen, wie Stahl blitzenden Augenpaars. Eine tiefe Stimme redete mit etwas fremdem Accent zu ihr. Später saß Dirschau neben Ditas Mutter, während das junge Mädchen tanzte. „Ich bedauere heute zum erstenmal, das Tanzen verlernt zu haben“, hatte er gesagt, als ihr Tänzer sie abholte. Beim Cotillon blieb er aber doch hinter ihrem Stuhl, zum sichtlichen Verdruß Waldemars, der nun einmal für alle Bälle auf diesen Tanz bei ihr abonniert hatte. Dita plauderte über die Schulter hinweg mit dem Fremden und zum erstenmal ärgerte sie sich über die Extratouren, zu denen man sie holte. Als man Abschied nahm und sie mit ihren Eltern den Ball verließ, hörte das junge Mädchen, daß der Papa Herrn Dirschau einlud, ihn zu besuchen. — Waldemar brachte sie wie immer an den Wagen.

„Hast Du Dich gut amüsiert, Dita?“

„Vortrefflich!“

„Natürlich! Du hast Dir wieder unverantwortlich den Hof machen lassen!“

„Aber von wem denn in aller Welt?“

„Von dem Türken, oder was er sonst ist.“

Dita lachte. „So . . . so! Du bist eifersüchtig!“

„Pah! Fällt mir nicht ein. Aber ich ärgere mich nur, daß Du genau so bist wie alle Frauen; alles Fremde, Außergewöhnliche verdreht Euch sofort den Kopf. Außer seiner Reisegelehrsamkeit, von der Du nichts verstehst

— Dita verzeih'! — wüßte ich nichts, was Dir an ihm imponieren könnte. Er sieht für meinen Geschmack aus wie ein Brot, das zu lange im Ofen gelegen hat."

„Gerade das gefällt mir!" antwortete sie trotzig.

„Kinder, wollt Ihr nicht einsteigen", rief eben Frau von Bornheim aus dem Wagen. „Papa wird ungeduldig."

Dita setzte sofort den kleinen Fuß im weißen Atlasschuh auf den Wagentritt.

„Gute Nacht, Waldemar!" sagte sie auffallend kühl.

Er küßte statt aller Antwort ihre Hand.

„Morgen hole ich Dich ab zum Schlittenfahren. Gute Nacht, Ihr Lieben!" rief er noch.

Dita wollte sagen: „Bemühe Dich nicht!" aber sie verschluckte die Worte. Schlittenfahren war doch ein gar zu köstliches Vergnügen! Sie nickte deshalb nur herablassend mit dem Köpfchen.

Noch in der Ballcapote mit der weißen Schwaneinfassung schrieb Dita folgende Zeilen in ihr Tagebuch, in das elegant gebundene, mit den silbernen Klammern und dem festen Verschluß.

„Ich glaube heute den Mann gesehen zu haben, der mein Schicksal werden wird. Nie habe ich eine ähnliche Empfindung gehabt, einem Manne gegenüber. Nichts anderes verlange ich von dem Manne meiner Wahl, als daß er mir imponiere und — daß ich seine erste Liebe sei. In die kleinsten Verhältnisse würde ich mich dann fügen. O, ich könnte arbeiten neben ihm und mit ihm wie — ja, wie eine Magd, glaube ich!

Übrigens meine ich, daß ich heute auf dem Balle gar nicht hübsch aussah. Blau steht mir nicht. Ich begreife nicht, warum ich nicht Weiß trug. Wie mächtig seine Augen sind! Waldemar ist im Vergleich zu ihm, trotz seinem hübschen Gesicht und seiner eleganten Figur, nur ein allerliebster, unbedeutender Junge, der in seinen Epauletten noch recht kindisch sein kann. Er nannte E. D. einen Türken! Ich muß ihn etwas strenger behandeln. Ob der gefeierte Fremde wirklich die Einladung von Papa annehmen und uns einen Besuch machen wird? Ich war eigentlich böse auf Papa. Alle Leute reißen sich um ihn und es wäre doch entsetzlich, wenn er dächte, wir wollten es ebenso machen. Am besten ist, ich komme dann gar nicht zum Vorschein."

Er kam wirklich, der ehemalige Constantinopolitanische Konsul und Dita erschien, trotz ihres Entschlusses, unsichtbar zu bleiben. Eigentlich kam er ihr im hellen Tageslicht etwas alt vor, so ernst, etwas müde sogar. Aber sie empfand doch ein eigentümliches Vergnügen, ihn reden zu hören mit seiner etwas verschleierten Stimme und der seltsamen Betonung.

„Zehn Jahre im Orient lassen rasch altern", sagte er im Laufe des Gesprächs zu Herrn von Bornheim, als ob er Ditas Gedanken erraten hätte und sie beantwortete.

Bald war es wie in dem Hause des venetianischen Nobile, des Vaters der schönen Desdemona. Erhardt Dirschau kam oft und öfter, endlich täglich. Die moderne

Desdemona hörte ihm zu, wie jene edele Venetianerin einst dem Mauren Othello gelauscht, wenn der kühne Reisende von seinen Fahrten erzählte. Meist redete er nur mit dem Vater; Mutter und Tochter saßen dann mit ihren zierlichen Arbeiten in der tiefen Fensternische. Aber Ditas weiße Hände sanken gar bald in den Schoß und das schöne junge Antlitz wandte sich mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit dem Sprecher zu. In solch wunderbar fesselnder Weise hatte sie noch nie jemand reden hören; Tag und Nacht hätte sie ihm zuhören mögen. Es erging ihr genau wie der schönen Tochter der Bella Venezia: „Sie liebte ihn, weil er Gefahr bestand.“

Wohl hatten auch Waldemars Reiterkünste, die verschiedenen Manöver-Attaquen und seine Kriegsabenteuer ihr oft imponiert. Aber er hatte doch alles gemeinsam mit seinen Kameraden bestanden. Hier dagegen trat ein Mann ganz allein den ausgesuchtesten Gefahren jeder Art entgegen. Ohne jede Hülfe, nur auf sich selbst angewiesen, auf fremdem Boden, Stunde auf Stunde, Schritt für Schritt hatte er um sein Leben gekämpft und es verteidigt. Und wenn Erhardt den Zauber der fremden Vegetation beschrieb, von den großartigen Spuren längst vergangener Geschlechter redete, wenn er Stellen aus seinen Tagebüchern vorlas, seiner Mappe Aquarelle entnahm und ausbreitete — dann war es, als ob goldene Fäden von ihm zu ihr herüber gingen. Mit weit geöffneten, bewundernden Augen hörte sie ihm dann zu, und diese Fäden verschlangen

sich zu einem goldenen Bande, das sie beide verknüpfte und das keine Hand jemals wieder zu lösen vermochte.

Und ein Frühlingstag blühte auf im Schlosse Bornheim, wohin man schon seit zwei Monaten wieder gezogen und woselbst als erster Gast Erhardt Dirschau eingetroffen war, da erschienen Vater und Mutter so seltsam feierlich und umarmten und küßten ihr Kind in ganz anderer Weise als sonst. — Als Dita dann fast erschreckt zu ihnen aufschaute, flüsterte die Mama ihr zu, sie möge vorausgehen und im Park auf ihrem Lieblingsplatz unter der alten Platane auf sie Beide warten.

Langsam wanderte das junge Mädchen dahin; es war ihr aber als ob Blei an ihren Sohlen hafte und Gewitterschwüle drückend auf ihre Brust sich lege. Aber der Himmel leuchtete doch so blau und heiter auf die junge, schöne Mädchengestalt nieder! Dennoch fühlte Dita eben jetzt ihr Herz so wild klopfen, daß es ihr fast den Atem nahm. Da war die Bank endlich — noch nie war ein Weg ihr so lang erschienen. Was war es wohl das sie hier erfahren sollte? Sie sank auf den Sitz nieder und lehnte ihr Haupt an den Stamm des mächtigen Baumes. Den Strohhut nahm sie ab; ein neckischer Lufthauch trieb ihr die Löckchen von der Stirne, und ein Sonnenstrahl ließ ihr reiches Haar wie mit Goldstaub bestreut erscheinen.

Da erreichte der Klang von festen, raschen Schritten

ihr Ohr — sie wußte, wer da kam, wer sie suchte. Sie wollte sich erheben; ihm entgegen eilen oder — zur Flucht sich wenden — — sie war sich nicht klar darüber — aber sie vermochte sich nicht zu regen. Der entscheidende Augenblick war da. Voll süßer Angst blickte sie in das dunkle Männer-Antlitz, das sich ihr jetzt entgegen neigte.

Nun war er zu ihren Füßen — er hielt die bebenden kleinen Hände in den seinen, Worte fielen von seinen Lippen, tief ernste, leidenschaftliche, berauschende. Und dann — sie wußte nachher nimmer, wie es gekommen — fand sie sich in seinen Armen, an seinem Herzen wieder und er nannte sie seine Braut. — —

Am Abend jenes Tages schrieb sie kein Wort in ihr Tagebuch, zum erstenmal, seit sie es begonnen — —

Wochen nachher kam sie nicht aus der süßen Betäubung des neuen Glückes heraus; ihr war, als habe sie den festen Boden unter den Füßen verloren, als seien ihr Flügel gewachsen. Alles erschien so wunderbar, so selig. Daß Vater und Mutter ihr nicht verhehlten, wie die Verlobung ihres einzigen Kindes nicht ganz nach ihrem Herzen ausgefallen sei, weil der künftige Schwiegersohn in keinem Falle in Europa sich binden lassen werde, warf auch nicht den leisesten Schatten auf ihre Glückseligkeit. „Sie müssen und werden sich trösten mit dem Bewußtsein, daß es kein froheres Geschöpf auf Erden giebt, als ihre Dita!" Das wiederholte sie sich immer wieder in dem Egois-

mus ihres Empfindens und sprach es auch ihren Eltern gegenüber aus.

„Aber er ist ein geborener Wandervogel“, sagte der Vater sorgenvoll. „Nie wird er sich bestimmen lassen, in unserer Nähe, in beschränkten Verhältnissen, wenn auch auf noch so kurze Zeit, sein Nest zu bauen. Du wirst mit ihm ziehen, wohin er eben fliegt und uns bleibt das Nachsehen und das Entbehren — und — die Einsamkeit im Alter. Wir hatten es eben anders gedacht!“

„Aber das ist ja das Los der meisten Eltern, Papa. Denke doch an Lizzie Wellborn; sie ist in England verheiratet, und Maria Langenau in Nizza.“

„Lizzie hat noch drei jüngere Schwestern“, fiel die Mutter ein, und Marie zwei verheiratete Brüder, die in derselben Stadt leben wie ihre Eltern. Du aber bist unser einziges Kind! Gleich nach der Hochzeit will Erhardt nach Indien gehen, auf ein Jahr wie er sagt. Welch ein Gedanke! Wir müssen uns freilich fügen. Aber Du, mein Kind, mußt doch uns zu Liebe versuchen, ihn umzustimmen. Eine derartige große Trennung gleich im Anfang wäre für uns zu hart.“ Und die liebenswürdige Frau brach in Thränen aus.

Dita hatte darauf die Mutter zärtlich umarmt und mit dem Vater gescherzt, ohne ihnen jedoch zuzustimmen. Sie mußten sich eben in das Unvermeidliche finden! Was war denn ein Jahr? Ein Hauch, ein Nichts für die ganze Welt; nur für sie, für die beneidenswerte Dita, würde es eine glückberauschte Ewigkeit sein!

„Ihn umstimmen? Nein, teuere Mama . . . . Dein Kind wird fortan nur einen Willen kennen, den seinen.“ Und daß es so ist, muß Euch ja ein Trost sein!“

„Du bist viel verwöhnter als Du denkst und weißt“, hatte die Mutter einmal gesagt. „Erhardt ist zwar in guten, aber durchaus nicht in glänzenden Verhältnissen, und das Leben aus dem Koffer und in einer Fremde, wo der Komfort, den Du bisher genossen seit Du existierst, ein unbekanntes Etwas ist, dürfte Dir schwerer fallen als Du nur ahnst. Ach, Du hättest es viel leichter haben können . . . . und wir würden so dankbar gewesen sein, hätte es sich anders gefügt!“

Dita ahnte den Lieblingsplan der Eltern. Sie hatten im stillen gehofft, ihr Kind als die Gattin Waldemar's zu sehen. Die Güter grenzten nachbarlich aneinander, die Familien waren eng befreundet. Der einzige Sohn quittierte später jedenfalls den Militärdienst, um das schöne Gut des Vaters zu übernehmen. Welche Aussicht also für die Eltern Ditas, das geliebte Kind nicht aus den Augen zu verlieren!

Vielleicht würde es auch genau so gekommen sein, sagte sich das junge Mädchen, wenn „er“ nicht in ihr Leben getreten wäre, er, der Einzige, der Geliebte! Sie war ihm ja gut, jenem ewig heiteren Spielgefährten und sie wußte auch ganz genau, daß sie seine erste und einzige Liebe sei. War sie aber auch wirklich Erhardts erste und einzige Liebe? — —

Als sie diese scheue Frage eines Tages Waldemar gegenüber aussprach, hatte der häßliche Mensch laut gelacht und dann gesagt: „Das wäre doch eine gar zu späte erste Liebe! Sei kein Kind, Dita! Was weißt Du von den Männern? Du wirst eben heiraten wie alle Frauen, und wirst genau ebenso wie deine Schwestern einen Schleier über die vergangenen Herzens-Erlebnisse Deines Mannes decken.“

„Nie!“ rief Dita bestimmt. „Ich will durchaus die erste Liebe und die Frau meines Mannes sein! Ich würde keinen Witwer lieben und heiraten oder jemals das Kind einer verstorbenen Vorgängerin an mein Herz nehmen!“

„Das sind eben Mädchen-Phantastereien, die von selbst vergehen und verschwinden. Daß Ihr natürlich uns Euere erste Liebe bringen müßt, wenn Ihr von uns recht geliebt sein wollet, ist selbstverständlich.... Aber wir?“ und er drehte mit ernster und überlegener Miene den zierlichen Bart.

„Das kann ich nun und nimmermehr einsehen“, rief sie heftig. „Lessing sagt: „Alle Moral muß aus der Fülle unseres Herzens kommen“, also bei Euch genau wie bei uns!“

„Nun, ich kenne aber — wenn Du mit Citaten auftrittst und gar mit dem gelehrten Lessing, den Dir wohl Erhardt erst vorgestellt hat — — auch ein hübsches türkisches Sprüchlein, das vielleicht in die Situation paßt. Wer weiß? Höre nur. Es gilt den Männerherzen und lautet:

Verzicht', o Herz, auf Rettung,
Dich wagend in der Liebe Meer;
Denn tausend Nachen schwimmen
Zertrümmert am Gestad' umher!"

„Streitet Ihr Euch?" fragte jetzt Frau von Bornheim hinzutretend und schlang ihren Arm um die Tochter.

„Mama, würdest Du die zweite Frau eines Mannes geworden sein?" fragte Dita mit heißen Wangen und fliegendem Atem, „Dich mit der Liebe begnügt haben, die für Dich übrig geblieben, von der eine Andere jedenfalls das beste Teil vorweg genommen?"

„Wenn ich den Mann liebte, würde ich danach gewiß nicht fragen."

„Gerade, je mehr Du ihn liebtest, je verzweifelter würdest Du sein! Und könntest Du für das Kind jener andern Frau, das sie ihm zurückgelassen, auch nur einen Augenblick eine warme Empfindung hegen?"

„Jedes hülflose Kind wird von einem reinen und guten weiblichen Wesen, dem es in den Weg tritt, geliebt, behütet und geschützt werden. Wie könnte das anders sein?! Wir Frauen sind auf der Erde, um die Kinder zu lieben, Dita!"

„Nein, nein, ich will nur den Mann lieben, der mir ganz gehört in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!" schluchzte das junge Mädchen.

„Liebe Dita", sagte Waldemar halb scherzend, halb traurig „dann hättest Du mich heiraten sollen."

Damit endete das Gespräch; das junge Mädchen mußte über diesen Ausruf unwillkürlich lächeln.

Mit heftig klopfendem Herzen hatte sie aber noch an demselben Tage ihren Verlobten gefragt, ob sie seine erste Liebe sei und seine letzte bleiben werde. Da hatte er ihr geantwortet: „Ich liebe Dich, Dita. Genügt dir das nicht?“ Und als sie ebenso zärtlich wie dringend ihn gebeten, einmal Blatt für Blatt umzuschlagen in dem Buche seines Lebens, da hatte er gelächelt mit seinem unwiderstehlichen ernsten Lächeln und die Worte Lohengrins wiederholt: „Nie darfst Du mich befragen! Geliebte. Die Worte gelten im Grunde jeder Braut, meine Dita, wenn sie, wie Du, zu „blättern“ verlangt. Es scheint dies ein unseliges Verlangen der Frauen zu sein. Und doch birgt eben das Leben auch des besten Mannes so manches, was der Frau stets unbegreiflich bleiben wird und muß, weil sie eben in einer ganz andern Gefühlsatmosphäre lebt und auch leben soll. Wozu also darüber reden und Grübeleien hervorrufen, die gänzlich unfruchtbar sind und nur den Frieden stören? Unser Lebensgang liegt so weit ab von den stillen Pfaden des geschützten, von Mutter- und Vaterhänden gehüteten Daseins, führt so ganz andern Zielen entgegen, durch so manchen Sumpf, so manche Dornenhecke. Wozu also uns in unserm zuweilen durchaus nicht intakten Touristen-Kostüme den Augen geliebter Frauen zeigen? Das würde mindestens unvorsichtig sein. Die Braut soll eben lieben und vertrauen — weiter nichts. Der Bräutigam soll ihr dafür danken durch den heiligen Schwur, sie glücklich zu machen, sie zu hüten und

zu schützen bis zum letzten Lebenshauch. Also, mein Liebling, auch für Dich singt der Schwanenritter: „Nie sollst Du mich befragen!“ Du sollst nur eines denken und fühlen: er liebt Dich!“

Dita saß auf der Terrasse. Nach acht Tagen sollte die Hochzeit stattfinden. — —

Vor wenigen Stunden erst war Erhardt von ihr geschieden, um für einige Tage nach der Residenz zurückzukehren und verschiedene notwendige Reisevorbereitungen zu treffen. Wenn er auch den Bitten seiner Schwiegereltern nachgegeben und von der Fahrt nach Indien keine Rede mehr war, so wünschte er doch seiner jungen Frau nach der Hochzeit ein Stück Welt zu zeigen, jedenfalls mit ihr bis zum Bosporus zu gehen.

Wohl waren ihr die Thränen gekommen, als er sie aus seinen Armen ließ und ihr zuflüsterte: „Auf Wiedersehen, mein Lieb, und dann keine Trennung mehr — hörst Du, Dita, — keine!“ Wohl hatte ein Gefühl von Angst und Beklemmung sie überfallen, als seine stattliche Gestalt ihren Blicken entschwand; aber allmählich beruhigte sie sich in dem Gedanken: „In acht Tagen bin ich seine Frau!“

Der alte Diener Franz trat zu ihr mit den Briefen. Papa hatte die Mappe schon geöffnet und schickte ihr ihren Anteil zu.

Gedankenvoll ließ sie die verschiedenen Couverts durch die Finger gleiten — was konnten sie enthalten? Plaudereien waren es von ihren Freundinnen, An-

kündigungen, daß man zur Hochzeit kommen werde, Erzählungen von Bällen und Festen aus verschiedenen Badeorten. Wie interesselos ihr das alles geworden war seit ihrer Verlobung!

Da fiel ein Brief mit ausländischem Poststempel ihr auf. Die Adresse war von eleganter, unbekannter Hand. Eine bange Ahnung ließ sie plötzlich frösteln.

Dita öffnete zögernd das Schreiben. Eine Photographie glitt aus den Blättern in ihren Schoß. Sie warf einen Blick darauf. Himmel, was bedeutete das? Das Bild zeigte ihren Verlobten, nur viel jünger und heiterer, als er jetzt erschien. Die Unterschrift: „Seiner Luise" von Erhardts Hand stand darunter. Dita griff nun mit zitternden Fingern nach dem Briefe und las: „Mein gnädiges Fräulein! Die Zeitungen haben mir, die in Ragusa weilt, die Verlobung Erhardt Dirschaus mit Ihnen mitgeteilt. Ich freue mich dieser Nachricht, seiner Tochter wegen. Ich hoffe, daß sein neues Glück ihn zu seinem Kinde, seinem kleinen Mädchen, das er in irgend einer Pension untergebracht, führen wird. Ich selber bin an mein Haus gefesselt und kann mich nicht überzeugen, wie es dort dem armen, verlassenen Liebling meiner toten Schwester geht, die nur ein Jahr lang Erhardt Dirschaus Frau gewesen. Sie sind eine glückliche Braut: Sie werden und müssen ein Herz haben für ein mutterloses Kind. Doppelter Segen wird dann mit der kleinen Waise in Ihr Haus ziehen. Ich hoffe bald von meinem Herzenskinde selbst zu hören, daß es in dem Vaterhause eine neue, sonnige

Heimat gefunden. Sie schreibt schon allerliebste Briefe. Es beneidet Sie, mein gnädiges Fräulein, um das Glück, diesem Kinde die Mutter ersetzen zu dürfen, Anna Walter.“

Als Frau von Bornheim auf die Terrasse trat, um nach ihrer Tochter zu sehen, die sie schon vermißt hatte, fand sie zu ihrem Entsetzen Dita in tiefer Ohnmacht, einen Brief krampfhaft in der Hand haltend. Hier war offenbar etwas Außergewöhnliches geschehen. Aber nur keinerlei Aufsehen — entschied die Mutter, zunächst möglichstes Verbergen des Vorfalles vor andern!

Behutsam löste sie nun, trotz aller Angst des Mutterherzens das Papier aus den zusammengepreßten Fingern und raffte alles zusammen, was eben auf dem Schoß des jungen Mädchens lag. Dann erst versuchte sie ruhig und besonnen ihr Kind zum Bewußtsein zu bringen. Flüchtiges Salz trug Frau von Bornheim, ihrer eigenen häufigen Ohnmachten wegen, stets bei sich; frisches Wasser stand auf dem Tischchen. Dita erholte sich denn auch bald in den Armen der Mutter und begegnete mit schwachem Lächeln ihrem zärtlichen Blick, ihren liebkosenden Worten und Fragen.

Das erste Wort aber, das sie mit fliegendem Atem sprach, erschreckte doch ihre Pflegerin auf das äußerste; denn es lautete: „Mama, die Hochzeit wird nicht sein, niemals! Frage jetzt nicht, verlange einstweilen nur sofort Aufschub. Später erzähle ich Dir alles. Du wirst Erhardt sogleich schreiben, nicht

wahr, Mama? Er darf um keinen Preis jetzt kommen. Sage ihm, was Du willst; aber sehen kann ich ihn nicht .... um alles nicht, Mama! Versprich, daß Du gleich schreiben willst!"

„Wenn Du mir versprichst, ruhig zu sein .... ja."

Dita nickte nur. Sie zitterte und bebte wie im Fieber.

„Alles soll geschehen, wie Du es wünschest. Sorge Dich nicht. Erst morgen will ich alles hören! Nimm Dich nur zusammen, damit wir Papa nicht ängstigen. Du gehst jetzt in Dein Schlafzimmer und ich schlafe bei Dir diese Nacht. Was auch geschehen sein mag, sei getrost und vertraue Deiner Mutter!"

Dita drückte tief aufatmend ihr Köpfchen so hülflos an das Herz der Mutter wie vor Jahren, als sie noch das kleine verzogene Mädchen war. Nie war der Segen des Trostes einer Mutter ihr so klar zum Bewußtsein gekommen, wie in diesem Augenblick. Ein beschämendes Gefühl, daß sie doch bis zur Stunde sich wenig dankbar gezeigt, der treuen Geliebten gegenüber, kam über sie. Thränen in den Augen neigte sie sich plötzlich über die Hände ihrer Pflegerin und küßte sie. Dann ließ sie sich in ihr Zimmer geleiten und zu Bett bringen wie ein kleines Kind.

„Du gute, gute Mama! Wenn ich heute Dich nicht hätte, was finge ich wohl an?" Das war das Einzige, das sie noch sprach.

„Bete, bete, Dita, wenn Dir das Herz schwer ist!" flüsterte Frau von Bornheim, küßte ihre Tochter

und verließ das Zimmer, um ihren Mann aufzusuchen.

„Dita ist etwas nervös wie dies ganz natürlich — ich möchte die Nacht bei ihr schlafen. Sie ist nun einmal ein durch uns namenlos verwöhntes kleines Ding! Sie läßt Dich vielmals grüßen und schickt Dir durch mich den Gute-Nacht-Kuß. Morgen hofft sie wieder frisch und munter zu sein."

„Das kommt von dem Abschied", antwortete der alte Herr etwas ärgerlich. „Ich möchte ihr einmal eine lange Rede halten. Es ist ganz erstaunlich, wie die Frauenzimmer bei solchen Gelegenheiten sich haben. Wenn sie nur wüßten, wie schnell bei uns der Lärm des täglichen Lebens über dergleichen hinweghilft! Und das ist gut so. Es wäre ja nicht zu ertragen — wie sollten wir sonst für Euch arbeiten können? Aus Abschiednehmen, Getrenntsein, Scheiden und Meiden besteht doch nun einmal das irdische Dasein. Euch fehlt, um Euch widerstandsfähig zu machen, ordentliche Arbeit; sie würde Euch helfen, Euer Herzeleid klein zu kriegen. Darum macht Ihr Frauenzimmer der besseren Stände auch so viel Wesens von allem, was Euch zustößt. Für uns Männer sind, wenn einmal der Schmerz, die Enttäuschung und Derartiges uns beim Kragen nehmen will, die Akten da oder die Felder und Maschinen, der Beruf oder die Reisen; das thut immer Wunder. Aber Euere Nadeln und Fäden, Euere Bücher und Zeichenstifte, Euere Musikhefte und Farbenkästchen, und wie der Kram sonst heißt, was können

die nützen, wenn ein tüchtiges Weh kommt? Eine Krankenstube oder eine Kinderschule, das wären nach meiner Ansicht die einzigen Arbeiten, die Euch wirklich helfen könnten. Wenn ich im Staate etwas zu sagen hätte, müßte jedes reiche Mädchen ein oder zwei verwaiste oder verlassene arme kleine Kinder aufnehmen und sie selber unterrichten, kleiden und erziehen. Das wäre ein unberechenbarer Nutzen für das Individuum wie für die Allgemeinheit. Schade, daß wir für Dita nicht früher an solch eine Arbeit dachten; sie wäre weniger egoistisch geworden, wie sie es jetzt ist, und wie eben alle einzeln aufwachsenden Kinder in unsern Verhältnissen schließlich werden müssen. Nun, ich hoffe, Waldemar wird schon in den nächsten Tagen hier sein; dann hört das Kopfhängen auf."

Noch in derselben Nacht bekannte Dita der Mutter alles. „Ich würde ihn nie geliebt haben!" schluchzte das junge Mädchen, hätte ich gewußt was ich eben jetzt weiß. „Und jetzt könnte ich ihm keine gute Frau mehr werden; denn ich würde nie das Kind meiner glücklichen Vorgängerin lieben. Sein Kind zu sich zu nehmen, es nicht länger unter Fremden zu lassen, wenn er sich wieder verheiratete, wäre doch seine erste und heiligste Pflicht. Warum hat er mir aber nicht gleich im Anfang unseres Beisammenseins von seiner verstorbenen Frau gesprochen und von seinem Kinde? Ich würde mich entweder von ihm gewandt oder mich an den Gedanken gewöhnt haben, mit den übrig gebliebenen Brosamen seiner Liebe zufrieden zu

sein. Jetzt aber ist alles für alle Zeit vorbei! Redet mir nicht zu: nennt mein Empfinden Thorheit, Engherzigkeit .... ich kann nicht anders. Er soll und muß mir vor der Hand ein Jahr Zeit lassen, mich zu prüfen. Das ist alles, was ich ihm jetzt sagen kann; aber ich will ihn weder sehen noch von ihm hören!"

Dann lag Dita still und versuchte einzuschlafen. Wie qualvoll es doch war, auf den Vergessen bringenden Schlummer warten zu müssen! Sie hatte das bis jetzt nicht gekannt und gemeint, nur steinalte Leute, oder schlimme Verbrecher könnten nicht einschlafen. Und nun zog Stunde um Stunde endlos gedehnt vorüber — der Schlaf wollte nicht kommen. Aber die Gedanken kamen wie in wilder Flucht, und einer verscheuchte den andern. Aber alle suchten sie nur jenen Einen, den das junge Herz von sich stieß. Dita vertiefte sich in selbstquälerische Grübeleien über jene Frau, die ihre Vorgängerin in Erhardt's Herzen gewesen war. Wie er sie wohl genannt haben mochte in zärtlichen Stunden? Was er wohl mit ihr geredet? Wo er sie wohl zuerst gesehen? — Ein glühender Strom von Eifersucht flutete über ihr Herz. Und das Kind? Wo mochte es jetzt leben? — Das Verlangen erwachte plötzlich in ihr, es nur einmal sehen zu dürfen um zu prüfen, ob irgend ein Zug in dem kleinen Gesicht an ihn, den Vater, erinnere. O, wie sie es haßte! In jener Nacht weinte sich Dita endlich in den Schlaf, zum ersten Male in ihrem sorglosen Dasein.

Die Mutter übernahm es nun mit schwerem Herzen den leicht aufbrausenden Vater von Ditas Entschluß zu unterrichten, und sie war es denn auch, die den ersten Zornesausbrüchen begegnete, welche dem „thörichten" Mädchen und der „verkehrten" Erziehung galten.

Als Dita blaß und verweint in ihrem weißen Morgenanzuge erschien, empfing der Vater sie mit einem undeutlichen Gebrumm. Als sein verzogenes Kind ihm aber aufschluchzend um den Hals fiel und ihn bat, sie nicht von sich zu stoßen, da zog er sie an seine Brust und sagte: „Sprich nicht solch dummes Zeug! Es muß ja nicht geheiratet sein. Du bleibst bei uns, so lange Du Lust hast. Wir waren es nicht, die Dich zur Verlobung zwangen, kleine Thörin, bitte das nicht zu vergessen!"

„Laß uns verreisen", bat sie nun. „Das bringt Zerstreuung und ich werde vergessen. Ich zittere nur bei dem Gedanken, ihm irgendwo zu begegnen."

„Erhardt wird hoffentlich so vernünftig sein, das eigene Vergessen eines so thörichten Mädchens baldigst und gründlich zu besorgen. Nur möchte ich, daß man ihm nicht weh thue; denn das hat er nicht um Dich verdient. Man muß ihm vielmehr alles freundlich und sanft beibringen. Ich möchte am liebsten mündlich die Sache abmachen."

„Ach ja, Papa; das würde sicher das beste sein. Aber . . . . nicht wahr, Du läßt ihn nicht zu mir?"

„Es wird ihm gar nicht einfallen, Dich jetzt sehen zu wollen, darauf gehe ich jede Wette ein."

Nach vielem Hin- und Herreden kam man dahin überein, daß Herr von Bornheim sich sofort in die Residenz begeben und mündlich mit Erhardt die Angelegenheit ordnen solle.

„Ich kann mich jetzt nicht überwinden, Papa“, wiederholte Dita in Thränen. „Er soll mir also Zeit lassen! ... Warum hat er mir die wichtigste Episode seines Lebens verschwiegen? Sage ihm das alles!“

Im Grunde war Herr von Bornheim durchaus nicht traurig über die Verzögerung der Heirat. Das Herz der Mutter frohlockte sogar im stillen; sie durfte ihr Kind ungestört behalten, mindestens noch für ein Jahr. Und was konnte bis dahin alles geschehen! Einstweilen blieb alles beim alten und das war schon ein Gewinn! Dita wurde ihr nicht entrissen durch die Hand eines Fremden, von dessen Gegenwart sie erst vor wenigen Monaten etwas erfahren hatte und dessen Vergangenheit für sie in Dunkel gehüllt lag.

Eine Reise war das beste, entschied man; die Luft der Schweiz mußte ihnen allen wohlthun — und die Welt würde sich über den etwas rätselhaften Aufschub einer Hochzeit bald beruhigen. So wurden denn die bereits erlassenen Einladungen wegen Erkrankung der Tochter des Hauses schriftlich zurückgenommen. Was die Erkrankung Ditas betraf, so sagte man zudem nicht einmal eine Unwahrheit. Wenige Tage hatten hingereicht, das junge Mädchen sehr zu verändern.

Der erste Schmerz hatte ihr Leben getroffen und fand sie nicht gerüstet, ihm zu begegnen.

Blaß und apathisch saß sie seit der Abreise des Vaters den ganzen Tag in ihrem Zimmer, die Hände im Schoße. Kaum war sie zu bewegen, Speise und Trank zu den gewohnten Stunden zu sich zu nehmen. Interesse verriet sie nur für die Heimkehr des Vaters. Lebte doch in ihrem tiefsten Herzen die leise Hoffnung, daß Erhardt alles für eine Lüge, für eine boshafte Verleumdung erklären würde. Gewiß, es mußte so kommen, er würde mit dem Vater zugleich herbeieilen und ihr zu Füßen stürzen, um sich glänzend zu rechtfertigen. Und dann würde sie ihm erlauben, sie von Neuem glühender denn je an sein Herz zu nehmen und ihr zärtlich und vorwurfsvoll zugleich ins Ohr zu flüstern: „Thörichtes Kind! wie konntest Du alles glauben, was man Dir von Deinem Verlobten geschrieben!" Aber diese Vorstellung ließ sie von neuem fiebern, und der alte Hausarzt wiederholte kopfschüttelnd: „Luftveränderung, sobald wie möglich! Ein Aufenthalt in der Schweiz für ein paar Monate, und im nächsten Winter können wir getrost Hochzeit feiern!"

Dita lächelte heimlich über den kurzsichtigen ärztlichen Berater. Wie konnte der auch ahnen, was ihr fehlte? Und wie rasch würde sie wieder gesund sein, ohne jede Luftveränderung, einzig und allein einem geliebten dunkeln Antlitz gegenüber unter dem Zauberspruch zweier Lippen, die da flüsterten: „Ich habe nur

Dich geliebt! Nie gehörte ich auch nur einen Tag einer andern!"

Mittlerweile traf Frau von Bornheim alle Vorbereitungen zur Reise; es stand fest, daß sie nach der Heimkehr des Gatten sich ohne Verzug an den Genfer See begeben wollten. Vielleicht bekam Waldemar später für einige Wochen Urlaub, um sie in diesem ihrem poesievollen Versteck aufzusuchen. Das Mutterherz fing bereits an zu träumen und zu hoffen von einer nicht allzu fernen Zukunft eines glückseligen Beieinanderlebens, Garten an Garten, mit Kind und Enkeln.

Wie diese wenigen Tage dahinschlichen! Kein Besuch wurde angenommen auf Schloß Bornheim. War es denn möglich, daß noch keine Woche vergangen war, seit Erhardt abreiste? Wie ein Bleigewicht legten sich die einzelnen Stunden auf Ditas Brust. Früher waren die Tage ihr gleichsam unter den Fingern hingeglitten, ausgefüllt mit Sonnenschein. Das Mädchen erinnerte sich nicht, jemals irgend etwas Besonderes vorgenommen zu haben in jenem Schmetterlings-Dasein, das sie geführt. Der Abend überfiel sie immer, die Stunden versanken, sie wußte nicht wie; die Nacht brach herein mit ihren Träumen und dem süßen Schlummer der Sorglosen. Und nun gar, seitdem sie Braut geworden! Das Denken an die Zukunft an der Seite des geliebten Mannes hatte den Tag vom Morgen bis zum Abend ausgefüllt. Und wenn er selber da war, ja, dann hätte sie immer nur bitten mögen: Sonne, stehe still!

Und nun? Es gab ja plötzlich nichts zu denken, zu

hoffen, zu träumen mehr. Nur die eine Frage wälzte sich unaufhörlich auf und ab: „Wird er . . . . kann er wiederkehren?"

„Armes Kind!" sagte oft leise die Mutter und streichelte sanft das vielbewunderte Haar mit seinem Goldschimmer, das in schwerer Flechte um den zierlichen Kopf sich legte. „Armes Kind!" Hätte ich Dir diesen Schatten ersparen können, wie glücklich würde ich gewesen sein! Nimm es als eine Prüfung. Keiner geht nun einmal ohne Leid über die Erde. Es ist aber hier nur eine Wolke, heraufbeschworen durch Dein eigenes thörichtes Herz. Die Sonne ist noch da, mein Liebling, vergiß das nicht. Sie ist nur verhüllt für eine kurze Weile. Sie wird Dir wieder scheinen, strahlender, wärmer als je zuvor!"

„Du hast recht, Mama. Es wird, es muß ein Irrtum sein. Man hat Erhardt verleumdet; ich fühle es deutlich. Papa wird ihn mitbringen", antwortete Dita wie im Traume. „Ich will nicht leiden . . . . ich will glücklich sein mit ihm!"

Für den Abend des dritten Tages erst hatte Herr von Bornheim durch eine Depesche seinen Wagen an die Bahn bestellt. Es war bereits dunkel, als die Räder im Sande des großen Hofraumes vor der Auffahrt knirschten.

Dita sprang auf. Weggeweht war alle Schwäche. Ihre Wangen glühten. Die blauen Schleifen des weiß gestickten Kleides, das die zarte Gestalt umhüllte, zitterten.

„O Mama .... ich kann ihn noch nicht gleich sehen! Ich muß mich erst fassen!“

„Wen denn, Kind? Deinen Papa?“

„Nein, nein .... Erhardt!“

„Meinst Du wirklich, er könne mitgekommen sein?“ fragte Frau von Bornheim erblassend. Wenn das geschah, dann blieb ja ihr froher Traum von einem ungestörten, glückseligen Beisammenbleiben nur ein Traum.

Sie eilte zur Thüre. „Laß mich sehen, Dita. Sei ruhig!“

Schritte ertönten auf der Treppe. Ditas Atem stockte. Sie hörte die Mutter reden, die Stimme des Vaters antworten, ihr Herz schlug bis hinauf in den Hals; die Augen hefteten sich groß und starr auf die Thür. Noch einen Augenblick, der sich aber zur Ewigkeit ausdehnte: dann erschienen Vater und Mutter auf der Schwelle — kein Anderer mit ihnen. Erhardt war nicht gekommen. — — — Es war also alles, alles Wahrheit!“ —

Das Mädchen sank in einen Sessel. An der Verzweiflung, die sie jetzt erfaßte, fühlte sie, wie sehr sie ihren Verlobten geliebt. In halber Bewußtlosigkeit duldete sie die liebkosende Begrüßung des Vaters; der Ton seiner Stimme schlug an ihr Ohr, aber sie verstand den Sinn seiner Worte nicht. Nur, als er ihr einen Brief in die Hände legte, da zuckte sie empor; ihre Hände umschlossen krampfhaft das Papier.

„Komm, Mama, lassen wir unser Kind allein mit

den Abschiedsworten ihres Verlobten. Erhardt ist schon unterwegs nach Ägypten .... Sei vernünftig, Dita! Du hast es so gewollt, Du ganz allein."

Noch einmal legte die Mutter zärtlich ihre Arme um den Nacken ihres Kindes; dann verließen beide Eltern das Zimmer.

Ja, sie war allein, — ganz allein in der weiten Welt, meinte Dita. Er kam nicht, er hatte ihr einen Scheidegruß geschickt, hatte sie leichten Herzens aufgegeben, ohne noch einen Versuch zu wagen, sie zurückzuerobern. Es war alles wahr, was man ihr geschrieben von ihm, ... und so war denn auch alles vorüber!

Sie wankte bis an den Tisch, wo die rosenrot verschleierte Lampe stand, deren sanftes Licht er so geliebt. Dort hatte er noch vor kaum acht Tagen mit ihr gesessen in zärtlichem Geflüster. Der Brief wog so schwer in ihrer Hand; es war, als hinge eine Centnerlast an diesem Blättchen. Warum fand sie nicht den Mut, ihn zu öffnen?

Sie warf einen Blick auf das Siegel. Es war eine Schwalbe mit dem Motto der Frau von Sevigné, jener zärtlichsten aller Mütter: „Le froid me chasse!"

„An Dita!" lautete die Aufschrift. Wie fest und klar die Handschrift war, fest und klar wie der Blick seiner Augen. Endlich mit einer raschen Bewegung zerriß sie die Umhüllung. Ein eng beschriebenes Blatt fiel ihr in die Hand.

„Du hast es gewollt, Dita, mein armes Kind:

wir scheiden. Meinem jungen Weibe hätte ich alles, alles bekannt; meiner Braut verschwieg ich diesen kurzen, thörichten Jugend-Irrtum. Ich selber würde bei Dir Fürbitter geworden sein für mein Kind, das ich meiner Schwägerin, die mich haßte, nehmen mußte, um es fern von ihrem Einfluß in ein Haus zu bringen, wo es körperlich und geistig frei sich entwickeln kann, in ein als vorzüglich gerühmtes Pensions-Institut in der Schweiz. Ich gestehe, daß mir das Mädchen fremd geblieben ist. Du, die ich liebte, solltest es mich lieben lehren — so hatte ich geträumt.

„Meine Ehe mit Luise, der Schwester Annas, war nur eine drückende Kette gegenseitiger Täuschungen. Ich wohnte in dem Hause ihrer Mutter während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Ragusa; ich wollte dort Land und Leute kennen lernen, bevor ich weiter wanderte und forschte. Die jüngere Tochter, meine spätere Frau, war von jener fremdartigen Schönheit, welche die Sinne gefangen nimmt, von einer wohl jeden Mann bezaubernden, verhüllten Leidenschaftlichkeit des Wesens. Sie sprach wenig Deutsch, ich wurde ihr Lehrer. Ich hoffte, was eben jeder Mann hofft, der zu lieben glaubt: mir in ihr das Ideal einer Lebensgefährtin heranbilden zu können. Jung und feurig glaubte ich an ein Glück mit diesem schönen Weibe, das mich mit einer fast wilden Leidenschaft liebte. Die Mutter sowie die Schwester waren gegen unsere Verbindung, sofern ich nämlich Luise ihnen zu entführen beabsichtigte: Luise sollte in Ragusa bleiben und ich also mit ihr.

Wir ließen uns in der Stille trauen, und sie erklärte sich am Hochzeitstage bereit mit mir zu ziehen, wohin ich wanderte. Ich gestand nun der Familie unsere Verheiratung und beschwor damit einen gewaltigen Sturm herauf. Die Mutter zeigte sich bald versöhnlich. Die Schwester dagegen war außer sich und überhäufte uns mit den leidenschaftlichsten Vorwürfen. Jedenfalls unter ihrem Einfluß verlangte endlich die alte Frau von uns das Opfer eines Jahres; nach dessen Ablauf wolle sie keinen Einspruch mehr erheben, wenn die Tochter sie verlasse, um mir zu folgen. So blieben wir denn einstweilen — ich selbst nur unter der Bedingung, daß ich allein abreisen würde, sobald man mir aus der deutschen Heimat den Befehl dazu schickte. Nun begannen die schmerzlichen Enttäuschungen, wie sie bei zwei Menschen, die auf verschiedenen Bildungsstufen stehen, unausbleiblich sind, wenn der eine Teil sich nicht wenigstens bildungsfähig zeigt. Und das war hier eben nicht der Fall. Dazu kam von Luisens Seite noch eine Neigung zur Eifersucht, deren Äußerungen mich oft geradezu entsetzten.

„Es war ein Glück, daß der Befehl zum Weiterwandern dies Probejahr zur Hälfte kürzte. Ich mußte aber heimlich aufbrechen, denn Luise würde mich eher getötet haben, als mir zu gestatten, daß ich sie verließ. Sie erwartete damals unser Kind. Trotz den liebevollsten Zureden und Versprechungen erklärte sie mir, nie zu gestatten, ohne sie weiter zu ziehen. Nach Rücksprache mit der Mutter entschloß ich mich endlich

nach schwerem Kampfe, meine junge Frau ohne Abschied zu verlassen.

„Ich habe sie nie wieder gesehen. Sie starb infolge einer Erkältung, die sie sich zugezogen, weil sie durchaus darauf bestanden hatte, ein öffentliches Ballfest zu besuchen, kaum ein Jahr nach der Geburt unseres Kindes. Nun hatte ich keine Ursache mehr, mit der Rückkehr zu eilen. Als ich nach zehn Jahren zurückkam, ein anderer als ich gegangen, da besuchte ich zuerst das Grab Luisens und erkämpfte mir dann mit dem guten Recht des Vaters mein Kind.

„Du weißt nun alles, Dita. Heute noch reise ich ab, so weit als möglich fort von Dir! — Dein Mädchenherz träumte eben, eines Mannes Leben müsse ein unbeschriebenes Blatt sein, wie das Euere, und legt nun als Sünde aus, was doch nur ein Irrtum war, ein Irrtum, begangen zu einer Zeit wo ich noch nichts von dir ahnen konnte. Aber daß dies Mädchenherz so eng und klein ist, daß es keinen Raum hat für die Liebe zu dem Kinde einer Toten, die sie ihre Nebenbuhlerin nennt, das ist's, was uns für immer trennen muß, Dita! Du hast Dich bis zur Stunde nur lieben lassen, hast nicht selber geliebt; und nun, da man es von Dir bedingungslos verlangt, zeigt es sich, daß Du nicht lieben kannst, armes Kind! Wenn Du mich wahrhaft geliebt, so würdest Du auch mein verlassenes Kind geliebt haben, weil es eben mein Kind ist, und Du hättest keinen Augenblick daran gedacht, daß es das Kind einer Frau sei, die mir einst angehörte, vor Dir!

„O Dita, welch ein Schmerz! Meine neue Welt warst Du, und diese Welt ist jetzt versunken. Ob und wie wir uns wiedersehen, wenn das Trennungsjahr, welches Du mir zudiktiert, abgelaufen — ob Du mich zurückwünschen wirst? Wer weiß es? Ich weiß nur, daß wir jetzt scheiden. Erhardt.

„Irgend welche Botschaft wird die Gesandtschaft in W. stets an meine Adresse befördern."

Dita hatte das Blatt in den Schoß sinken lassen.

„Bleib, Erhardt, bleib!" schrie ihr Herz. Die trotzigen Mädchenlippen aber sagten laut: „Nichts oder alles! Es muß und soll vorüber sein!"

Als Frau von Bornheim leise eintrat, fand sie ihre Tochter totenblaß aber ruhig. Dita schlang ihre Arme um den Nacken ihrer gütigsten Freundin und bat: „Alles ist überstanden. Aber nun auch, bitte, bitte, nie mehr davon reden! Sage das auch dem Papa . . . . Wann reisen wir?"

„Jeden Tag, wenn Dir's recht ist; alles ist bereit. Laß uns den übermorgigen Tag festhalten. Aber Du fragst nicht, wohin?"

„Weil mir das völlig gleichgültig ist", antwortete sie müde. „Wir gehen fort und sogleich, das ist das wichtigste. Das Wohin kümmert mich nicht."

„Auch nicht, wenn Deine Sehnsucht erfüllt wird und wir den Genfer See besuchen?"

„Auch dann nicht . . . . wenigstens einstweilen, liebe Mama. Und nun laß mich zu Bette gehen.

Ich bin so müde wie noch nie! Habe Geduld mit mir. Gute Nacht, süße Mama!"

„Gott sei Dank, es wird alles gut werden; unser Kind ist vernünftiger, als ich dachte", sagte Frau von Bornheim später zu ihrem Gatten. „Natürlich ist sie noch traurig und abgespannt; aber die Jugend und die herrliche Natur werden helfen."

„Woher nur das Kind auf solche überspannte Ideen kommt, auf diese Phantastereien? Ich schämte mich fast ihrer, Erhardt gegenüber. Welch eine Ungenügsamkeit, die erste Liebe solch eines Mannes zu verlangen! Er that mir sehr leid, obgleich er gar nicht bemitleidet sein wollte. Sie ist leider ein Kind, das sich bis zur Stunde als den Mittelpunkt der zärtlichsten Liebe und Sorge fühlte, ein Kind, das tausendmal mehr empfing, als es gab. Dita versteht also nur das Glück des Nehmens, noch nicht die Seligkeit des Gebens, worin doch das höchste Frauenglück bestehen soll, wie die Weisen und die Thoren behaupten. Überlassen wir sie ihrem Selbst. Ich hoffe, die Knospe, welche mich so unendlich entzückte, hält, was sie verspricht, und entwickelt sich zur schönsten Blüte. Wenn Dita ihn wirklich später von sich weist, so würde Erhardt ihr zeitlebens nachtrauern: diese Überzeugung habe ich in all den Gesprächen mit ihm gewonnen."

„Erlaube, daß ich daran zweifele, mein lieber Alter. Ein Mann und eine solche Nachtrauer?!"

„Nun, ich traue es ihm eher zu als Euch Frauen=

zimmern allen miteinander. Wenn ich nur wüßte, wie Ihr in den Ruf der ewigen Treue gekommen seid?"

Sie lächelte und reichte ihm die Hand hinüber, die er doch nach einigem Zögern zärtlich küßte. Sie war freilich sehr schön und gepflegt, diese Hand.

Herr von Bornheim erinnerte sich dabei, wie oft eben diese Hand ihm das Kissen geglättet in Tagen der Krankheit, wie anmutig und besänftigend sie sich auf seine Stirne gelegt, wenn er zornig war, wie sorgsam sie ihr Kind geleitet, wie allezeit offen sie gewesen der Armut gegenüber.

Dann seufzte er und sagte: „Lassen wir alle weiteren Untersuchungen und Grübeleien. Ich will Dir künftighin wie bisher in allen Dingen recht geben und zufrieden sein, wie Du, wenn unser Kind bald vergißt — und wenn alles bleibt, wie es war."

Dita lebte mit ihren Eltern seit Wochen in dem reizenden Vevey am Genfer See. Man hatte sich entschlossen, bis Anfang des Winters hier zu bleiben und dann vielleicht noch für ein paar Monate nach Florenz zu gehen. Eine angenehme Privatwohnung war gemietet worden, deren Garten bis an den See hinunter reichte. Dort lag eine zierliche Gondel zum Gebrauch der Fremden bereit, und Toni, der kräftige, gewandte Schiffer, ruderte jeden, der ihn bestellte, zu jeder Stunde auf dem See herum.

Auf das Gemüt des jungen Mädchens hatte die blaue, wunderbare Wasserfläche, die zugleich „still"

und „bewegt“, mit ihrem prachtvollen Bergrahmen einen tiefen Eindruck gemacht; das verwundete Herz hatte gar bald den Zauber der Natur wie einen sanften Trost empfunden. Wie vielen Tausenden von Trauernden und Kranken hatten Jahr um Jahr eben diese Wellen wohl Trost zugerauscht, wie unzähligen Mühseligen und Beladenen war Hülfe gekommen von jenen Bergen her, zu denen sie flehend die müden Augen emporgehoben!

Dita konnte stundenlang sich hin und her rudern lassen mit träumerischem Behagen. Aber die Gedanken wanderten doch weit, weit hinweg denselben Pfad zu einem einsamen Wanderer, den sie selber hinaus getrieben in die Ferne. Unwillkürlich mußte sie die Hände falten, um ihn immer von Neuem Gottes Schutz zu befehlen.

Eines Tages kam ihr die Erinnerung an ein kleines Gedicht, das sie in sorglosen Tagen einmal gefunden, noch ehe sie etwas von jenem Manne wußte, der ihr das erste Herzeleid gebracht. Ahnungslos hatte sie es damals gelesen und wieder gelesen, weil sie es so hübsch fand, bis sie es auswendig wußte. Plötzlich — sie hatte lange, lange nicht wieder an jene schlichten Verse gedacht — murmelten ihre Lippen auf dem blauen Genfer See das kleine, holde Lied:

Und ist mein Schatz im fremden Land,
So darf mich das nicht kränken;
Und drückt er mir auch nicht die Hand,
So wird er an mich denken!

Denn wer den Schwalben Heimweh gab
Und Nachtigallen Lieder,
Der führet ihn bergauf, bergab,
Der bringt ihn mir auch wieder!

Ach, das klang so schön, so warm, so wahr — nur die letzte Strophe nicht! Er wird nie zurückkehren zu ihr, die ihn fort gehen hieß.

Und ob er an sie dachte? Ob nicht vielmehr alle seine Gedanken wieder zu jener Toten wanderten, die ihn so heiß geliebt? „Le froid me chasse!" war das Motto der kleinen Schwalbe seines Siegels. Warum sollte er auch an eine Braut denken, die ihn aus engherzigem Egoismus von sich gewiesen?!

Endlich mußte sein Herz sich doch zu dem einzigen Wesen hinwenden, das noch Rechte an ihn hatte, für das er jetzt leben und schaffen mußte: zu seinem Kinde! Er mußte es lieben lernen; es würde allmählich sein Sinnen und Denken ausfüllen. Sie selber hatte ihn ja seinem Kinde zugeführt. Es war dann kein Platz mehr übrig für sie, es konnte keiner mehr übrig sein! Verloren, verloren für immer! Das war allmählich der Refrain aller Gedanken.

Ditas Lieblingsplatz war gar bald die Terrasse mit den Nußbäumen vor der kleinen Kirche von Montreux geworden. Dahin ließ sie sich oft rudern. Sie wanderte dann bergauf und blickte von der Steinbank über den See hinüber nach den düstern Savoyer Bergen am jenseitigen Ufer, oder hinunter auf den Weg nach dem melancholischen Schlosse Chillon, dem

Schauplatz von Byrons Gefangenen. Ihr Skizzenbuch war überall ihr Begleiter, zur heimlichen Genugthuung ihrer Mutter, die glücklich war über diese landschaftlichen Skizzierungsversuche. Dita hatte sie früher nur getrieben, wie sie eben alles trieb, zum gelegentlichen Zeitvertreib. Jetzt war eine Art von Arbeit daraus geworden, mit dem Motto: „Ein scharfer Lehrer ist der Schmerz!“

Überhaupt war Frau von Bornheim mit dem Ergebnis der Luftveränderung nach allen Richtungen hin zufrieden. Nach einer derartigen Scene und Trennung konnte man nicht mehr verlangen. Zwar erschien Dita verändert; aus dem frohen, sorglosen Kinde war ein ernstes Mädchen geworden, das plötzlich anfing mit Dingen eingehend sich zu beschäftigen, mit denen es bis dahin nur spielend sich befaßt, aber sie war zugleich teilnehmender und liebevoller als sonst. Nur jenes halblaute Singen überall, wo sie eben ging und stand, das leichtfüßige Springen treppauf treppab hatte aufgehört, was dem Vater gar nicht behagte.

„Ich will zu jeder Stunde spüren, daß ein junges Geschöpf im Hause ist“, sagte er oft. „Jetzt ist's gerade so, als ob drei alte Leute zusammen lebten!“

„Das kommt wieder“, tröstete die Mutter.

„Ja, wenn er wiederkäme! Aber der kommt nicht.“

„Wir müssen an Waldemar schreiben. Lustige junge Gesellschaft fehlt ihr jetzt.“

„Ich meine, das sei noch zu früh.“

„Wieso zu früh? Dita wird doch nicht denken, daß wir in ihrem alten Spielkameraden ihr einen neuen Freier zuführen möchten? Jugend aber tröstet sich am rascheſten und leichteſten mit Jugend. Sie soll spazieren gehen, auf dem Wasser fahren mit ihm, nicht immer allein oder nur mit uns Beiden. Das taugt nicht auf die Dauer.“

„Nun, wenn Du willst, so schreibe ihm.“

Eines Tages kam Dita heim von einem Spaziergange nach der alten St. Martinskirche, welche, umgeben von Weinbergen, Kastanienbäumen und Linden, auf einem Hügel lag. Ihr Schritt war müde und langsam. Den breitgeränderten Strohhut am Arme, in ihrem hellen Sommerkleide, die Zeichenmappe in der Hand, so trat sie in den Garten.

Plötzlich stutzte sie: ein Terzett von ungewöhnlich erregten Stimmen schlug an ihr Ohr. Einen Augenblick stockte ihr Herzschlag; ein seliger Gedanke raubte ihr den Atem. Gleich darauf faßte sie sich gewaltsam. „Es kann nicht sein!“ murmelten die Lippen.

Unbemerkt hoffte sie an dem Gartensalon vorüberschlüpfen zu können. Aber man hatte sie wohl schon kommen sehen; die Thüre öffnete sich und Frau von Bornheim erschien auf der Schwelle, um mit sanfter Gewalt die Tochter hereinzuziehen.

Drinnen stürzte jemand auf sie zu und schloß sie heftig in die Arme, ehe sie sich zu wehren vermochte.

Mechanisch wandte sie den Kopf von dem Begrüßenden weg; ein Kuß streifte nur ihr Haar.

„Waldemar, was fällt Dir ein?“

„Dita, liebste Dita, verzeih! Meine Freude, Dich wiederzusehen, war zu groß, und der Gedanke, in diesem Paradiese hier vier Urlaubswochen zubringen zu dürfen, machte mich ein wenig toll! Von nun an bin ich aber die personifizierte Vernunft. Du wirst mit mir zufrieden sein!“

Waldemar also war da und wollte einen ganzen langen Monat bleiben. Wenn er geahnt hätte, wie wenig sie ihn vermißt und herbeigewünscht hatte!

Da stand er vor ihr, der sie geliebt, wie er ihr so oft versichert, seit er sie im Kinderkleidchen über die bösen Stellen in den Wegen hob und auf seinem Pony reiten ließ und neben ihr herging, sie und das Pferd festhaltend, ... der ihr immer die Steinchen aus den Schuhen schüttete, wenn sie so viel herumgelaufen war und stets als Gefährte und Begleiter auf all ihren Wegen sich angeboten.

Warum freute sie sich nicht über seine Ankunft? Warum war es ihr nicht ein tröstendes Bewußtsein, ein Herz in unmittelbarer Nähe zu wissen, in dem sie als alleinige Königin herrschte, nachdem sie in jenem Einen so schmerzlich sich getäuscht, der so gewaltsam und siegend in ihr Leben sich drängte? Jetzt brauchte sie ja nur die Hand auszustrecken und der Frühling, von dem sie geträumt, war da — eine Liebe, die ihr ganz und ungeteilt gehört hatte und allezeit gehören würde.

Warum zögerte sie doch, von diesem ihrem Eigentum Besitz zu ergreifen? Wie friedlich und freundlich würde ihr Leben sich gestalten als Herrin des schönen Gutes in der Heimat; welche Freude würde sie dem Vater und der Mutter bringen durch eine Verlobung und Verheiratung mit Waldemar! Das sonnige Dasein, wie sie es gekannt, ehe Erhardt ihr erschienen, mußte dann doch von neuem beginnen und weiterfließen: ein blumenumkränzter Bach.

War sie nicht eine Thörin zu zögern? Beneideten nicht alle Freundinnen sie um den fröhlichen Gesellschafter, den besten Tänzer, den aufmerksamsten Kavalier?

Aber neben dieser seiner Gestalt stand immerfort in ihren Gedanken eine andere, viel weniger elegante; erschien ein Antlitz, viel dunkler, viel unregelmäßiger in den Zügen, viel ernster, mit Augen, die wie blaue Flammen blitzten, während die braunen Augen Waldemars so weich blickten; mit einer zwingenden Gewalt der Rede, die wundersame Schätze des Geistes enthüllte, mit einem Leben voll Kampf und Arbeit. Ihr war es, als könne sie neben jenem Manne hinwandern durch heißen Wüstensand ohne Rast und Ruh, wohin es ihm eben gefalle sie zu führen.

Ein altes Andachtsbuch in schwarzem Sammet gebunden, das schon der Großmutter angehört und stets auf dem Betstuhl im Schlafzimmer ihrer Mutter lag, das war es, nach welchem Ditas Hände sich jetzt oft heimlich ausstreckten. Wie manches Augenpaar, in

Thränen schwimmend, hatte wohl schon auf diesen vergilbten Blättern geruht, hatte Trost gesucht und gefunden in des Thomas von Kempen „Nachfolge Christi!“ Das junge Mädchen hatte das Buch früher kaum berührt; jetzt war es, als ob sie einen Freund entdeckt, einen tiefernsten, treuen Berater, dessen Zuspruch sie nicht mehr entbehren konnte. Wie wunderbar und herzerschütternd klangen seine Worte über die Liebe!

„Die Liebe fühlt keine Last“, sagt seine sanfte Stimme, „achtet keine Mühe, möchte mehr thun als sie kann und klagt nicht über Unmöglichkeit, weil sie glaubt, sie dürfe und vermöge alles. Darum ist sie zu allem tüchtig, erfüllt vieles und bringt das zu stande, was jeden, welcher nicht liebt, zurückschrecken und niederdrücken würde. Die Liebe ist schnell, aufrichtig, fromm, angenehm, Freude spendend, stark, geduldig, treu, klug, langmütig, fest und niemals sich selbst suchend; denn wo jemand sich selbst sucht, fällt er ab von der Liebe. Die Liebe wacht und selbst schlafend schläft sie nicht. Auch ermüdet läßt sie nicht ab; gedrückt ist sie nicht unterdrückt, erschreckt nicht verwirrt, sondern wie eine lebendige Flamme und eine brennende Fackel bricht sie empor und dringt sicher durch.“

Was war ihre eigene egoistische, engherzige Liebe gegen solche lebendige Flamme und zum Himmel brennende Fackel!

Die Tage gingen nun hin in beständiger Abwechs-

lung. Waldemar wußte immer einen neuen Ausflug vorzuschlagen; man folgte hierbei sehr oft den Spuren Byrons, der mit seinem Freunde Shelley am Genfer See so gern geweilt. Die Villa Diodati bei Genf entzückte Dita ganz besonders, dies stille Plätzchen mit den Spuren des Verfalls, wo:

„Cypressen, Epheu, Moos und Mauerkraut
Vereinen sich mit dicht bewachs'nen Halmen."
(Byrons Childe Harold.)

Mitten in dem wilden Garten, am Ende eines Buchenganges lag dort ein freier Platz, auf dem eine Bank angebracht war. Von diesem Sitze aus übersah man den blauen See in seiner vollen, strahlenden Schönheit und die letzten Häuserreihen von Genf. Gras wuchs in den Wegen, die Hecken waren nicht beschnitten, die Rosen wucherten wild, die Büsche schlangen sich wie mit zahllosen Armen, fest und unlösbar ineinander, — und doch, welcher Zauber in dieser unberührten Einsamkeit!

Waldemar hatte im Hotel, wo er abgestiegen, sofort eine angenehme Bekanntschaft gemacht: ein älteres englisches Ehepaar mit einer erwachsenen allerliebsten Tochter. Letztere schloß sich bald allen kleineren und größeren Exkursionen an. So wurde die blonde Alice für Dita eine willkommene Gefährtin, indem die anspruchsvolle kleine Engländerin Waldemar in ihren Diensten häufig beschäftigte und somit die junge Deutsche ungestört träumen ließ.

Miß Belcare träumte niemals, sie stand zu jeder

Stunde mitten in der hellen Wirklichkeit; aber es war doch ein liebenswürdiger Realismus, mit welchem sie alle Dinge anschaute und angriff.

Dita freute sich der heiteren neckischen Beziehungen zwischen Waldemar und Alice. Warum mußte doch der Thor nun einmal braunes Haar und dunkle Augen lieben?! Schade! Eine reizendere Blondine, als diese Tochter Albions konnte nicht gefunden werden.

Seltsam, Alice lachte, so daß sie alle ihre prächtigen Zähne zeigte, als Dita einmal, bei einem zufälligen längeren Alleinsein der beiden Mädchen im Garten der kleinen Villa, von der Notwendigkeit einer ersten gegenseitigen Liebe sprach.

„Aber dann würden ja die meisten Menschen unverheiratet bleiben, Darling. Was ist denn die sogenannte erste Liebe? Nach meiner Ansicht nur das Erwachen eines Kindes, das nach dem ersten besten Spielzeug greift, das seine Hände erreichen können.“

„Aber, Alice! Wie alt sind Sie?“

„Zwanzig Jahre.“

„Und Ihr junges Herz könnte sich mit der Liebe eines Mannes begnügen, der schon so und so viele Frauen geliebt hat?“

„Wenn ich ihn liebe, also ihm auch vertraue, warum denn nicht?“

„Sie würden also auch die Bewerbung eines verwitweten Mannes annehmen können, gleichviel, ob er in seiner ersten Ehe glücklich oder unglücklich war?“

„Wenn ich ihn liebte, gewiß. War er glücklich in seiner Ehe, so würde mir das eine Bürgschaft sein, daß er mich ebenfalls glücklich machen würde. War er unglücklich, nun, so wäre es doch eine der Frau würdige Aufgabe, ihm das entbehrte Glück zu bringen.“

„Aber wenn solch ein Mann auch ein Kind hat, also ein fortwährendes Andenken an die Frau, die er geliebt und verlor?“

„Dann würde ich mich um so mehr freuen, ihm zeigen zu können, wie ich ihn liebte, indem ich für sein Kind sorgte. Ich habe die Kinder gern und würde mich sogar noch ganz besonders freuen, eine solche tüchtige Arbeit gleich mitzubekommen. In England lernen wir schon früh uns um arme Kinder zu bekümmern, für sie zu nähen und zu stricken und sie in unseren Sonntagsschulen zu unterweisen. Ja, ja, Darling, wir müssen viel mehr sorgen und arbeiten, wir Mädchen der besseren Stände in England, als Ihr in Deutschland wie mir scheint.“

„Ja, darin mögen Sie recht haben. Ich habe schon oft Mama geklagt, daß ich nichts Ordentliches zu thun hätte. Ich möchte wohl Studentin in Zürich werden, um tüchtig zu studieren.“

„Aber was denn? Haben Sie zu irgend einer besonderen Wissenschaft einen unüberwindlichen Hang, ein besonders anerkanntes Talent?“

Eine feine Röte stieg in das gesenkte Antlitz Ditas. „Ach nein, ich glaube nicht!“ antwortete sie kleinlaut.

„Nun, dann wäre es doch viel lohnender und leichter, ein armes Kind erziehen zu helfen.“

„Wer zeigt mir denn, wie ich das anfangen soll?

„Niemand anders als das eigene Herz. Ihr deutschen Mädchen seid eine wunderliche Race! Ihr träumt zu viel und spielt lieber mit Hunden und Katzen als mit Kindern. Wozu sind wir Frauen denn da, als uns um hülflose Kinder zu kümmern? Es giebt ja kein größeres Vergnügen auf der Welt, als solch ein kleines Ding etwas zu lehren. Wie lustig und dankbar dann die hellen Kinderaugen uns anblicken! Und wie wichtig man sich selber vorkommt, daß es uns erlaubt ist, direkt an dem großen allgemeinen Erziehungswerke mitzuhelfen!“

Wie nachdenklich erschien Dita nach diesem Gespräche! Noch tagelang später war sie bei allen Ausflügen auffallend zerstreut. Wohin wanderten ihre Gedanken?

Es war an einem der herrlichen Herbsttage, die in jenem landschaftlichen Paradiese von einer Klarheit, einer sanften Wärme, einem Farbenreiz sind, wie wohl kaum anderswo. Ein Glühen und Leuchten schwamm in der Luft, strömte von den Bergen und Baumwipfeln nieder, und wogte hin und her auf den Wellen, daß es wahrhaft berauschend war.

Die beiden jungen Mädchen hatten in Begleitung Waldemars einige Stunden in Clarens verbracht und kehrten nun in der kleinen Gondel nach Vevey zurück,

wo die Bornheims und Belcares zusammen gespeist hatten und nun die Ihrigen auf der Terrasse des Hotel Monet erwarteten. Den ganzen Tag hatte der Himmel ein verklärtes Blau gezeigt; jetzt aber waren einzelne Wolken aufgestiegen und plötzliche Windstöße erhoben sich. Ein alter, erfahrener Schiffer warnte bei der Abfahrt von Clarens und prophezeite einen Sturm.

Mehr als jeder andere der schweizer Seen ist bekanntlich der Genfer See der Schauplatz plötzlich hereinbrechender Wirbelstürme und gefährlichster Unruhe. Oft ohne alle Vorboten zeigen sich jene unheilvollen Wellenkämme, die sogenannten „Moutons", die weißbekrönten kurzen Wellen, die zuerst vereinzelt an irgend einer Stelle auftauchen, aber mit wachsender, unheimlicher Schnelligkeit nur zu bald den ganzen See bedecken. Alles eilt dann dem sichern Hafen zu. Wie weggeweht verschwinden die großen und kleinen Schiffe, die Dampfer sowohl, die sich noch vor einer Weile so lustig tummelten, wie auch die Nußschalen der Gondeln. Die gewaltige Wasserfläche liegt öde und leer vor den spähenden Blicken. Die sonst so wunderbar blaue Farbe des Wassers verändert sich wie das Antlitz eines schwer Erkrankten; sie zeigt ein fahles Grau, das sich zuweilen bis zum Schieferblau vertieft. An die Ufer schlägt es hoch und immer höher mit dumpfem Brausen. Die Landungsbrücken krachen und schwanken auf und nieder; weit ins Land hinein fliegen große weiße Schaumflocken.

Überall sammeln sich nun Gruppen, auf den Terrassen, in den Gärten, auf den Balkons, auf den Quais, um das aufregende Schauspiel zu beobachten. Diese Erregung steigert sich auf das Höchste beim Anblick irgend eines Fahrzeuges, dem es nicht mehr gelang, sich in eine schützende Bucht zu bergen, und das nun dem Untergang geweiht erscheint. Wie manches inbrünstige Gebet für die fremden unbekannten Kämpfer steigt da aus dem Herzen empor, wie falten sich unwillkürlich die Hände mit dem heißen Gruß: „Ave maris stella, — Stern des Meeres, rette sie!"

Nur zwei Fahrzeuge waren in jener Sturmstunde auf den wütend sich aufbäumenden Wellen: eine größere Gondel mit einer Schar jugendlicher Touristinnen und zwei ältlichen Lehrerinnen, die von Bolivart herüber kam und dem Ufer von Vevey zustrebte, und die Gondel Ditas mit ihren drei Insassen und dem wacker ringenden Schiffer. Waldemar half mit aller Kraft rudern; sein hübsches Gesicht war bleich vor Erregung. Alice saß regungslos, aber mit mutigem Gesichtsausdruck ihm zunächst, ihr gegenüber Dita, mit angstvollen Augen das andere Boot verfolgend, das mit seinen laut aufschreienden jungen Mädchen noch eine große Strecke hinter ihnen war, und bedenklich hin und her schwankte.

Toll und immer toller jagten sich nun die Wogen, immer verzweifelter jammerten die Armen. „Es ist irgend eine Pension, wer weiß woher", sagte jetzt Alice. „Wir sahen sie heute früh von der Eisenbahn-

station nach Montreux ziehen, singend und ausgelassen fröhlich. Die armen Kinder! Sie werden den Kopf verlieren vor Angst und dann ist die Gefahr da!"

In der That schienen einige sich erheben zu wollen; man sah eine der Lehrerinnen wie beschwörend die Arme ausstrecken.

„Ruhig sitzen bleiben, meine Damen!" schrie jetzt Waldemar mit befehlender Stentorstimme herüber. „Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, keine Bewegung! Wir sind Alle sogleich im sichern Hafen."

Eine Weile schien dieser Zuruf zu wirken; es wurde still im Boote drüben, bis neue Wellen heran stürmten, höher, heftiger, raubgieriger als zuvor. Es war, als ob sie sich eine willkommene seltene Beute nicht entgehen lassen wollten, als ob Riesenhände sich ausstreckten, um nach ihr zu greifen, die unglücklichen Menschenkinder erbarmungslos zu packen und hinabzuzerren in den unergründlichen Schlund.

Ein vielstimmiger, entsetzter Schrei, eine chaotische Bewegung drüben im großen Kahn — dann war er umgeschlagen. Ein Brodeln, ein wildes Ringen — die Gestalten waren verschwunden, von den Wellen verschlungen.

Eine zarte Kindergestalt tauchte jetzt unmittelbar vor Ditas Gondel auf und streckte mit einem Ruf der Todesangst die Arme aus. Dita, leichenblaß, beugte sich über den Rand.

„Keine Bewegung, Dita!" schrie Waldemar, „wir sind sonst alle verloren!" Sie aber achtete nicht auf

seinen Ruf. Das süße, bleiche Kindergesicht tauchte wiederum dicht vor ihr auf; sie neigte sich tief und tiefer, erfaßte das sinkende Kind und versuchte, es emporzuheben. Die Last war zu groß; sie zog die Retterin nieder. Ehe Alice nur die Hand zu regen vermochte, verschwand Dita in den Wellen.

Alles dies war das Werk einiger Sekunden; keine Zunge vermöchte den furchtbaren Vorgang so schnell zu schildern, als er geschah.

Allein im Nu bedeckte sich auch die Unglücksstätte mit Schifferkähnen, die vom Ufer abgestoßen waren, um die Sinkenden zu retten; wackere Männer begannen mit Gefahr ihres eigenen Lebens ihre schwere Arbeit.

Kurz darauf glätteten sich, wie von einer Zauberhand berührt plötzlich die Wellen, die Moutons tauchten unter, die blaue Farbe stieg wieder leuchtend empor, der Sturm war vorüber so schnell wie er gekommen. — Der See hatte seine Opfer.

❦

Als Dita erwachte, war es tiefe Nacht. Verwundert sah sie sich in ihrem Schlafzimmer auf ihrem Lager. Lampen und Kerzen brannten; das verweinte Antlitz ihrer Mutter neigte sich über sie. Da saß auch der Vater am Fußende des Bettes — und neben ihr stand ein Fremder, der eben ihren Puls fühlte. Schwer wie Blei lag es in all ihren Gliedern. Gleichsam in eine Wolke gehüllt waren alle ihre Gedanken; wie im Traume nur hörte und sah sie alles. Schwer

und feucht fühlte sie ihr gelöstes Haar neben sich auf dem Kissen liegen.

„Gott sei Dank, sie ist erwacht!" rief jetzt die Mutter mit thränenerstickter Stimme.

Der Vater fuhr auf. „Ich wußte es ja, Du bist unser vernünftiges Mädchen!" sagte er scheinbar ruhig zur Tochter gewandt; aber es arbeitete doch seltsam in seinem Gesicht.

„Bitte um Ruhe für unsere Patienten!" flüsterte nun die fremde Stimme.

Wie ein Blitz zuckte es jetzt durch Ditas Erinnerung. Sie versuchte sich aufzurichten. „Wo ist das Kind?" fragte sie angstvoll und zugleich mit einem Ausdruck ungewohnter Zärtlichkeit.

„Still, still! Es schläft dort drüben in der Ecke auf einem bequemen Lager", antwortete die Mutter und ihre Thränen flossen. „O Dita, wie furchtbar war dies alles! Du hast nicht an uns gedacht, böses Mädchen; um ein fremdes Kind brachtest Du Dich in Todesgefahr!"

„Laßt mich das Kind sehen."

Vorsichtig richteten nun die Hände der Mutter Dita in den Kissen auf. Die andern traten zurück. Da lag die Kleine. Blondes, reiches Haar hing feucht und schwer über die Lehne des Lagers. Ein zartes Gesichtchen, der Retterin zugekehrt, trug den friedlichen Ausdruck des Schlafes.

„Ich darf es doch noch behalten?" sagte das junge Mädchen lebhaft.

„Gewiß. Doktor Dubois würde den Transport der Kleinen auch noch gar nicht gestatten.“

Ein strahlendes Lächeln flog über das Antlitz Ditas.

„Und wo sind die andern, Waldemar und Alice? und die armen jungen Mädchen mit ihren Lehrerinnen?“

„Die Unsrigen sind wohl geborgen und glücklich heimgekehrt. Waldemar hat sich wacker gehalten. Belcares sind glückselig; sie danken ihm die Rettung ihres Kindes. Aber auch die Pensionsschülerinnen sind gerettet, nur eine arme Lehrerin blieb als Opfer.“

Dita faltete die Hände.

„Jetzt kein Wort weiter“, bat die Mutter. „Morgen erzählt Dir Waldemar alles. Versuche etwas zu genießen und dann mußt Du wieder schlafen, Liebling!“

„Und morgen habe ich eine süße Arbeit: für meine Schutzbefohlene zu sorgen!“ murmelte Dita. „Ob er mich wohl betrauert haben würde, wenn ich gestorben wäre? . . . . Wie schaurig kalt es da unten war. Nur die beiden Kinderarme, welche sich um meinen Nacken schlangen, waren so warm! O Gott, ich danke Dir für das Leben des Kindes und für das meine!“ Das waren die letzten Gedanken des jungen Mädchens, ehe der Schlaf es in seine Arme nahm.

Am nächsten Morgen erklärte der Arzt Dita außer Gefahr, und empfahl nur noch Schonung. Ihre kleine Schutzbefohlene dagegen lag im heftigsten Fieber; an eine Übersiedelung des Kindes war nicht zu denken.

Man hatte diese Botschaft zu den Geretteten gesandt, die noch in einem Gasthofe versammelt geblieben waren.

In der ganzen Stadt und Umgegend hatte dieser Vorfall die größte Teilnahme gefunden; man überschüttete die jungen Mädchen und ihre Lehrerin mit Blumen und kleinen Geschenken. Die entsetzte Pensions-Vorsteherin war aus Lausanne herübergekommen. Sie erschien auch bei Bornheims zu einem kurzen Besuche, überzeugte sich von der Erkrankung der kleinen Lulu, wie sie das Kind nannte, und schied beruhigt über die Pflege der Kranken. Sie ergoß sich dabei in Lobes-Erhebungen über die Aufopferung Ditas, bat, ihr häufig Nachricht über das Befinden der Kleinen nach Lausanne zu geben und erbot sich, später eine Lehrerin zu schicken, die das Kind zurückholen solle.

Dita lehnte das aber ganz entschieden ab. „Wenn die kleine Kranke wieder genesen ist, bringe ich selber sie zu Ihnen“, sagte sie. „Hat die Kleine noch eine Mutter?“

„Nein, nur ihren Vater, der auf Reisen sich befindet. Ich werde ihm sofort schreiben, damit er das Unglück nicht zuerst durch die Zeitungen erfährt. Hoffentlich wird Ihnen Lulu nicht lästig? . . . . Ich bin ganz zu Boden geschmettert durch das Ereignis. Ich fürchte, es wird mein Pensionat in Verruf bringen!“ klagte sie.

Madame Calonet schied in großer Erregung, und als sie gegangen war, bemerkte Frau von Bornheim

lächelnd, daß sie ihnen nicht eimnal den Familien-Namen des Kindes mitgeteilt habe.

Was kümmerte das Dita? Sie wußte, daß ihre Pflegebefohlene Lulu hieß. Das genügte. Wie lieblich doch das kleine Gesichtchen war, welches bald im Fieber glühte, bald totenblaß erschien! Und mutterlos hatte die Dame das arme Geschöpfchen genannt! — Ein heißes Mitleid überflutete das Herz des jungen Mädchens. Wie gut sie selber es doch allezeit gehabt, wie man sie stets umgeben hatte mit Liebe und Sorge, und wie wenig sie doch daran gedacht, wie wenig dankbar sie dafür gewesen war! Nie war sie in die Fremde geschickt worden, nie in eine Pension. Wie trostlos mußte es doch sein ohne Mutter! Wie viele Kinder gab es wohl in der Welt, die ohne Sonnenschein aufwuchsen, welche niemand zärtlich und sorgend ans Herz nahm! Und die Arme, welcher solch ein Kind, wie Lulu dort geschenkt worden war und die ihr Kind verlassen mußte: mit welchen Gefühlen mochte sie wohl jenes kleine hülflose Wesen in der kalten Welt zurückgelassen haben!

Aber Dita wollte jetzt den hülflosen Liebling einer unbekannten Toten zärtlich hegen und pflegen wie eine Mutter. Sie gelobte es sich selber an dem Bettchen Lulus. Sie wich nicht von dem Krankenlager, das allmählig ein sehr langes und ernstes geworden war. Vergebens bot Alice ihre Hülfe an, vergebens schalt Waldemar ihre Hingabe eine „nutzlose Aufopferung“; umsonst baten Mutter und Vater sie, sich zu schonen.

„Ich will endlich einmal etwas Nützliches thun in der Welt“, sagte sie. „Niemand wird mich überreden, diese neue süße Arbeit aufzugeben. Wie viele Arbeitszeit habe ich schon verloren! Alice hat recht: wozu sind wir Frauen da, als uns um hülflose Kinder zu kümmern?“

Aber welchen Lohn empfing auch Dita endlich! Ihr galt das erste Erkennungslächeln der kleinen Kranken, ihre ersten Worte, ihre erste scheue Zärtlichkeit.

Dita fühlte sich zum erstenmal seit ihrer Trennung von Erhardt fast glücklich, im Verkehr mit Lulu. Ach, da war ja eine Arbeit ohne Ende: die Sorge für ein Kind, die Pflege eines Kindes! All ihr Denken und Thun war in Anspruch genommen von diesem zarten Geschöpf und sie lauschte fast mit Angst dem Ausspruch des Arztes, der die Kleine für vollkommen fähig erklärte, nach wenigen Wochen in die Pension zurückzukehren. Der Gedanke sich von diesem Kinde trennen zu müssen, wurde für Dita zum Schreckgespenst.

Im Verkehr mit der kleinen Patientin tauchte ihre verschwundene Heiterkeit wieder auf. Voll Staunen und Freude sahen die Ihrigen die Rosen wiederkehren auch auf den Wangen der jungen Pflegerin.

Waldemar war zwar sehr ungehalten über das fortwährende Gebundensein seiner frühern Gefährtin; die Ausflüge zu dreien hatten aufgehört, er nannte die kleine Lulu den unerträglichsten Störenfried. Aber zum Glück hatte Alicens Laune sich keinen Augenblick deshalb getrübt; sie ließ auch keinerlei melancholische

Grübeleien bei ihm aufkommen und nahm nach wie vor seine Dienste als Kavalier in Anspruch.

Nach Lausanne gingen regelmäßige Berichte ab, daß die kleine Pflegebefohlene sich zwar von Tag zu Tag erhole, aber immerhin eine Reise noch nicht recht ratsam sein dürfte. Man beruhigte sich auch, wie es schien, im Pensionat darüber. „Arme Lulu, wer fragt nach Dir? Hättest Du noch Dein Mütterlein, es säße bei Dir!“ dachte Dita und küßte ihre Gerettete.

Ihre ganze Tageseinteilung richtete sich allmählich einzig und allein nach dem Kinde; ihr Sinnen und Denken galt der kleinen Lulu. Aber welche dankbare Zärtlichkeit glühte auch wie ein stilles Feuer aus den schönen dunkeln Augen des blonden Kindes ihr entgegen! Fremdartig war die Schönheit der Kleinen: wie eine Blume aus fernen Wunderländern. Arme Mutter, die sich ihrer nicht mehr freuen konnte!

Als Lulu so weit genesen war, daß man mit ihr ausfahren so wie im Garten sitzen durfte, welche neue Freuden und frohe Sorgen erwuchsen da für Dita! Es galt neue Bücher auszusuchen für das Kind, aus denen sie der kleinen Rekonvalescentin vorlas. Allmählich wich denn auch die anfangs so große Scheu des Kindes vor der fremden Umgebung. Sein Lachen und Plaudern entzückte alle. Dita wurde fast eifersüchtig, als sie nicht nur Mutter und Vater, auch die alten Belcares, Alice und selbst Waldemar ihren Pflegling liebkosen sah.

„Mir gehört Lulu!“ rief sie dann, halb im

Scherz halb traurig; „mir allein! Ihr werdet sie verziehen!"

„Aber ihrem Vater gehört sie doch vor allen Andern," setzte dann Frau von Bornheim mahnend hinzu.

„O, der wandert wohl in einem andern Weltteil. Da kommt man nicht so schnell zurück um solch eines kleinen Dinges willen!" lachte Dita.

„Und der Pensions-Vorsteherin in Lausanne gehört sie auch noch", bemerkte der Vater.

„Nein, dorthin will ich nicht mehr zurück!" flüsterte da Lulu, ihre Wange zärtlich an die Schulter ihrer jungen Freundin schmiegend. „Ich will bei Dir bleiben, nur immer bei Dir! Du bist gut wie die Mama."

Dita umfaßte ihren Liebling und zog ihn fest an sich. Ein Glücksgefühl ohnegleichen zog in ihr Herz. „Deine Mama sieht vom Himmel auf uns und segnet Dich und freut sich, daß Du glücklich bist."

Lulu nickte stumm.

„Weißt Du noch, wie Mama aussieht?"

„Nein, aber die Tante hat ein Bild von ihr und wenn ich groß bin, soll ich es haben. In meinem kleinen Gebetbuch in der Pension, da ist ein Engel, und ich meine, so müsse sie ausgesehen haben mit ihren langen goldenen Haaren und den großen schwarzen Augen."

„Und hast Du Deinen Papa auch so lieb?"

„Nein, der kommt ja nie zu mir!"

„Trotzdem mußt Du ihn lieb haben. Die Mama liebte ihn und er hat Dich sehr lieb.“

„Das glaube ich nicht. Die Tante sagte auch, wenn er uns lieb gehabt hätte, so wäre er bei uns geblieben.“

Dita verschloß den kleinen rosigen Mund mit Küssen und gelobte sich, dies kleine einsame Herz dem Herzen des fernen unbekannten Vaters mit sanfter Gewalt zuzuführen.

Die Sorge um Lulu hatte die jüngste Vergangenheit fast verlöscht in der Erinnerung Ditas. An den grausigen Schluß ihrer Gondelfahrt dachte sie erst wieder, als Waldemar und Alice sich in ihrer Gegenwart über eine gemeinsame Fahrt nach dem Savoyer Ufer besprachen, an der auch Belcares teilnehmen wollten.

„Aber es hat mir ja noch Niemand erzählt, wer mich und Lulu eigentlich gerettet hat“, fragte Dita plötzlich lebhaft. „Warst Du es, Waldemar? . . . . Und ich habe Dir noch nicht gedankt!“

„Nein“, erwiderte er kleinlaut, „darüber brauchst Du Dir keine Vorwürfe zu machen. Ich konnte doch Alice als unsern Gast nicht im Stiche lassen. Schneller als meine verzweifelten Gedanken, die in dem Wunsche gipfelten, mich in zwei Teile zerschneiden zu können, um beiden Damen gegenüber meine Ritterpflichten zu üben, hatten zwei alte Bootsleute Dich und Lulu gefaßt und in ihren Kahn gehoben.“

Dita sah lächelnd zu Alice hinüber, die schwei-

gend am Fenster stand und in den Garten hinabschaute. Eine tiefe Röte bedeckte eben das reizende Gesicht.

„Warum mag sie erröten?“ fragte sich Dita.

An einem Sonntag-Nachmittag geschah es, daß Bornheims und Belcares gemeinsam eine Partie nach Genf unternahmen. Dita bat, daheim bleiben zu dürfen. Sie hatte am Morgen zum erstenmal mit Lulu den Gottesdienst in dem alten Martinskirchlein besucht. Mit welchen Gefühlen des Dankes kniete sie neben ihrem Pflegling. Aber der Refrain ihres Gebetes lautete: „O Gott, lasse mir das Kind!“

Wie still es an jenem Herbsttage war — und wie völlig ungestört Dita und Lulu zum erstenmal miteinander lebten! Sie durchwanderten mit verschlungenen Armen den Garten, sie speisten zusammen, sie lasen und zeichneten, plauderten und scherzten und wie Musik erklang weithin das silberne Kinderlachen. Dann kam der Abend, viel zu schnell, wie sie beide meinten. Dita flocht das goldene Haar Lulus zur Nacht ein und brachte das Kind in gewohnter Weise zur Ruhe.

Draußen war eine Luft wie im Sommer. Die Fenster standen weit offen, die Glocken läuteten zum Ave und die feierlichen Töne zogen dahin über die Häupter der Wachenden und Schlafenden. Der Mond stieg herauf und warf blasses Gold auf die Wellen des Sees; in dunkelstem Purpur erglühten

die Berge. Unten im Garten blühten noch in voller Pracht die Rose und der Oleander und drüben vom Wasser her mischte sich der Gesang schöner Menschenstimmen mit dem Geläute und dem schrillen Ton der Dampfpfeife, jenem bekannten Zeichen, daß Eisenbahn und Dampfboot eben wiederum von fernen Landen her Fremde herüberbrachten in dies stille und doch zugleich so belebte Paradies.

„Morgen muß ich an meine Tante schreiben", sagte Lulu plötzlich, schon halb im Schlafe. „O, sie wird böse sein; ich habe sie ganz vergessen, seit ich bei Dir bin!

„Und ich will morgen an Deinen Papa schreiben", antwortete Dita mit erregter Stimme. „Ich will ihn bitten, daß er Dich bei uns läßt."

„Ja, immer, immer", flüsterte das Kind und schlang noch einmal die Arme um den Hals des jungen Mädchens. „Ich will auch den lieben Gott darum bitten."

Lange währte aber das Gebet des Kindes nicht. Kaum hatten die kleinen Hände sich gefaltet und die Lippen sich leise bewegt, da fielen schon die Augen zu. Aber ein Lächeln, wie es nur auf einem Kinder-Antlitz aufblüht, sagte: Die Engel haben mir eben erzählt, daß ich bei Dir bleiben darf."

Ja, jenem fernen, unbekannten Manne wollte sie schreiben, die Pflegerin des fremden Kindes; sie wollte ihn bitten, anflehen, daß er ihr das Kind ferner anvertraue zur Erziehung; denn sie fühlte mit jeder

Stunde klarer, daß eine Trennung von Lulu unmöglich für sie sei. Ihre Schmerzen waren in diesen Kinder-Augen wie in einem tiefen See versunken, ihr Leben, das ihr kürzlich noch so leer erschienen war, hatte wiederum neuen Reiz für sie erhalten.

Aber wie sollte sie's anfangen, so recht eindringlich zu sprechen zu dem Vater Lulus? Wohl hatte sie als die Retterin seines Kindes ein gewisses Recht erworben auf seine Dankbarkeit; aber würde er trotzdem, wenn er sein Töchterlein liebte, die Erziehung Lulus einem jungen Mädchen, einer ihm gänzlich Fremden, einer ihm unbekannten Familie überlassen, von ihr solche Wohlthat überhaupt annehmen?

Da fiel ihr ein, daß sie ja nicht einmal den Vater-Namen des Kindes wußte. Fast hätte sie Lulu geweckt, um sie zu fragen: „Aber wie heißt Du denn eigentlich?"

Sie lächelte jetzt über ihren Gedanken, Studentin in Zürich werden zu wollen und ebenso über den Plan der guten Mutter, mit ihr nach Florenz und Rom zu gehen, um ihr Talent zum Zeichnen und Malen ausbilden zu lassen. „Dann hast Du Arbeit und Zerstreuung", hatte die Getreue wiederholt versichert. Ja, das würde sie wohl gelockt haben, ehe sie Lulu gesehen. Jetzt lockte sie nur eins in der Welt noch: die Sorge für das geistige und körperliche Wohl ihres Pfleglings. Ein tiefer, klarer Born voll Zärtlichkeit war emporgesprungen in ihrem Herzen: die schrankenlose, opferwillige Liebe für ein Kind. Dita begriff zum ersten-

mal, wie weit das Menschenherz sei, wieviel es zu umfassen vermöge.

Immer überwältigender kam jetzt auch das Verständnis über sie, daß sie dem Manne, der so weit von ihr gegangen, in kindlichem Wahn und engherzigem Egoismus schweres Unrecht gethan. Eine heiße Sehnsucht stieg in ihr auf ihn zurückzurufen, um ihm alles abzubitten aus tiefstem Herzensgrunde, und als Strafe und Buße es demütig hinzunehmen, wenn er ihr sagte: „Ich verzeihe Dir; aber ich habe aufgehört Dich zu lieben!“

Ein tiefes Weh erfüllte sie, als sie eben jetzt neben dem Bette des Kindes saß; ein Gefühl der Reue. All den Reichtum, den sie im Besitz Lulus gefunden, sie hätte ihn in diesem Moment zu den Füßen des fernen Einsamen niederlegen mögen, mit der Bitte: „Nimm alles, was ich an Freuden habe; aber verzeihe mir, Geliebter!“

Sie fuhr auf; denn das Stubenmädchen öffnete leise die Thüre des anstoßenden Wohnzimmers.

„Gnädiges Fräulein“, flüsterte sie, „ein Herr ist da. Er will die kleine Lulu durchaus sehen und auch Sie, gnädiges Fräulein, die das Kind gerettet, wie er sagt. Er versichert, er selber sei der Vater der Kleinen und er kenne auch das gnädige Fräulein. Ich sagte ihm, daß die Herrschaft noch nicht zurückgekehrt sei und ich deshalb nicht glaube, gnädiges Fräulein würden Besuch annehmen. Er scheint sich aber sehr um das Kind zu ängstigen.... Da ist seine Karte. Und da kommt er selbst!

Da war also der verhängnisvolle Augenblick gekommen — jetzt brauchte sie dem Fremden nicht mehr zu schreiben, jetzt durfte sie zu ihm reden.

„Die Kleine liegt im Bettchen und schläft; das gnädige Fräulein ist bei ihr", hörte sie noch das Mädchen sagen. Sodann trat die Dienerin geräuschlos in das Nebenzimmer.

Beim Schein der Hängelampe sah Dita nun eine hohe Männergestalt über die Schwelle schreiten, und eine tiefe Stimme fragte halb atemlos: „Wo ist mein Kind?"

Dita streckte plötzlich fassungslos die Hände aus — ein Schrei glitt über ihre Lippen. Sie sah, wie der Fremde niederkniete an dem Bettchen der Schlafenden. „Lulu, meine Tochter!" murmelten die bebenden Lippen. „Gerettet, gerettet!"

Der große, kräftige Mann schluchzte wie ein Kind. Er wagte nicht, das Händchen zu küssen, das so rund und rosig auf der Decke lag; er küßte nur eine Flechte des schweren Goldhaares, die sich unter dem Nachthäubchen hervorgedrängt.

Dann erhob er sich, und seine Augen trafen die schlanke Frauengestalt, die regungslos in der Mitte des Zimmers stand.

„Ist es wirklich Dita Bornheim, die mein Kind gerettet und gepflegt hat?" fragte er, erschüttert näher tretend. „Wie kann ich ihr danken?"

„Durch Deine Verzeihung! . . . . Ja, ich bin es, Deine thörichte Dita, die jetzt außer dem heißen Ver-

langen nach Deiner Vergebung nur noch einen Wunsch kennt: Dein Kind behalten und lieben zu dürfen! Verstoße mich — ich verdiene es — aber lasse mir Dein Kind!" — —

Kein Laut schlug an ihr Ohr, aber zwei Arme schlangen sich so fest um sie, als wollten sie nimmer wieder sie freigeben, und zwei Lippen preßten sich leidenschaftlich — erstickend auf ihren Mund. Auf ihrer Stirne fühlte Dita die brennenden Thränen des geliebten Mannes.

Kaum ein Jahr später feierte man in dem kleinen Bornheimer Kirchlein zwei Hochzeiten an einem Tage: Dita legte ihr Händchen glückselig in die feste Hand eines ernsten, starken Führers und Waldemar erschien als der glückstrahlende Bräutigam der reizenden Alice. Es war ein Trost für Bornheims, daß Lulu als Töchterchen auf ein Jahr lang vorläufig noch das verödete Haus wie ein Sonnenstrahl durchleuchten sollte. Später freilich wollte Erhardt, der das Konsulat in Constantinopel wieder übernommen, das Kind zu sich nehmen. Er hatte zugleich den Eltern seiner jungen Frau das feste Versprechen gegeben, Dita und Lulu in jedem Sommer für einige Monate herüber zu bringen nach Schloß Bornheim.

Dita war und blieb so glücklich, als es eben auf dieser unvollkommenen Welt möglich ist; denn sie hatte lieben gelernt und lehrte lieben.

Ein klein wenig wunderte sich Dita doch über das sonnige Glück Waldemars, über seine Briefe, die wie in Liebesseligkeit getaucht erschienen. So sehr sie es ihm und seiner jungen Frau auch gönnte, ließ doch dasselbe lebhafte Zweifel in ihrer Seele aufsteigen an jene vielgerühmte Dauerhaftigkeit einer ersten Liebe, wenigstens der ersten Liebe eines Männerherzens.

Sollte die etwas nüchterne, klar blickende Alice auch hier Recht behalten? Nun, gleichviel: Dita gelobte sich im stillen, jedenfalls mit der letzten Liebe ihres „teuren Herrn" und der Zärtlichkeit ihrer Stieftochter vollkommen zufrieden zu sein für alle Zeiten.

Das Urbild der Carmen.

„Voi che t'impari a far l'amore segretto
Piglia la paleta e va pel fuoco."

Es war ein frischer, froher Musikstudent, ein Schüler des Pariser Konservatoriums, der eines Tages, den großen Prix de Rome in der Tasche, von Vater und Mutter Abschied nahm und in das gelobte Land aller Musiker, Maler und Poeten zog, um dort drei Jahre „weiter zu lernen", wie die Bestimmung lautete. Er selber — der Neunzehnjährige, sagte sich freilich heimlich im Herzen: „ich wandere hin, um einmal zu leben, einen ewig blauen Himmel über mir zu fühlen und Nächte zu sehen, die fast so hell und warm sind wie die Tage, Orangeblütenduft zu atmen, in wundersamen Gärten umherzuirren, märchenhafte Springbrunnen rauschen zu hören und Melodien ohne Ende und schöne, hohe Frauengestalten, stolzen Schrittes, vorüberwandeln zu sehen." — Und dann das fröhliche Völkchen der Maler und Bildhauer, von denen sich gewiß viel lernen ließ, im gemeinsamen Schaffen im Reiche der Kunst: welch ein berauschendes Glück für ihn! — Vorüber waren die Jahre der strengen Arbeit; vorüber jene Ge-

fangenschaft in den Ketten eines systematischen Unterrichts, wo vom Morgen bis zum Abend Finger und Kopf nur mit Noten verkehren durften; wo alles zu tönen und zu klingen schien, was man nur berührte, wo es einen Dauerlauf galt im Verkehr mit den Mitschülern nach einem fernen, nebelhaften Ziele, ein atemloses Ringen und Hasten, ein verlangendes Greifen nach einem goldenen Stern in schwindelnder Höhe, dessen Namen lautete: „Prix de Rome." — Und nun hatte ein Glücklicher dies scheinbar Unerreichbare erreicht, und die geduldigen, zärtlichen Augen einer treuen Mutter und die müden Augen eines Vaters, der auch ein Musiker war und unter den fleißigen Arbeitsbienen eine der fleißigsten, sahen den schlanken, vor Erregung blassen Sohn halb scheu, halb glückselig an, als er das wichtige Dokument vor ihnen ausbreitete, und der Vater umfaßte ihn stumm, und über das sorgenvolle Gesicht zog der seltene Schein eines frohen Lächelns. So kam doch wenigstens sein braver Junge in jenes Wunderland, von dem er selber neben seinen Schülern, bei der sauren Arbeit eines Klavierlehrers, während all der falschen Griffe und Noten, jahrelang still geträumt. Und der Sohn sollte und mußte es weiter bringen als der Vater, der wurde ohne Zweifel ein tüchtiger Komponist, und die bezahlte man doch besser! Steckte seinem Georges doch der Kopf zu allen Stunden voll Melodien, die er über die Tasten ziehen ließ, wie eine Schar losgelassener, singender Vögel — und die er doch nicht

aufschreiben konnte, weil eben die anderen Arbeiten des Konservatoriums ihm keine Zeit dazu ließen. — Jetzt war sein Kind endlich frei, und nun mußte ja auch eine goldene Ernte kommen.

Verworrene Vorstellungen von einem Schlaraffenleben des ganzen Hauses, mit Schülern, die alle ohne Fehler spielten und zwanzig Franks für die Stunde zahlten, von Spazierfahrten durch ganz Paris im Omnibus, von Ausflügen in den Park von Versailles und Trianon an sonnigen Nachmittagen, kreuzten sein Gehirn. — Beinahe hätte er in seinem Freudenrausch seiner geduldigen Sorgengefährtin leichtsinniger Weise ein schwarzseidenes Kleid und ein Diner in irgend welchem Restaurant versprochen, wenn er sich nicht zur rechten Zeit noch besonnen hätte, daß der Sohn ja jetzt erst fortzöge, um das Glück für sie alle heimzuholen. Und wer weiß, er besprach das mit der Mutter, die ihm vollständig beistimmte, ob nicht irgend eine italienische Principessa, wie sie dort zu Dutzenden umherwandelten, eine immer schöner als die andere, sich in seinen Jungen verliebte — dergleichen Geschichten hatte man schon so oft gehört und gelesen. — — So schieden denn Vater und Mutter hoffnungsfroh und mit leichtem Herzen von dem Preisgekrönten — drei Jahre waren ja doch nur eine Spanne Zeit im Vergleich zu jenem langen, mühevollen Dasein, das hinter ihnen lag. —

Und die Tage gingen weiter — die Schüler spielten so falsch wie immer, und zahlten so schlecht und

nachlässig wie möglich, aber es quälte den Lehrmeister nicht mehr so, wie sonst: — denn Briefe aus Rom, von seinem Jungen, flatterten in das kleine Haus. — „Ich bin so glücklich, denn ich bin frei" — hatte der Entfernte zuerst geschrieben. „Und jetzt weiß ich auch, weshalb die Musiker immer nach Italien wandern wollen. Man braucht nur zuzugreifen, so hat man ein Motiv!"

Wenn er nur rasch zugriffe vom Morgen bis zum Abend, der Junge, — wenn er nur eine Oper schriebe — die Opernkomponisten ernteten bekanntlich Gold wie Heu — dachten Vater und Mutter.

In einem späteren Briefe fand sich folgende Stelle:

„Ich bin nun überzeugt, daß es das Schlimmste ist, Mittelmäßiges zu schaffen, Schlechtes läßt sich noch eher verzeihen! Ich selbst strebe danach, Gutes zu schaffen, was jedenfalls besser ist. — Ich fühle, wie meine künstlerischen Neigungen sich verstärken. Ich danke dies den Vergleichen zwischen Malern, Bildhauern und Musikern. Alle Künstler haben gemeinschaftliche Berührungspunkte, oder es giebt vielmehr nur eine Kunst. Gleichviel, ob man die Gedanken auf der Leinwand, in Marmor oder von der Bühne herab wiedergiebt, — der Gedanke selbst bleibt immer derselbe."

Nach einem Jahre schickte der junge Musiker aus Rom eine Oper an das Konservatorium zu Paris, einen singenden und klingenden Beweis seines Fleißes im gelobten Lande, aber ach — nur eine

zürnende Epistel war ihm statt des erhofften Lobes geworden.

„Wir müssen Herrn Georges Bizet tadeln“, hieß es da sehr grausam, schwarz auf weiß, „daß er eine Oper komponiert hat, während das Reglement eine Messe verlangt. Wir erinnern ihn daran, daß selbst die heitersten Künstlernaturen erst in der Betrachtung und Auslegung der erhabensten Dinge den Stil finden, der auch für die leichtesten Produktionen notwendig ist und ohne den keine Schöpfung von Dauer sein kann.“

Es war ein Glück, daß der Vater diesen Verweis nicht las. — Der träumte sorglos weiter und wartete auf eine Oper — währenddessen der Sohn in Rom sich in die von ihm verlangte Aufgabe mit Herz und Seele zu vertiefen sich mühte. — Schwer wurde es ihm, denn sein ganzes Sein und Wesen strebte nun einmal jenen Brettern zu, welche „die Welt“ bedeuten. Und wie oft gaukelte in frohen Künstlerkreisen, wo sich die verschiedensten Elemente zusammenfanden, irgend ein reizender Falter aus den Bühnenregionen an ihm vorüber, eine junge Sängerin, verlockend genug, um die Arbeitsfeder fortzuwerfen, und ihm zu folgen. — Es war zu verwundern, daß er standhaft blieb und weiter arbeitete an seiner Messe. — Aber er schrieb doch an die geliebten Eltern:

„Man kann ein großer Künstler sein, ohne das Motiv zu besitzen; dann muß man freilich auf volkstümliche Erfolge verzichten. Aber man kann auch

ein bedeutender Mann sein und jede Gabe sein eigen nennen, wie beispielsweise Rossini. Rossini ist einer der größten Künstler, besitzt er doch, gleich Mozart, alle Eigenschaften eines solchen, Erhabenheit, Stil und endlich auch — das ‚Motiv'!" — —

Ein Sommerabend zog herauf über die Roma nobilis und über eine kleine Osteria vor ihren Thoren. — Die ewige Stadt schimmerte wie in silberne Schleier gewickelt herüber, einzelne Kuppeln und Türme hoben sich im Vollmondlicht von diesem Silbergrunde ab, als hätte sie ein feiner Pinsel dort aufgesetzt. Die offene Veranda war fast verhangen von traubenschweren Weinranken, deren Beeren sich schon färbten. Junges, frohes Volk tanzte vor dem Hause die Tarantella nach den Klängen einer Mandoline, prächtige Gestalten waren darunter, Frauen, mit der Haltung von Königinnen, Köpfe mit Profilen wie geschnittene Cameen. Üppigste Lebenslust sprühte aus dunklen Augen, lachte von schön geschwungenen Lippen. Dann und wann warf der Mandolinenspieler das Instrument hin, faßte die erste beste Tänzerin und schwang sie herum. Dann fiel sofort ein Chorus ein von weichen Frauen- und Männerstimmen, mit einer Tanzweise, die den Tänzern die Musik ersetzen sollte. —

O, diese Laute der zaubervollen lingua italiana zu den Tönen der Musik! Das A und O floß ineinander, wie Milch und Honig, die weichen Konsonanten schoben sich so sanft dazwischen, die Worte waren selber

Musik — man mußte sie eben singen. — Zwei junge Männer lehnten über die Brüstung der Veranda und sahen und hörten zu.

„Wer nur darauf gekommen sein mag, diese Gesangeslaute zuerst in gewöhnlicher Redeweise zu sprechen", sagte jetzt lächelnd der Jüngere der beiden französisch, „ich meine, man müßte diese Sprache von allem Anfang an gesungen haben und ewig nur singen. Daß hier so viele Prachtstimmen aufblühen jahraus, jahrein, nimmt mich nicht wunder, die Sprache erzieht den Sänger und ist sein erster Lehrmeister. Man möchte nur für die Italiener komponieren. Ich liebe mein Vaterland, das schöne Frankreich, aber es quält mich doch, daran zu denken, daß zu meinen Melodien französische Worte gesungen werden müssen!"

„Du bist ein Kind, Bizet", antwortete der andere mit jenem scharfen Accent, der den Russen verriet, „in was darf Dich die Sprache kümmern?! Deine Melodien werden in jedem Idiom reizend klingen, und Deine Landsleute Dir danken und Dich feiern für das, was Dein Genie ihnen beschert. Du hast Deine Tonheimat, wohin Du auch wandern magst. Denke einmal darüber nach, was dagegen aus mir wird, nach diesem dolce far niente im Süden und in Euren Künstlerkreisen. Ein russischer Fürst, wie mein Vater, befiehlt aber nicht nur seinen Unterthanen, nein, auch seinem Sohne, und da heißt es unweigerlich gehorchen. — Er ruft mich jetzt. Und so kehre ich heim aus diesem berauschenden Lande, und mein Talent erstarrt für

immer in meinem Eispalast — denn, wie könnte ich jemals wieder etwas anderes malen, als was ich bis zur Stunde zu malen versuchte: die Frauenschönheit des Südens."

„So nimm Dir irgend ein schönes Geschöpf mit — wenn es Dich genug liebt, um Dir zu folgen", scherzte der junge Musiker. „Sieh, dort drüben das lachende Kind, mit den schweren, schwarzen Flechten. Wie sie mit Leib und Seele tanzt!"

Der andere warf die Lippe auf. „So wie diese da, sieht man sie zu Dutzenden. Mich könnte nur eine außergewöhnliche Schönheit reizen zu solchem Wagnis."

„Du bist blasiert, Wasili!"

„Möglich, aber zum Glück nicht genug, um nicht noch nach der Schönheit zu suchen. — Sie ist doch auch hier seltener, als man uns glauben machen will. Meine Idealgestalt — die Lautenschlägerin des Giorgione oder die Fornarina des Rafael — fand ich eben nicht!"

„Ich werde Dir suchen helfen!"

„Bah! Du?! — Da würde mir die Zeit lang werden! Du suchst ein Motiv — keine Frau!"

„Und doch finde ich vielleicht eine Schönheit für Dich! Meine Wirtin erwartet eine junge Base, eine angehende Sängerin aus Florenz zum Besuch auf einige Zeit. Sie schildert die Carmelita, so heißt sie nämlich, als ein Wunder an Stimme und Liebreiz. Ich soll ein wenig mit ihr studieren! Vederemo!"

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die vollen Lippen

Wasils. Sein düsteres Gesicht im Rahmen des braunen Haares und Vollbartes, mit den kalten, hellen Augen, sah ermüdet und gelangweilt aus. Wenn aber seine hohe, schlanke Gestalt mit ihren eleganten Bewegungen und ihrem elastischen Gange vorüberschritt, oder sich zu Pferde zeigte, — der junge Fürst war ein brillanter Reiter, — wenn diese Augen aufleuchteten und die prächtigen Zähne aufblitzten, dann verstand man doch, daß der reiche Fremde von den Frauen ganz ungewöhnlich verzogen und bewundert wurde.

Sie hatten sich zufällig zusammengefunden in der ewigen Stadt, wie sich eben dort ja die verschiedenen Elemente zusammenfinden und für eine Weile vermischen — der französische, junge Musiker und der vornehme Petersburger Dilettant, das Kind der Armut und der Sohn des Reichtums, der frische, strebsame Idealist und der verwöhnte, blasierte Nordländer. Wasil hatte sich angezogen gefühlt von der Naivität und dem Genie Bizets — er konnte stundenlang, die Cigarette zwischen den Lippen, zuhören, wenn der Franzose auf dem Flügel phantasierte, oder auch ihm zusehen, wenn er Noten niederschrieb, auf deren Zusammenklang dann neugierig und geduldig wartend. — Seit diese Beiden sich kennen gelernt, malte der Fürst wieder eifriger, es spornte ihn an, wenn der Musiker so oft den Kopf in sein Atelier steckte, und das Wunder der Farbenmischungen und Stimmungen immer wieder von neuem anstaunte, und liebte es, ihn plaudern zu hören, geistvoll und naiv zugleich, über die Verwandt-

schaft zwischen den beiden Künsten, der Malerei und Musik, ein Geplauder, das stets mit dem Refrain schloß, daß in einem tüchtigen Musiker auch das Zeug zu einem Maler stecken müsse und umgekehrt. — Er beneidete im stillen Georges Bizet um jene Augen, die so schön sahen, um das Herz, das so frisch empfand. — — Und Georges Bizet? — Nun, er beneidete niemand — aber wenn er in irgend einem der verlassenen Villengärten, wie berauscht, unter einem Orangenbaum lag und in die goldene Luft hinausträumte, oder gegen Abend an der Pyramide des Cestius saß und über jene stillen Schläfer hinweg in jenes Farbenmeer blickte, das zugleich so intensiv und zart erschien, dann war ihm, als ob er zum Pinsel greifen müsse, um das festzuhalten, was in ihm glühte und zitterte. — Fand er sich dann wieder allein in seinem Stübchen, so wurden aus den Gedanken und Bildern Noten über Noten, und wenn er irgend eine neue Melodie vor sich hinsummte, so tanzten zugleich leuchtende Farben vor ihm auf und nieder. Es war eben ein wunderliches Dasein auf diesem klassischen Boden.

So kam er denn eines Abends heim in sein bescheidenes Quartier vor der Porta del Popolo, Herz und Kopf betäubt von den empfangenen Eindrücken. Fürst Wasil hatte nämlich mit ihm und einigen anderen Künstlerfreunden eine halbe Woche im Sabinergebirge verlebt, und Georges Bizet taumelte nach Hause, wie ein Schmetterling, der mit Rosen allzulange getändelt. Wie sollte die strenge Arbeit schmecken, nach

diesem langen, köstlichen Nichtsthun?! Und doch freute er sich — seltsamer Widerspruch — auf seine Arbeit. Als er aber um die Ecke bog und die kleine Veranda vor ihm lag, blieb er plötzlich wie gebannt stehen: hellstes Mondlicht lag auf dem Platze, jedes Weinblatt erschien schwer wie Silber. Vor der Frauengruppe, die dort saß, brannte ein Licht. Die Luft war so still, daß die Flamme sich nicht bewegte. Ihr Schein traf ein junges Mädchenantlitz von überraschender Schönheit. Die sanftgeschwellten frischen Lippen teilten sich eben lächelnd über den blendenden, kleinen Zähnen, und eine volle Stimme, von köstlich weichem Alttimbre, sang zu den verstimmten Saiten einer Guitarre, die in dem Arm der Sängerin lag, ein schelmisches, römisches Volkslied von einer heimlichen Liebe:

„Voi che t'impari a far l'amore segretto
Piglia la paleta e va pel fuoco.“

Der Lauscher verlor keinen Ton — aber auch seine Augen keinen Zug in diesem blendenden Gesicht, keine Farbennuance auf dieser warmen Stirn, keinen Strahl dieser in voller Lebenslust blitzenden, dunklen Augen. — Wie ein Bild auf einer Staffelei erhob sich der junge Frauenkopf vor ihm, diese Prachtbüste, diese runden Arme, von denen der weiße Ärmel zurückgeschlagen war. Das schwarze Haar war mit dunkelroten Schleifen und silbernen Kugeln geschmückt, um die stolzen Schultern schlang sich ein weißes, durchsichtiges Tuch. Die Kleidung der Sängerin stellte sich als ein Gemisch der städtischen und ländlichen Tracht dar, voll reizender Koketterie. —

Jetzt, als sie ihr Lied beendet, schwirrte das so melodische Geplauder und heitere Lachen italischer Frauen auf, und in diesem anmutigen Geräusch schritt denn auch der junge Musiker die Stufen hinauf und begrüßte die Gruppe.

„Hier ist endlich unsere Cugina", rief man ihm entgegen, unser Gast, die Carmelita aus Florenz, Eure künftige Schülerin. Hörtet Ihr, wie stark ihre Stimme ist? — Sie wünscht die Arie der Rosina: „una voce poco fa", mit ihrem neuen Lehrmeister zu studieren." — —

Georges Bizet schüttelte schelmisch lächelnd den Kopf, als man nach einigem Hin- und Herreden wieder auf die Frage zurückkam, ob er die Carmelita singen gehört, und bat um ein Dacapo. Und sie ließ sich auch nicht lange bitten und sang Lied auf Lied in ihrer kecken und feurigen Weise.

Der junge Musiker saß ihr gegenüber in einen Winkel gedrückt und starrte sie an und meinte, die ganze Nacht hindurch zuhören und — zusehen zu können, wie die vollen, weichen Töne von den roten Lippen schwebten und zu ihm hinzogen, um ihm, wie mit weichen Händen, die Wangen zu streicheln. Aber das Licht zuckte endlich auf und drohte zu verlöschen, die Sängerin schob die Guitarre lachend auf den Tisch und sagte: „Es ist genug für diesmal, denke ich!" Die kleine Beppina lag schon längst und schlief, an die Schulter der Mutter gedrückt, und die große Lisetta gähnte unverhohlen, die Mutter aber erhob sich

würdevoll mit den Worten: „andiamo — felice notte, Signor.“

— Das war eine Nacht voll farbenreicher Bilder, aber die Noten, die da auftauchten, sangen alle nur die eine Melodie:

„Voi che t'impari a far l'amore segretto —.“

Von diesem Tage an verwandelte sich das bescheidene Zimmer des französischen Musikers in einen Lehrsaal und Empfangssalon: — Carmelita nahm regelmäßig Gesangstunde, und die jungen Töchter der Hauswirtin, zuweilen auch diese selbst, hörten, auf dem Fenstersims sitzend und die Tauben fütternd oder Gemüse putzend, diesen Übungen zu. Frau Brigitta erschien freilich meist nur draußen in der Veranda vor dem Fenster, stützte ihren vollen Arm auf den Rand und lauschte. „Wenn Ihr fertig mit der Carmelita seid“, rief sie einmal herein, „so könnten meine Töchter daran kommen, — es soll Euer Schaden nicht sein, Signor Giorgio. Es muß — wie die Carmelita uns erzählt, doch gar zu hübsch sein, Sängerin zu spielen, und man kann, wenn man Glück hat, in kürzester Zeit so viel Geld verdienen, daß man gar nicht mehr weiß, wo man es aufbewahren soll. Und wenn die Carmelita Stimme hat, warum sollten meine Kinder keine haben? — wir werden es also eines Tages mit ihnen versuchen, nicht wahr, Signor Giorgio?“

„Vederemo!“ lautete die zufriedenstellende Antwort.

Wie wäre es möglich, Tag für Tag dicht neben sich, zur bestimmten Stunde, ein schönes, lebensvolles Ge-

schöpf zu fühlen, dessen Atem warm und würzig neben der Wange des Mannes hinweht, dessen Stimmenklang in seiner Fülle und Weichheit uns bezaubert, ohne allmählich zu erglühen für solche zugleich gelehrige und dankbare Schülerin? —

Ja, dankbar, — denn Carmelitas Augen lachten ihn an, ihre Hand drückte die seine so warm beim Gruß und Abschied, — sie befolgte so genau seine Winke, sie übte so gewissenhaft, und kein Vergnügen irgend welcher Art hätte sie vermocht, ihre Gesangstunde zu versäumen oder auch nur abzukürzen. Zuweilen spielte sie auch irgend eine Scene vor ihm — und sang ihre Arien mit Gestikulationen, und der junge Lehrmeister ertappte sich dann häufig wohl auf einem seltsamen Accord, der den Komponisten, wenn er ihn hätte hören können, sicher entsetzt haben würde. Wer aber hätte bei solchem Schauen Gedanken und Finger bei den Noten haben können?! Wie bezaubernd waren die Bewegungen dieser vollen, geschmeidigen Gestalt und das Mienenspiel dieses Gesichts. — War dies Wesen nicht geschaffen für die Kunst — mußte nicht jeder Komponist sich glücklich preisen, dessen Interpretin zu werden sie sich herabließ, — dachte Georges Bizet zu wiederholtenmalen. Wie mußte sie ihren Beruf lieben! — Wohl wünschte er ihrer künstlerischen Richtung heimlich einen vornehmeren Zug — wie auch der ganzen Haltung, — allen Bewegungen und Accenten gedämpftere Farben, allein, auf der anderen Seite sagte er sich wieder, daß eben diese sprühende Leidenschaftlichkeit hinreißend auf der Bühne wirken mußte.

Und der Refrain aller dieser Gedanken und Empfindungen war und blieb immer und ewig: „Wenn sie deine Opern singen könnte!" — — Welch eine Wonne, solch ein bezauberndes, menschliches Instrument sich in sein Heim zu tragen, seine Melodien gesungen zu hören von der Stimme des geliebtesten Weibes. Wie köstlich mußte sich's da komponieren lassen, Tag für Tag! — Meinte er doch jetzt schon, daß immer neue Weisen ihn umschwirrten und umtanzten, wie Mücken im Sonnenlicht. Und Opern wollte er für Carmelita komponieren, wie einst Adolf Hasse in Dresden für seine stolze Faustina — nach Paris wollte er die Geliebte bringen im Triumph. Eines Tages sollten dort Riesenzettel auftauchen mit der Ankündigung einer Oper von Georges Bizet, und als Heldin würde dann eine fremdartige Schönheit auf der Bühne erscheinen, um alle zu berücken mit dem Feuer der dunklen Augen, dem Reiz des Lächelns und der Schönheit der jungen Gestalt. Ja, sie mußte stets und überall siegen und die Menschen berauschen durch Erscheinung und Stimme, wie sie ihn selber berauscht von jener Stunde an, als sie das Schelmenlied sang:

„Voi che t'impari a far l'amore segretto."

Fortan lebte der französische Dichter nur in diesen Träumen, spielte mit möglichster Gewissenhaftigkeit Gesangmeister und komponierte. Die Welt, in der er bis zur Stunde gelebt, war vollständig für ihn versunken — er sah seine Freunde nur noch in der Osteria, wo sie gemeinsam zu speisen pflegten und

zeigte sich dann stets wortkarg und zerstreut. Jede Aufforderung zu den gewohnten lustigen Zusammenkünften lehnte er ab, unter dem Vorwand dringender Arbeit.

Es quälte ihn aber doch dann und wann, daß ein unüberwindliches Etwas ihn abhielt, seinem Freunde Wasil von seiner Schülerin zu erzählen — der Gedanke war ihm aber unerträglich, daß der junge fürstliche Künstler das Mädchen bitten könnte, ihr Bild malen zu dürfen. — Und so mied er diesen Genossen so mancher ausgelassenen Stunden mehr als alle andern und lebte fern von ihm weiter in einer Art von seligem Taumel. An jedem Morgen nahm er sich vor, mit Carmelita von der Zukunft zu reden, und an jedem Abend meinte er doch, daß nichts süßer sei als — ein unausgesprochenes Glück.

So zählte er denn auch die Tage nicht und schrak zusammen, als er Frau Brigitta sagen hörte: „Noch zwei Wochen, dann sind Carmelitas Ferien zu Ende und sie muß heimkehren nach Florenz. Sie hat, nach ihrer eigenen Meinung, viel gelernt bei Euch, Signor, und wird Euch ohne Zweifel dankbar sein nnd bleiben!“

— — „Soll diese berauschende Zeit wirklich ein Ende nehmen?“ — fragte sich der junge Musiker entsetzt.

„Würdet Ihr wohl jemals Euer Vaterland verlassen können, Signorina?“ fragte Georges Bizet am nächsten Morgen in der Singstunde seine Schülerin. —

Die regelmäßigen jungen Zuhörerinnen, Lisetta und Beppina, zankten sich eben am Fenster wegen ein paar Ellen bunten Haarbandes und hatten nicht Zeit zu lauschen.

„Warum nicht, wenn man mich anderswo besser bezahlte", lautete die nüchterne Antwort.

„Aber es kann Euch doch nicht gleichgültig sein, vor welchem Publikum Ihr Eure Kunst zeigt — in den Lauten der Muttersprache klingt das Lob nun einmal doch am süßesten!"

„Was wollt Ihr immer mit der Kunst: — ich will gefallen, um reich zu werden!"

„Reich? Woran denn — Carmelita?"

„Woran?" fragte sie lachend zurück. „Woran sonst, als an schönen Kleidern, Schmuck und Spitzen, wie wir Mädchen alle es uns nun einmal wünschen."

„Ist das denn wirklich der höchste Reichtum, nach dem Ihr alle die Hände ausstreckt? Ich glaubte, ein Weib würde sich zunächst einen Reichtum an Liebe wünschen, — das Herz eines Mannes, der sie anbetet und hochhält als sein bestes Gut auf Erden."

„Das hat Zeit. Zuerst schön sein, reich sein, sich schmücken können, — dann kommt das andere von selbst. Wer liebt aber ein armes Mädchen anders als um es zu verlassen?!"

„Carmelita!" rief er angstvoll.

Sie sah ihn halb erstaunt, halb spöttisch an. Aber aus seinen schwärmerischen Augen überströmte sie urplötzlich ein Etwas, das sie erglühen ließ. Noch nie hatte jemand sie so tief und seltsam angeschaut. Sie

neigte den Kopf und blieb stumm. — Lisetta und Beppina lärmten zum Glück unbekümmert weiter.

„Ich bin arm", flüsterte nun der junge Musiker atemlos — „aber ich würde arbeiten vom Morgen bis zum Abend, und mein geliebtes Weib würde keine Not leiden. Ich fühle die Kraft in mir, eine Frau reich und glücklich zu machen! O Carmelita, — würdest Du an mich glauben und mir vertrauen?!"

Wie gut und treu das junge Gesicht aussah, das sich da zu ihr wandte.

Das Sonnenlicht fiel auf die Purpurschleifen des Mädchens und auf die roten Rosen, die sie an die Brust gesteckt: wie schön sie doch war —, wie geschaffen, geschmückt zu werden wie eine Königin.

Nie hatte Georges Bizet seine Armut und — seine Jugend so schwer empfunden als in diesem Augenblick. Ach, nur eine handvoll Jahre mehr zählen, dann hätte er ja sicher festen Boden unter den Füßen. Die frohe Zuversicht auf die Kraft seines Talents erfüllte sein Herz aber zugleich mit süßem Trost. Wie schnell vergingen die Jahre! — Nur eine kleine, kleine Weile Geduld. Das schöne Geschöpf mußte auch, mit ihm zugleich geduldig warten.

„Carmelita, würdet Ihr an mich glauben?" fragte er leise noch einmal.

Ein Blick, rasch wie ein Blitz, flog aus den funkelnden Mädchenaugen zu den beiden am Fenster — dann neigte sich die junge Sängerin herab, und die heißen, roten Lippen flüsterten dicht an seinem Ohr:

„Poverino — es dauert zu lange, ehe Leute wie Ihr, reich werden und wir Mädchen werden zu schnell alt und häßlich. — Ich fürchte, ich habe keine Zeit auf Euch zu warten.“

Und machtvoll, daß selbst die Plaudernden am Fenster aufhorchten — erhob sich die Prachtstimme von neuem und intonierte eine Scala: „do — re — mi — fà — sol — la—“

Aber in demselben Moment tauchte draußen eine hochgewachsene schlanke Männergestalt auf, — ein blasses Gesicht schaute mit matten Augen in das Stübchen von der Veranda her: Lisetta und Beppina kannten den Ankömmling, aber er war lange Zeit nicht sichtbar gewesen in dem kleinen Hause. Sie schickten sich an, ihn in ihrer gewohnten lebhaften Weise zu begrüßen. Der Forestiere aber legte den Finger auf die Lippen mit gebietender Gebärde. Erst als Carmelita verstummte, klatschte er in die zierlich behandschuhten Hände und rief: „Brava, bravissima!“ — Lehrmeister und Schülerin fuhren erschreckt zusammen und wandten sich dem Fenster zu.

„Ah, Du bist's, Wasil?“

„Ich beneide Dich um solche „Arbeit“, rief lachend der Fürst, „um solchen Preis würde sogar ich zum Einsiedler. — Aber Verzeihung, Signorina, — ich war besorgt um unsern Freund, der sich uns allen so lange schon entzog und dem wir nicht erlauben können, seine Zeit nur am Arbeitstisch zuzubringen — ich hoffe, daß mein unangemeldeter Besuch die interessante Lehrstunde

nicht vorzeitig unterbrach. Von seinem Lehramt hatte er uns freilich nichts verraten! Wir glaubten ihn nur in Kompositionen vergraben. — Darf ich eintreten?"

„Warum nicht?" fragte Carmelita zurück mit stolzem Lächeln und trat zu ihren Cousinen.

Und Wasil, Fürst D., erschien in dem Zimmer seines Freundes mit der ganzen Sicherheit und eigentümlichen Lässigkeit seines Wesens, die auf die Frauen stets einen seltsamen Zauber ausübte. Die Wangen des Meisters glühten und nur nach und nach, während des allgemeinen neckischen Gespräches, an dem auch die eintretende Hauswirtin, die stattliche Frau Brigitta, teilnahm, gewann er seine Fassung wieder.

Später begleitete Georges seinen Freund — aber der Fürst bat beim Abschied die Sängerin und wohlweislich zugleich Frau Brigitta, um die Erlaubnis, dann und wann in den Singstunden zuhören zu dürfen, da er ein leidenschaftlicher Freund der Musik sei, wie bekanntlich alle seine Landsleute und insbesondere der menschlichen Stimme, und so hatte man sie ihm denn auch scherzend und lachend erteilt. —

Als die beiden jungen Männer sich endlich allein auf der Straße sahen, fragte der Musiker lebhaft: „Ist es Dein Ernst zuhören zu wollen, ich fürchte, Du störst das Mädchen. Sie hat viel Talent, aber sie muß auch noch viel lernen. Schon in vierzehn Tagen kehrt sie in ihr kleines Engagement nach Florenz zurück."

„Wie und was sie singt, ist mir absolut gleich-

gültig" — antwortete Wasil, „der Klang dieser Stimme ist mir merkwürdig sympathisch, und dann möchte ich sie auch ungestört soviel als möglich anschauen, — — weißt Du denn nicht, daß Du da eine Schönheit ersten Ranges entdeckt hast?! Eigentlich sollte ich mit Dir brechen, daß Du sie mir vorenthalten. Ist das Freundschaft? — Ich will und muß natürlich den Prachtkopf malen! Es ist ein Zug um den Mund da und im Blick der Augen, der an die Lautenschlägerin des Giorgione erinnert. Und das hast Du mir nicht gegönnt! — Sie wird mir sitzen — das Mädchen soll meine Schlußarbeit vor der Heimkehr sein!"

„Ich will, sagst Du in gewohnter Weise und fragst doch nicht, ob das Mädchen will? Du wirst Dich wohl in dem vorliegenden Falle zunächst bequemen müssen, die Erlaubnis Frau Brigittas und des Mädchens selber einzuholen. — Du weißt, man ist hier nachsichtig den verheirateten Frauen gegenüber — mit den Mädchen aber ist man unerbittlich strenge. Und soviel ich Carmelita kenne, dürfte sie auch nicht ohne weiteres, wie Andere, gehorchen, wenn Du befiehlst."

„Wie Du erregt bist! Ich kenne Dich gar nicht wieder! Wie stehst Du denn mit dem Mädchen?"

„Sie ist jetzt nur meine Schülerin, aber — — ich hoffe, daß sie eines Tages meine Braut und mein Weib werden wird. Ich will Opern komponieren für ihre Stimme und Gestalt."

„Freund, bist Du wahnsinnig? Diese stolze Purpurblüte willst Du in ein Fenstergärtchen tragen?

Diese treulosen Augen — ja, ja — es sind treulose Augen — verlasse Dich darauf, sollen die Leuchte Deines Lebens werden? Armer Träumer! — Du erlaubst aber doch, daß ich sie bitte mir zu sitzen?"

Wie der Mund des Fragers spöttisch zuckte.

„Ich habe noch kein Recht, etwas zu verbieten oder zu erlauben — frage die Frauen selbst."

„Und ich wette, beide sagen „ja." Deine schöne Schülerin gehört zu jenen Evastöchtern — das verriet mir der erste Blick — die irgend welchen glänzenden Tand dem herrlichsten Blumenstrauß der Welt vorziehen, wenn man ihr beide zu gleicher Zeit anböte."

„Verschone mich mit Deinem Urteil über die Frauen, ich bitte Dich. Ich weiß zur Genüge, wie traurig Du von ihnen denkst und eben deshalb würde ich nie zugegeben haben, daß Carmelita Dein Atelier betritt."

Acht Tage später begleitete Frau Brigitta in ihrem besten Sonntagsstaat ihre schöne Nichte in das Atelier des fürstlichen Malers. — —

Die Singstunden nahmen trotzdem ihren regelmäßigen Fortgang, aber es war nicht mehr wie sonst, etwas Fremdes, Undefinierbares war zwischen Lehrmeister und Schülerin getreten.

„Gefällt Euch Fürst Wasil?" fragte der Musiker eines Tages — aber er wagte nicht in das reizende Antlitz neben ihm zu blicken bei diesen Worten — und seine Hände griffen seltsam wilde Accorde.

„Er ist, wie man mir sagt, sehr reich und sehr vornehm", antwortete sie leichthin. — —

Das Bild machte indessen trotz der häufigen Sitzungen keine sonderlichen Fortschritte, — wenn Georges zuweilen wohl den Kopf in die mit verschwenderischem Luxus eingerichtete Malerwerkstatt seines Freundes steckte, nahm Wasil stets die Leinwand von der Staffelei.

„Ich möchte Dir den Kopf erst später zeigen — diese Arbeit ist doch mühevoller als ich dachte. Unter diesem merkwürdigen Himmel sind die Farben nun einmal nirgend festzuhalten — es ist Alles wie verzaubert. Also sei geduldig, wie ich selber geduldig zu sein versuche."

„Du wirst das Bild kaum rechtzeitig beenden können vor jenem projektierten Reisetermin, den Du mir früher einmal als Befehl Deines Vaters nanntest", meinte der Musiker.

„Nun, so vollende ich's daheim als Erinnerung an eine pikante Episode", antwortete der fürstliche Dilettant nachlässig.

Der Herbst war bereits herangekommen, als Wasil seinen Künstlerfreunden ein Abschiedsfest gab, in der kleinen cypressenumschatteten Villa, die er gemietet. Jeder der Eingeladenen durfte ein beliebiges Frauenkleeblatt aus dem Kreise der Bekannten mitbringen, wobei nur die Bedingung gestellt wurde, daß mindestens zwei von ihnen jung und schön. —

Georges Bizet erregte manchen harmlosen Spott durch die Einführung der Dame Brigitta, aber die beiden frischen, hübschen Töchter, die ihr folgten, entwaffneten ihn bald. Wasil dagegen hatte Carmelita aufgefordert die Honneurs an der Tafel zu machen und sie gebeten, zu diesem Zweck ein Kostüm anzulegen, das er ihr zusenden werde. Und so erschien sie denn zum Festabend in den reichen Gewändern der Lautenschlägerin des Giorgione. Wie aus dem Rahmen getreten, umflossen von den schweren Falten der gemischten Samt- und Seidenstoffe, das schwarze Haar halb gelöst auf die stolzen Schultern fallend, mit Perlen durchflochten, die Laute im Arm empfing sie die Gäste und begrüßte sie dann mit einem Liede. Es war jenes neckische:

„Voi che t'impari a far l'amore segretto —"

dessen reizende Tanzweise die Stimme der Sängerin in solch glänzendem Lichte zeigte.

Wie der junge Musiker erbebte — wie fremd ihm plötzlich Stimme und Gestalt seiner Schülerin erschien. — Aber er konnte doch kein Auge von ihr lassen. Neben den Vasen mit der Rosenfülle, beleuchtet von den zahlreichen Kerzen sah er ihr freudestrahlendes Gesicht, ihre herrliche Gestalt mit den lebhaften und doch so weichen Bewegungen an der Seite Wasil's.

Und die Nacht war mild, wie im glutvollsten Sommer, und durch die offenen Fenster zog der Duft der immerblühenden Rosen im Garten und weiße Statuen schimmerten im Mondlicht zwischen den Büschen. Wie glücklich sie alle erschienen, diese Frauen

und Männer — wie die Augen strahlten, die Lippen lächelten, die Wangen brannten! Der feurige Orvieto und der fremde Schaumwein hatte sie alle durchglüht — und da war wohl keiner und keine unter der frohen Tafelrunde, die in diesem Augenblick nicht stolze Träume aufsteigen sahen, von einer Zukunft von Ruhm und Glück. —

Und Georges Bizet träumte von der Heimat in der belle France und von einem fernen, kleinen Hause, das die Geliebte erhellen sollte durch ihre Schönheit, von dem Hause der teuren Eltern. Das müde Gesicht des Vaters mit dem feinen Leidenszug um die Lippen, tauchte vor ihm auf und die geduldigen und zärtlichen Augen der Mutter. Wie die beiden dann wohl alles vergessen würden in der Liebe und dem Ruhm des Sohnes und der Tochter, — das ewige Einerlei der Musikstunden, den ewigen stillen Kampf mit den täglichen kleinen Anforderungen des Lebens. — Wie liebte er doch seine Eltern! Wie ein warmer Strom ging es in dieser Stunde durch sein Herz, als er an sie dachte und wie sehnte er sich, ihr mühevolles Dasein zu schmücken und zu erhellen durch eigene Kraft. — Hatte er doch dem Vater vor wenigen Tagen noch in jugendfroher Hoffnung geschrieben:

„Ach, wie sehr wünsche ich, daß Euch das Gold, dieses häßliche Metall, welches uns alle in Abhängigkeit hält, nicht zu sehr fehle. Ich hege in dieser Beziehung übrigens einen kleinen Plan. Sobald ich hunderttausend Francs, das heißt sicheres Einkommen, habe, darf Papa ebensowenig Stunden mehr erteilen

wie ich selbst. Wir wollen dann von unseren Renten leben, was uns allen nicht schaden dürfte. Hunderttausend Francs ist ja nicht viel, zwei Erfolge in der Oper können sie mir bringen. Inzwischen wünsche ich mir selbst, Euch immer aus innigstem Herzen zu lieben und bin stets wie heute, Euer liebevollster Sohn." — —

Und jene Renten mußten doch notwendigerweise kommen, wenn Carmelita seine Opern in Paris sang und seine Opern mußten wiederum kommen, wenn Carmelita ihn liebte.

Und warum sollte sie ihn nicht lieben, fragte sich an jenem Festabend der junge Musiker. War sie nicht vor allem Künstlerin — mußte es nicht deshalb für sie ein verlockendes Ziel sein die Gefährtin eines Mannes zu werden, der mit ihr denselben Weg ging und dessen Ruhm sie voll und ganz teilen sollte? War sie nicht in helles Entzücken ausgebrochen über seine Lieder, die er ihr in den Gesangstunden vorgelegt und hatte sie ihn nicht zu wiederholten Malen gebeten, eine Oper für ihre Stimme und Sangesweise zu komponieren?

Was konnte Wasil, dessen Geflüster sie jetzt lächelnd und strahlend lauschte, ihr sein? — Gehörten dieser blasierte Nordländer und diese feurige Tochter des Südens wohl jemals zusammen?

Unmöglich! — Noch zwei oder drei Tage, dann verschwand er für immer und alle die tollen Eifersuchtsgedanken verschwanden mit ihm. Die Schülerin gehörte wieder ihrem Meister, und ihm ganz allein, für alle Zeit.

Die Abschiedsstunde schlug — kaum vierundzwanzig Stunden nach jenem Feste und die Hand des Musikers lag zum letztenmal in der des Freundes. Wasili erschien diesmal seltsam erregt und warm wie nie. Er umarmte den Genossen stürmisch: „Du wirst berühmt werden, — denke an diese meine Prophezeihung — —, aber Carmelita wird Dir nimmer dazu verhelfen! Sie könnte im Gegenteil nur Deinen Ruhm verhindern. Tausendmal würde sie Dein Herz verwunden und Deine Arbeitskraft lähmen. Frauen ihrer Art sind nicht geschaffen für ideale Naturen wie die Deine, — glaube es mir. Sie paßt weder zu Dir noch in Deine Heimat.“ —

George lächelte nur über diese Worte. — „Darüber hätte einzig Carmelita zu entscheiden — und sie wird es — ohne den Gedanken an sie ist kein Ruhm denkbar! Aber ich warte geduldig!“

Und sie entschied — allein die Geduld des Wartens wurde auf keinerlei Probe gestellt: am Abschiedstage Wasils war auch Carmelita verschwunden, um nie wiederzukehren. —

„Forscht nicht nach mir“, schrieb sie, „ich habe niemandem Rechenschaft abzulegen — ich bin eine Waise. Jeder hat seine eigene Art von Glück — ich glaube, das meinige jetzt gefunden zu haben: — das mag Euch beruhigen. Der ewige Wunsch meines Herzens, mich sorgenlos schmücken zu können, ist erfüllt. Auf wie lange — das kümmert mich jetzt noch nicht. Grüßt meinen Maëstro! Hätte ich ein Leben der

Armut zu ertragen vermocht, ich würde es mit ihm allein versucht haben unter allen Männern der Erde, aber wir beide wären an solchem Versuch untergegangen, ich weiß es. Ich hoffe, wir begegnen einander nie wieder und er vergißt mich. Lebt wohl!"

Ein Briefblatt Wasil's an den jungen Musiker enthielt die Worte:

„Du selber rietest mir einst scherzend, ein lebendiges Angedenken an die berauschende Welt des Südens mit mir zu nehmen. Das war in jenen Tagen, als Du nur das „Motiv", nicht aber — die Frau suchtest. Ich nahm Dein Wort ernsthaft. Carmelita ist mir freiwillig gefolgt — zu Deinem Glücke. Ob zu meinem — wer kann es sagen?! Sie selber soll allezeit das zu ihren Füßen sehen, wonach sie einzig und allein verlangte, seit sie denken kann, wie sie mir gestand: Reichtum. Ich erwarte nicht, daß Du meiner gedenkst — aber ich erwarte, Deinen Namen berühmt zu sehen." Wasil.

Georges Bizet kehrte nach Paris zurück mit schmerzerfülltem Herzen und zerstörten Illusionen, aber, in Gedanken an seine Eltern, mit ungebeugtem Mut.

Und dennoch war auch ihm das bekannte Fegfeuer aller jungen Tondichter nicht erspart: jenes schwere Stadium des Unterrichtens, sowie des Komponierens auf Bestellung. Wie Richard Wagner im Jahre 1840 in der Metropole Frankreichs sich entschließen mußte, Variationen für Posaune und Klapphorn über Themen

aus der „Favorite" und der „Königin von Cypern" zu schreiben, so war auch Georges Bizet gezwungen, Tänze zu instrumentieren gegen tage- und stundenweise Bezahlung. Und dann trat das härteste an ihn heran: die Erteilung von Lehrstunden an alle diejenigen, die nur — am besten bezahlten. Jene stillen Qualen feinorganisierter Musiknaturen, von welchen der geniale Tausig einst behauptete, daß nur hin und wieder ein Blick auf eine Schulter, einen zartgebogenen Hals, ein goldig schimmerndes Löckchen hinter einem kleinen Ohr, sie zuweilen vergessen lasse — — kostete der junge Musiker und Komponist gründlich aus, wie so viele vor ihm sie ausgekostet und so viele nach ihm sie immer wieder auskosten werden. —

Aber legt jenen beschwerenden Stein des Kummers und des steten Kampfes um des Lebens Nahrung und Notdurft, von dem der Dichter redet, auf die Krone jener schlanken Palme, die wir „Künstler von Gottes Gnaden" nennen, — sie wächst trotz alledem und trägt die schwere Last als Schmuck, hebt sie hoch und immer höher empor, daß sie zuletzt als eine Krone erscheint.

Georges Bizet komponierte in jener Leidenszeit eine Reihe bezaubernder Lieder und die graziöse, vornehme Musik zu dem Schauspiel des gefeierten Alphons Daudet, „die Arlesierin," die zuerst seinen Namen in alle bedeutenden Konzertsäle trug. Dann aber blühte jene duftende Purpurblüte „Carmen" empor — wohl eine Erinnerung an einen kurzen, so grausam gestörten Traum eines Idealisten in Rom.

Als diese entzückende Musik, von der sich die Partitur liest wie ein eleganter, geistvoller Roman von Meisterhand, zuerst in der Opera comique erschien, errang sie, trotz ihres Zaubers, nur einen geringen Erfolg. Nur allmählich zwang sie die Hörer zur Bewunderung und erregte steigenden Enthusiasmus. Ihren Triumphzug durch die Welt hat aber Georges Bizet nicht mehr erlebt.

Ehe seine zweite Oper, „Das schöne Mädchen von Perth" ihren Weg antrat — nach der zwanzigsten Aufführung seiner „Carmen", starb der junge Komponist plötzlich an den Folgen einer Erkältung.

Der goldene Regen der Renten, die Erfüllung seines Herzenswunsches, ist also ausgeblieben. Wie er selber fast bis zum letzten Tage seines kurzen Lebens eingespannt war und blieb in das Joch eines Musiklehrers, so giebt sein alter, geliebter Vater noch heute Klavierstunden. Die Mutter aber mit den geduldigen, zärtlichen Augen, rührt ihre fleißigen Hände nach wie vor und findet nur im Dämmerlicht Zeit, verstohlen zu weinen und sich zu sehnen mit aller Kraft eines Mutterherzens nach dem liebevollsten Sohne, der von ihr gegangen im vollen Glanze der Jugend.

Und Carmelita?

Wer weiß von ihr?! Vielleicht, daß in irgend einer eleganten Theaterloge während der Aufführung der Oper „Carmen" eine üppige, reichgeschmückte Frau mit traurigen Augen wie traumverloren auf die Bühne

starrt und den verlockenden Melodien lauscht, die da laut werden. Der Theaterzettel bebt in der kleinen Hand — die schweren, goldenen Armbänder klirren an einander wie Ketten. Vielleicht, daß irgend Jemand aus ihrer Umgebung neugierig fragt: „Wer ist denn dieser geniale Zauberer Bizet? Wer hat von ihm gehört — wer kennt ihn?"

Und ein farbenfrisches Bild erhebt sich wohl plötzlich in der Seele der schönen Frau: eine einfache weinlaubumsponnene Veranda in Rom. Das Mondlicht breitet seine schimmernden Flügel aus, eine Kerze flackert unruhig. Eine Gruppe von Frauen schmiegt sich lauschend ineinander und dort am Eingang steht ein schlanker Jüngling und blickt mit schwärmerischen Augen herüber. Die niederhängenden Ranken berühren fast die edle Stirn — wie hell ist das geistvolle Antlitz beleuchtet! Und eine Melodie taucht auf zu diesem Bilde und vermischt sich seltsam mit jenen Weisen, die von der Bühne herab eben das Haus durchziehn: — —

„Voi che t'impari a far l'amor segretto —"

Warum klopft das Herz jener träumenden Frau plötzlich so heftig? Fiel nicht ein schwerer Tropfen aus den gesenkten Augen auf den blitzenden Fächer? — „Wer ist Bizet?" — Nur Eine in dem blitzenden Hause könnte ausführliche Antwort geben — aber diese Eine wird schweigen.

Ein neuer Rattenfänger von Hameln.

„Das ist ein heiteres Wandern,
Das ist eine lustige Fahrt;
Wir traben durch die Straßen
Laut singend nach Burschenart.“
Alfred Teniers.
(Prager Idyllen.)

Von allen Seiten und in verschiedenartigster Weise, mit und ohne Musikbegleitung, taucht selbst in den nüchternen Tagen des »fin du siècle« die volkstümliche, dämonische Gestalt des Rattenfängers von Hameln wiederum auf, in allen Tonarten umpfeifen sie die bekannten langgeschwänzten Begleiter, und liebliche Kinder und Mädchen gaukeln vor ihr auf und nieder. Aus der reizenden Dichtung Wolffs lacht sie uns übermütig entgegen, und von den Brettern, die ja die Welt bedeuten sollen, nickt sie uns vertraulich zu. Überall singen und klingen uns die Weisen des „wohlbekannten Sängers" verlockend ins Ohr und haben ihre geheimnisvolle Anziehungskraft bewährt, und da ist's denn schon kein Wunder, wenn wir dabei in allerlei Träume versinken und eine kleine Geschichte wach wird, die vergraben und vergessen zwischen den Blättern eines alten, vergilbten Buches geschlafen, auf dessen Titelblatt mit kaum leserlichen Buchstaben geschrieben steht:

„Aus dem Leben von weiland allerlei Musikanten."

Also: in Prag, jener wunderschönen alten Stadt, die, wie Dichteraugen sie sehen, daliegt:

„mit Kapell' und Kirchen,
Palästen und Burgen still
Wie eine schlafende Löwin,
Die sich nicht regen will — —"

war, etwa um das Jahr 1716, der Tonsetzer und Chordirektor Bohuslaw Czernohorsky, aus dem Orden der Minoriten, Musikmeister und Orgelspieler der Jakobskirche, ein berühmter Mann. Ganz Böhmen war stolz auf ihn und seine Werke, und der Kreis seiner Freunde in der Hauptstadt war ein großer; es galt gradezu für eine Ehre, mit ihm bekannt zu sein. Daß sein Ruhm denn auch viele Schüler von nah und fern herbeizog, die von ihm in der edlen Kunst der Musik gründlich unterwiesen werden wollten, ist begreiflich. Er galt freilich für einen strengen Lehrmeister, vor dem sie alle gewaltigen Respekt hatten, aber das zog die Schar der Lernbegierigen nur noch mehr an. Lange Jahre hatte er in Padua an der herrlichen Basilica di San Antonio als Magister der Musik fungiert und hohes Ansehen dort sich errungen, dann aber ergriff ihn eine plötzliche, unbezwingliche Sehnsucht nach jener grauen, märchenhaften Stadt an der Moldau, wo er seine Kinderjahre verlebt, und er hatte zu ihr pilgern müssen oder wäre, wie er meinte, gestorben vor Heimweh und Verlangen. Da war er denn auch wirklich hängen geblieben, obgleich er tagtäglich in mürrischem Tone davon redete, in das Land der

Sonne wieder heimkehren zu wollen, weil man doch eigentlich nur unter einem ewig blauen Himmel ein menschenwürdiges Dasein zu führen vermöge. Er behauptete in jedem Spätherbst vor Frost schon ganz erstarrt zu sein, und erwartete und prophezeite seine völlige Wandelung in einen Eisklumpen jeden Winter aufs neue.

Trotzdem blieb er aber doch, wo er eben war: in jener alten heimlich leidenschaftlich geliebten zweiten Heimat. Seine verschiedenen Schüler waren stets, wenn sie bei ihm antraten, sehr bestürzt über diese immer von neuem so bestimmt kundgegebenen Reiseabsichten; aber gar bald gewöhnten sie sich, wie eben an alle seine Wunderlichkeiten, auch an diese und sahen sogar ruhig zu, wenn ihr Lehrmeister mit jener ruhelosen Heftigkeit, die ihn charakterisierte, sein Bündel zu schnüren begann, — wußten sie doch genau, daß es wenige Stunden später ebenso heftig wieder aufgerissen wurde. Von größtem Reiz waren und blieben jedoch für alle, jene abgebrochenen und doch so hinreißenden Schilderungen aus der bella Italia, zu denen Czernohorsky sich zuweilen herbeiließ. Dann blitzten die großen, braunen Augen gar wundersam, die Falten und Runzeln des dunklen Gesichts glätteten sich, und ein Schimmer von Jugend verklärte die mächtige, tiefgefurchte Musikerstirn. Den jungen Schülern aber wurde zu Mut, als lodere eine Feuerflamme auf, aus all den Worten und Erzählungen und wehe mit heißem Hauche zu ihnen hin, in ihrem Herzen eine Sehnsucht

entzündend nach jenem Lande voll Licht und Luft, die ihnen das Herz zu verbrennen drohte. Der Atem stockte wohl dem einen oder dem andern, wenn der ehemalige Musikmeister von San Antonio von der Sala della Raggione in Padua redete, und die Farbenschöpfungen eines Giotto beschrieb, der dort versucht hatte, die Gedanken seines gelehrten Freundes Pietro Albano in Gestalten zu verwandeln, kraft seines leuchtenden Pinsels, oder wenn er die mächtige Antonius-Kirche vor ihnen aufsteigen ließ, mit der sinnverwirrenden Pracht ihrer Schätze und den herrlichen Bronceleuchtern von der Hand des Andrea Riccio. Ein Schauer lief ihnen über den Rücken bei der Beschreibung der Darstellung von der Hölle und dem Fegfeuer des Dante, wie sie Giotto in der kleinen Kirche dell' Annunciato gewagt, und die Schilderung des Paradieses, in Farben, ließ wiederum die jungen Augen hell aufstrahlen vor Entzücken. Nach der Meinung des Chordirektors der Jakobskirche in Prag gab es eben keine schönere Stadt auf der ganzen weiten Erde, als die alte Padova mit ihren Inseln und Brücken, Statuen und Bäumen, ihrem Balsamduft und ewig blauen Himmel, und hätte Czernohorsky wirklich Ernst gemacht mit seiner Auswanderungsdrohung, seine Schüler wären alle mitgelaufen, und hätten sie zu Fuße bis zur italienischen Universitätsstadt wandern müssen.

Zum Glück unterbrach sich der Lehrmeister oft plötzlich selber in seinen phantastischen Reden, und riß

seine Hörer wieder unsanft in die Wirklichkeit und in die große düstere Arbeitsstube hinter der Jakobskirche der alten Praga zurück, indem er auf sie losfuhr, um sie zu schelten wegen ihrer Faulheit. Er jagte sie brummend wie ein aufgereizter Bär dann an ihre unterbrochene Arbeit, trieb sie an ihre verschiedenen Instrumente, oder an jene kleinen Fugensätze, die sie im Schweiße ihres Angesichts aufzuschreiben sich mühten, und das Träumen und Horchen mit offenem Munde war wieder einmal vorbei für eine Weile. —

Das Schönste war und blieb aber doch für die meisten, wenn er ihnen, bei besonders guter Laune, von seinem Schüler und Freunde, dem hochberühmten Geigenspieler Giuseppe Tartini erzählte, und was für ein Bursche das gewesen und noch sei. „Er wird der Einzige sein und bleiben, der mir Ehre macht", setzte er eines Tages hinzu, „denn er war eben genau so fleißig, als Ihr alle faul seid. Und deshalb brachte er es auch gar bald so weit, der brave Junge, daß sein Zauberbogen sich zur Stunde alles zu erringen vermag, was er sich nur immer wünschen könnte: Gold in Hülle und Fülle und den Kuß der schönsten Frauen obendrein! Und wie sieht es dagegen mit Euch aus?! Nun, ich denke, Euch giebt noch niemand ein armseliges Ei für Euer Gedudel und Geschreibsel! Das hat man von aller Plackerei mit Euch!"

Diese Worte waren vornehmlich an drei noch sehr jugendliche Schüler gerichtet, die eben ihre schweren Lehrjahre bei dem Gestrengen durchmachten. Da war

unter andern der kleine Franz Tuma, der spätere Kapellmeister in der fröhlichen Kaiserstadt an der Donau und hochberühmt durch allerlei herrliche Responsorien zu den Lamentationen, dann der junge Joseph Zach, dessen Ruhm als Orgelspieler den seines Lehrmeisters weit überstrahlen sollte, und endlich ein schlanker, hochaufgeschossener Knabe, den sie in der Lehrstube, halb im Spott, den Christophorus nannten. Er besaß eine schöne Stimme und zeigte für das Violoncello und die Bratsche große Begabung. Im Kontrapunkt dagegen, meinte Czernohorsky, werde er es wohl niemalen sonderlich weit zu bringen im stande sein.

Auf keinen der drei nun, machten diese und ähnliche Worte des Lehrmeisters einen tieferen Eindruck, als gerade auf den stillen Christophorus; war er sich doch bewußt, daß er so fleißig wie nur irgend möglich sei, selbst auf der Orgelbank, auch nie mit seinen Aufgaben im Rückstand blieb. Der Reichtum drückte ihn freilich nicht, sein ferner Vater hielt ihn gewaltig knapp, und der arme Junge spielte sich leider weit öfter satt, als er sich satt aß, und nicht selten fiel er ohnmächtig vom Stuhle, wenn er sich mit leerem Magen in seine Violoncellostudien vertieft hatte. Seit jener letzten Äußerung des Chordirigenten aber träumte der Christophorus Tag und Nacht von jenem glücklichen Zauberkünstler Tartini, und in dem jungen Kopfe und ehrgeizigen Herzen wirbelte bald ein Chaos von Plänen und kühnen Gedanken und Wünschen auf,

die alle nur auf das eine Ziel lossteuerten, seinem Lehrmeister unwiderleglich zu beweisen, daß man sich doch wenigstens ein Ei zu erringen vermochte durch das, was man eben im Schweiße seines Angesichts und im Feuer seiner Seele auf der Bratsche oder dem Violoncello erlernt. Hatten doch schon manches Mal in den Abendstunden, wo der Christophorus sich auf der Orgel der Jakobskirche loslassen durfte, eine Menge Zuhörer daselbst sich eingefunden, die bis zur letzten Note still ausgehalten, und war doch das hübsche Töchterlein seines Hauswirts gar oft in Thränen fast zerflossen, wenn er ihr irgend eine Melodie auf seinem Violoncello vorspielte. Es käme also immerhin auf einen Versuch an, die Wirkung seines Spiels unter Fremden zu prüfen, und das konnte einzig und allein geschehen, wenn man kecken Mutes einmal ein paar Stunden hinauszog in die weite Welt. Das „Wie" machte dem jugendlichen Musiker freilich noch viel Kopfzerbrechen. Mit dem Violoncello auf dem Rücken konnte man doch nicht wohl von Haus zu Haus ziehen, aber sollte die kleine Bratsche nicht als hülfreiche Gefährtin bei solcher Gelegenheit zu gebrauchen sein?! Und die eigene ebenso wirksame Singstimme war ja auch noch da, für den äußersten Notfall, die so viele lustige und schwermütige böhmische Weisen laut werden lassen konnte; und am nächsten Sonntag feierte man obendrein Kirchweih überall! Da müßte es denn wahrlich nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn man sich nicht wenigstens ein Stück Kuchen ergeigen oder ersingen

könnte, um es für den gestrengen Lehrmeister heimzutragen, zum Beweise, daß man sich auch etwas zu verdienen vermöge mit dem, was man gelernt, wenn freilich auch noch nicht so viel wie der Tartini. Die Leute auf den Dörfern, die so selten Musik hörten, waren doch jedenfalls empfänglicher für ihren Zauber als die Städter, und am Ende war es gleichgültig, welche Hände solche musikalische Leistungen, wie der Christophorus sie bot, durch eine Gabe belohne, — wenn man nur eben irgend welchen Lohn vorzeigen konnte! „Nicht einmal ein Ei!" hatte der Lehrmeister mit so verächtlicher Miene gesagt. Wie das Wort im Herzen des Christophorus brannte!

Nach einem „Kuß" von schönen Frauen, von dem die Rede gewesen, trug der gute Junge dagegen nicht das mindeste Verlangen, ja, er fand es sogar unbegreiflich von dem Tartini, auch nur den Bogen deshalb aufzuheben. Das konnte doch wahrlich nicht der Mühe wert sein! Ob man vielleicht aber ganz besonders hübsch sein mußte zu solcher erfolgreichen Wanderschaft? fragte sich der Knabe und besah nun sein Gesicht lange und ernsthaft, soviel davon in dem kleinen, zerbrochenen Spiegel seiner Dachkammer zum Vorschein kommen wollte. Ja, wenn das nöthig, dann sah es freilich schlimm aus, denn das junge Antlitz da vor ihm erschien durchfurcht von Blatternarben. Aber die Augen blickten doch hell und hoffnungsfroh, und der frische Mund mit den gesunden Zähnen konnte so fröhlich lachen, — erschrecken würden die Leute

wenigstens nicht vor ihm, das sagte er sich zur Beruhigung. Es sollte und mußte gehn, — die Gedanken ließen ihm von nun an keine Ruhe mehr. „Nicht einmal ein Ei!“ Tag und Nacht klang das Wort in seinen Ohren, laut und immer lauter. Sagen durfte er keinem seiner jungen Mitschüler, was er in aller Stille so fest beschlossen hatte, sie würden ihn wahrscheinlich hell ausgelacht haben, und jene beiden Stubengenossen waren auch noch zu jung, um sich über den Vorwurf des Meisters, der dem Christophorus so zu Herzen gegangen, zu grämen. Sie waren eben froh, wenn kein ärgeres Wetter über ihren Häuptern losbrach in der Arbeitsstube, und die Hand des Gewaltigen nicht wie ein Blitz dazu einschlug.

Und eine Woche verging, und ein Sonntag kam und obendrein noch ein Sonntag im schönsten Frühlingsschmuck, da wurde die projektierte Wanderung denn von dem Christophorus wirklich und wahrhaftig angetreten, freilich mit nicht ganz gefülltem Magen, wie gewöhnlich, und selbstverständlich ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche, wie immer, ganz besonders gegen den Schluß eines Monats hin. Man schrieb eben den 25. Mai, und da war von dem spärlichen Monatsgelde nichts mehr zu sehen. Der Vater ermahnte obendrein in jedem Briefe seinen Sohn, hübsch fleißig zu sein und baldmöglichst auf eigenen Füßen zu stehen, da die Zahlung für Unterkommen, Essen und Trinken, und obendrein Taschengeld, ihm immer schwerer falle, je größer daheim die Geschwister

wurden und je hungriger, und je weniger die Kleider mit ihnen zugleich groß würden, und wie überhaupt sicher in der ganzen weiten Welt keine Kinder besser das Löcherreißen und Sohlendurchlaufen verständen, als die seinigen. Ach, das Stehen auf „eigenen Füßen" übte der Christophorus nach seiner Meinung im wahren Sinne des Wortes schon täglich, und es erschien ihm so schwer, wenn er stundenlang üben, lernen und hin und hertreten mußte, ohne etwas Ordentliches im Magen. Nur zum Frühstück, zur Mittagszeit, und vor dem Schlafengehen wurde die bezahlte und ausbedungene schmale Kost gereicht, in den Zwischenzeiten gab es keinen Bissen, wenn man ihn nicht kaufen konnte. Und man war doch so jung und hatte einen so guten Appetit!

Als der Schüler des Chordirigenten der Prager Jakobskirche an eben jenem Sonntage also ins Land hineinlief, die Bratsche unter dem Arm, da hatte er sein ärmliches Mittagsmahl in Gestalt von Brot, einer kleinen Portion Fleisch und einigen Kartoffeln in der Schale, in der Tasche, das war alles.

Aber die alte Praga mit der Hradschinkrone verschwand gar bald im blauen Duft wie eine Königin hinter den Vorhängen ihres Gemachs, wenn der junge Musiker zurückschaute, und der Garten des sonnigen, blühenden Landes mit den fernen Berglinien breitete sich vor den Augen des Wanderers aus, jenen fernen Bergen, hinter denen die waldesdunkle Heimat des Christophorus lag. Vergessen war alle Not. Der

Frühling war ja da, das einzige Märchen war lebendig geworden, an das nicht nur die Jugend glaubt, sondern auch das Alter; alle Menschen, wie nüchtern sie auch sein mögen, die Wunder dieses Märchens hat doch keiner das Herz zu leugnen. Und der davongelaufene Spielmann fühlte sein Herz schneller schlagen vor Glück und Mut: — die Lerchen sangen ja alle aus dem wonnig heiteren A-dur in der warmen Balsamluft, und die Vögel zwitscherten merkwürdigerweise die gleiche jubelnde Tonart; wie A-dur klang auch das Rauschen der jungen, grünen Blätter und das Geflüster der Blumen rings umher. Und was für Farben waren noch obendrein von dem großen Naturalisten, dem Maler Lenz, überall aufgesetzt worden, selbst der Giotto in Padua, von dem sein gestrenger Lehrherr so gern erzählte, hätte doch gewiß noch bei diesem urewigen Farbenkünstler in die Schule gehen können, dachte der Christophorus. Wie das überall leuchtete und funkelte, wie durchsichtig die Schatten erschienen, wie unübertrefflich fein die Lasur und wie unsagbar mannigfaltig alle Schattierungen! Alle Sinne des einsamen Wanderers waren wie berauscht, und der sonst so ernsthafte Jüngling wurde allmählich geradezu toll und übermütig und strich schon vor dem ersten Dorfe, das sich ihm in den Weg schob, derartig darauf los, daß die Vögel vor Erstaunen verstummten und von Baum zu Baum neugierig neben ihm her flatterten, die Hunde aber überall herausstürzten, um in ein Freudengeheul auszubrechen.

Dazu liefen die Kinder herbei aus allen Thüren und Winkeln, mit lachenden Augen und offenem, frischen Munde, und umdrängten den Spielmann allmählich dicht und immer dichter, so dicht, daß er sehr bald ganz langsam gehen mußte und zuweilen sogar stehen blieb. Und es wurde ihm selig wie noch nie ums Herz bei dieser ersten, offenkundigen Bewunderung von Tieren und Menschen, bei diesem ersten Erfolge seines Musizierens, und die Geschichte, die ihm einst der Schullehrer in dem alten Städtchen Komotau, wo er in die Schule gegangen, von dem Orpheus erzählt, dessen Spiel die wilden Tiere in zahme zu verwandeln vermochte, kam ihm plötzlich in den Sinn. Doppelt mußte ihn ja dieser allgemeine Beifall berauschen, da bei seinem Lehrmeister Czernohorsky nun einmal nie und nimmer ein Lob zu holen war. Immer heller glänzten die Augen des Christophorus, denn vor die Thüren traten nun auch die Alten und lachten mit den Kindern um die Wette und nickten ihm zu wie alte Bekannte, und hie und da löste sich ein kleines Mädchen oder ein Knabe aus dem immer größeren Schwarm, der ihn umsummte wie die Bienen eine honigschwere Blüte, rannte zu den Eltern hin — und kehrte zurück mit frischem Weißbrot oder einem mächtigen Stück Kuchen. Kleine dicke Hände hielten ihm wohl hie und da eine verlockende Wurst entgegen, und aus einem Schürzchen schimmerten sogar ein paar blendend weiße Eier vor seinen Blicken. Und merkwürdig war es, wie das alles in seinen Taschen Platz fand. Er

hatte gar nicht gewußt, daß der Schneider sie so groß gemacht. Nun bebte er vor Freude bei dem Gedanken, sie vor seinem Lehrmeister auspacken zu dürfen, und beneidete den vielgerühmten Tartini keinen Augenblick mehr. Und wie oft rief ihn im Weiterwandern auch irgend welche Frauenstimme von weichem, mütterlichen Klang an, um ihm ein Glas Milch anzubieten oder ihn zu mahnen, doch einen Moment auszuruhen. Wenn er dann wirklich Platz nahm auf der ersten besten Bank oder einem Ecksteine, so drängten sich die Kinder an seine Kniee, und allerlei Fingerchen wagten es, seine Bratsche scheu zu berühren, und ein kleines Mädchen neigte sich sogar und küßte ganz verstohlen die Saiten. Dann und wann schob man ihm auch eine kleine Münze zu, aus Dankbarkeit wohl für die wachsende Freude der Kinder, die sich bei den Händen faßten und endlich vor und hinter dem jungen Spielmann hertanzten, unbekümmert um den Staub des Weges. Und wie es in dem einen Dorfe ging, so ging es auch in dem andern, und die begleitende Schar wurde immer größer, genau wie weiland bei dem Rattenfänger von Hameln.

Es war der schönste Tag, den der Christophorus jemals erlebt, und der Gedanke, daß nun sein Lehrmeister in Prag nimmermehr zu ihm sagen dürfe, daß er sich nicht einmal ein Ei zu verdienen vermöge durch seine Musik, machte ihn geradezu trunken vor Vergnügen. Und immer übermütiger klangen seine Weisen, Melodien flogen zu ihm wie Vögel, er wußte

nicht, woher sie kamen, sicher aber keinesfalls aus jener dunklen Arbeitsstube hinter der Jakobskirche.

Aber wie denn alles ein Ende nimmt hier auf Erden, Freude wie Leid, so verrannen auch diese glückseligen Stunden — die Sonne bereitete sich vor, unterzugehen. Christophorus mußte an den Rückweg denken. Sein Zweck war ja erreicht, und zwar vollständiger, als er je zu träumen gewagt — so zog er sich denn zurück von der Scene und nahm dankbaren Abschied von seinen lärmenden kleinen Freunden. Ob er nun einen anderen Weg einschlug, oder ob er auf dem Hinwege jene schöne Villa nicht bemerkt hatte, die da hinter alten Bäumen hervorlugte, wer konnte es sagen? Gewiß war, daß plötzlich ein mächtiges, offenes Thor seinen Schritt hemmte. Eine Menge zierlich gekleideter Mädchen, die sich auf einem großen Rasenplatz tummelten, verlockte ihn noch einmal, seine junge Macht auch einem offenbar vornehmeren anspruchsvolleren Publikum gegenüber zu erproben. — So nahm er denn wiederum seine Bratsche zur Hand, und eine kleine Melodie seines Lehrmeisters kam ihm plötzlich in den Sinn, er wußte nicht wie, die der Czernohorsky einmal vor ihm auf der Orgel hatte feierlich vorüberziehen lassen. Sie gaukelte vor ihm auf und nieder und ließ sich durchaus nicht mehr abweisen. Seltsam, unter den Fingern des lustigen Spielmanns wurde aber jetzt ein Tanz daraus, eine reizende Gavotte, und die kleinen Aristokratinnen im Garten hoben denn auch sofort die Füßchen, um graziös nach dem Rhythmus zu tanzen, als

stände der Tanzmeister unter ihnen. Es wogte und wallte plötzlich wie eine kleine weiße Wolke um ihn her, und Christophorus geigte darauf los im tollsten Übermut.

Wie es kam, er wußte es nicht, aber mit einem Male brannte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine gewaltige Ohrfeige auf seiner rechten Wange, und eine nur allzubekannte und gefürchtete Stimme rief: „Birbante! Du hast den Schlag da verdient für die keckliche Profanierung einer ernsthaften Kirchenmelodie! — Nun Du diese Strafe aber weg hast, mag's gut sein, — jetzt komm einmal her und spiele das Ding noch einmal. — Du hast's wahrhaftig nicht übel gemacht, zugetraut hätte ich Dir's nun und nimmer! Tritt also näher, Christophorus. Es wird nicht wieder einschlagen, ich verspreche Dir's, das Unwetter hat sich verzogen!" — —

Ja, da war nichts weiter zu machen, an irgend einen Widerstand konnte nicht gedacht werden, denn der ehemalige Chordirektor di San Antonio di Padova stand ja leibhaftig vor seinem Schüler, als wäre er aus der Erde gewachsen. — Dazumal aber gebärdete man sich nicht wie wahnsinnig und that sich kein Leides an, noch wagte man gar ein unehrerbietiges Wort, wie das in unseren Tagen sofort zu geschehen pflegt, wenn einmal, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, ein Lehrmeister Gewalt gebrauchte, — dafür war und blieb er nun einmal der Lehrmeister. Das Ei wollte auch in jenen guten Zeiten noch nicht klüger sein als die Henne; der eine lehrte eben, weil er mehr wußte,

der andere lernte, weil er noch nichts wußte. — So rieb sich denn auch der Christophorus nur etwas erschrocken die brennende Wange und folgte schweigend dem Gebote. Als er die Gavotte zum zweitenmal beendete vor dem Gestrengen, da brummte der: „Es ist in der That kein Fehler darin, wie Du sie zu setzen beliebt, mein Sohn. Ich hätte Dich Gelbschnabel dafür nimmer fähig gehalten, und Dir das wahrhaftig nimmer zugetraut, ich muß es noch einmal sagen. Du magst nun herein kommen und Dich ausruhen und erzählen, wie Du hierhergeraten. Ich selber bin zwar nur ein Sonntagsgast unter diesem Dache, bin aber hier seit Jahren wie zu Hause bei diesen meinen Freunden, die eben Wiener Gäste bei sich haben. Du magst hernach wieder heimfahren nach Prag mit mir, ich nehme Dich mit!“

Die heitere Zuversicht des jungen Spielmannes war freilich verflogen, als er jetzt unter die Gruppe wildfremder Menschen trat. Ein paar italienische Worte seines Lehrmeisters aber bewirkten, daß man ihn freundlich willkommen hieß, und Czernohorsky selber drückte seinen Schüler mit bekannter kräftiger Hand auf den nächsten Stuhl, damit er ordentlich berichte und erzähle. Und der arme Christophorus saß denn auch fest und begann seine Beichte — aber ach, es knirschte gar wunderlich, während er stockend redete, in seinen Taschen, — langsam floß und träufelte es an ihm nieder. „O weh! die Eier!“ Die kleine Geschichte war aber doch bald erzählt, und vor dem

Tartini brauchte der junge Spielmann sich nicht mehr zu schämen, als er seine reiche Beute mit glühenden Wangen auszupacken versuchte. Alle lachten freilich nun wie toll über das, was da zum Vorschein kam, und vermochten sich kaum zu beruhigen. Ein kleines, blondlockiges Mädchen nur lachte nicht. In all ihrer kindlichen Lieblichkeit trat sie jetzt dicht an den armen, immer heißerglühenden Christophorus heran, hob das unschuldvolle Kindergesicht zu ihm empor, sah ihn mit feuchtschimmernden Augen an und sagte: „Sei nicht traurig, Du kannst ja so schön spielen, Marianne will Dich dafür küssen!" Und ehe er ein Wort erwidern konnte, hatte sie die runden Ärmchen um seinen Hals geschlungen, zog seinen Kopf zu sich nieder, und küßte ihn zärtlich auf die geschlagene Wange.

So — nun hatte der Tartini auch gar nichts mehr vor ihm voraus! Und ein Kuß war doch gar kein so übles Ding, bei Lichte besehen! Das war der Gedanke, der jetzt den jungen Spielmann durchzuckte und ein Lächeln auf seine Lippen zauberte. Ein stattlicher Mann trat aber jetzt hinzu und zog das Kind fort. „Wenn Ihr einmal etwas Ordentliches könnt, junger Freund", sagte er über die Schulter hinweg, ein wenig herablassend, „und bei solchem Lehrmeister kann das ja nur an Euch liegen, so wandert ein Stück weiter bis nach Wien und laßt Euch dort mein Haus zeigen, jedes Kind dort kennt den Namen Joseph Pergie. Wir wollen Euch dann herzlich willkommen heißen, vor allem gewiß mein weichherziges Töchterlein

hier, das Mariandl. Vergeßt das also nicht, wenn wirklich einmal etwas Tüchtiges aus Euch geworden!"

Nun, es wurde in der That etwas ganz Leidliches aus diesem angehenden neuen Rattenfänger von Hameln, denke ich, denn er hieß später: „Christoph Ritter von Gluck. — — Aus dem kleinen, mitleidigen Mariandl aber wurde eines Tages wirklich und wahrhaftig — seine Frau. Und wer jene Gavotte in berückendster Gestalt kennen lernen will, der höre zu, wenn unsere Meisterin Clara Schumann sie spielt.

Nur ein Veilchen.

„Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt —
Es war ein herzig's Veilchen!"
Göthe-Mozart.

Nur ein [illegible]

Sie gehörte zu den neubrasilianischen Wohnhäusern, die Villa Mercedes, in welcher der junge deutsche Naturforscher vom Klimafieber befallen, vor einigen Monaten auf Empfehlung eines einflußreichen Landsmannes hin in Mexiko gastliche Aufnahme gefunden. Ihr Erbauer, ein reicher englischer Handelsherr, hatte sie nach seiner früh verstorbenen Frau, einer Mexikanerin, benannt und bewohnte sie jetzt mit seiner siebenzehnjährigen Tochter Dolores und deren alter französischer Erzieherin. — Das helle Haus mit seinen luftigen Räumen lag mitten in der Herrlichkeit eines tropischen Gartens, die Einrichtung aber ließ eben erkennen, daß eine Villa in den Tropen nur als ähnlicher Unterschlupf betrachtet wird, wie etwa im deutschen Garten eine Laube, in die man flüchtet, wenn die Sonne zu heiß brennt oder ein Regenschauer niederfällt. Der Begriff eines „Heim", wie wir es verstehen, jenes individuelle köstliche Versteck, an dem Augen und Herz hängt, ist den Bewohnern der Tropengegenden fremd,

sie brauchen eben keinen Schutz für viele Monate des Jahres wie eben wir; nur als einen Schutz gegen die Regenzeit und als eine Art von Sonnenschirm oder Hängematte in glühenden Stunden, betrachten sie ihr Haus. Sie dürfen, glücklicher als wir armen Bewohner des Nordens, die, ach, neun Monate Winter und drei Monate keinen Sommer haben, in der Natur atmen, leben und lieben, ihre Wunderbäume und die Duftatmosphäre seltsamer, bezaubernder Blumen bilden ihr Heim. So waren auch hier in der Villa Mercedes, alle Zimmer und Gänge in hellen Farben gehalten, zahllose Fenster zeigten sich, die man sorglos gegeneinander geöffnet, um die Luft durchströmen zu lassen, nirgends fand sich ein Bild an den Wänden, keinerlei Kunstgegenstand, keinerlei Schmuck, welcher Art er auch wünschenswert erscheinen möchte und statt der Teppiche lagen feinste Rohrmatten auf dem Fußboden. Die wenigen nötigen Möbel hatten das Auge des jungen Deutschen anfangs gefesselt wegen der Schönheit und Kostbarkeit des Holzes, die Hauptgegenstände der Einrichtung bildeten eben die Schaukelstühle von Rohrgeflecht — Schaukelstühle überall, auf den Gängen, in den Gemächern, wie in allen Zimmern, auf der Veranda und im Garten. Nur das Arbeitszimmer des Hausherrn war nach englischem Geschmack äußerst bequem eingerichtet, und die Räume, welche die junge Herrin mit den Launen eines verwöhnten, kranken Kindes bewohnte.

Ja, krank war sie, die schöne Dolores, und nach dem Ausspruch des alten englischen Arztes, der auch Rudolf

Iltberg, den deutschen jungen Gelehrten behandelte, nach menschlichem Ermessen hoffnungslos. Es schien dieselbe verzehrende Krankheit ohne Namen diesen schönen und zarten Körper zu durchschleichen, der ihre Mutter erlegen war, obgleich Doktor Joy zugab, daß der Jugend zum Glück gar viele geheime wunderkräftige Heilquellen innewohnten, von denen die „Schulweisheit“ sich nichts träumen lasse, weshalb eine Genesung also nicht ausgeschlossen sei.

Mit einer rührenden, wenn auch etwas unruhigen Sorgfalt überwachte der Vater sein Kind, während die alte Französin, Mademoiselle Lapont, die Kranke keinen Moment die Pflege einer Mutter vermissen ließ.

Dolores selbst schien die Gefahr ihres Zustandes nicht zu ahnen: „Haltet mich nicht wie eine Gefangene und gebt mir etwas Interessantes zu thun!“ wiederholte sie immer von Neuem.

„Etwas Interessantes zu thun!“ über diese rätselhaften Worte grübelten beide, Vater und Erzieherin, ohne auch nur annähernd eine Lösung zu finden.

„Was könnte ein reiches, verwöhntes Mädchen sich für eine Art von Arbeit wünschen?“ — Der hübsche José Estabes, ein entfernter Verwandter des Herrn Wellborn, von dem man annahm, daß er der Kompagnon der Firma und künftige Schwiegersohn werden würde, zerbrach sich dagegen gar nicht den Kopf über jenen Rätselspruch, sondern drehte nur seinen Schnurrbart und lächelte: „Quält sie nicht, laßt ihr Zeit —

sie wird sich verlieben, und dann hat jedes weibliche Wesen, wo und wie es auch sein möge, genug zu thun!"

Eine kurze Weile schien es, als ob sie wirklich eine anregende Beschäftigung gefunden, welche die Apathie löste, in der sie versunken zu sein pflegte, da man den deutschen erkrankten Gelehrten in dem einen Flügel der Villa untergebracht hatte. Es war zwar zum Glück nur ein leichter Fieberanfall, aber die Behandlung verlangte doch immerhin große Sorgsamkeit und Dolores leitete die Überwachung seiner Pflege von ihrem Zimmer aus, ließ sich Bericht erstatten, versorgte den unsichtbaren Gast des Hauses mit den ausgesuchtesten Erfrischungen und verlangte lebhaft, ihn kennen zu lernen. Er war denn auch in verhältnismäßig kurzer Zeit wiederhergestellt und ließ, mit Erlaubnis des Arztes um die Vergünstigung bitten, sich ihr vorstellen zu dürfen, um seinen Dank auszusprechen. Die Unterhaltungssprache mußte die englische sein, denn Dolores war über die Anfangsgründe des Deutschen, zum Kummer ihrer ehemaligen deutschen Bonne, nie hinausgekommen und die französische Sprache wiederum war dem jungen Gelehrten nicht geläufig genug, und Spanisch, die Muttersprache der Hausherrin, verstand er nur wenig.

An einem Frühlingstage, denn seine Erkrankung fiel in das Ende der Regenzeit, sah Rudolf die junge Herrin zum erstenmal. An dem goldschimmernden, reinen Himmel war die Sonne eben hinabgesunken — die Thüren der Villa öffneten sich weit — da trug

man das Ruhebett des kranken Mädchens auf die Terrasse. Staunend blickte er auf die fremdartige Erscheinung. Wachsbleich, erschien sie ihm in ihrem weißen Musselin-Gewande wie eine fremde, matte Blume. Das Köpfchen lag auf einem Purpurkissen zurückgelehnt, das tiefschwarze Haar war gelöst, die brennend roten Lippen halb geöffnet und die dunklen großen Augen wandten sich dem Fremden zu, den der Vater ihr zuführte. Einen golddurchwirkten Shawl hatte man über ihre Füße gebreitet, ein Fächer von kostbaren Federn lag in der linken schmalen Hand — die Rechte streckte sich dem Eingetretenen entgegen. Den Garten umhüllte schon die schnell hereinbrechende Nacht der Tropen, aber aus den sich öffnenden Kelchen großer Blüten strömte ein Aroma, das fast betäubend wirkte. Die Umrisse der schlanken Palmen zeichneten sich haarscharf ab gegen den Himmel und in den Blättern alter fremdartiger Bäume rauschte es leise. Große Nachtschmetterlinge flatterten mit schweren Flügeln langsam vorüber. Wie traumbefangen ließ sich der junge Mann auf die Bitte der schönen Herrin neben dem Ruhebett nieder, wie im Traume redete er zu ihr und lauschte dem sanften Tone der Mädchenstimme, die an sein Ohr schlug. Es war alles so fremd und doch so fesselnd was er sah, fast beklemmend erschien ihm aber jetzt die ganze Umgebung mit der Kranken als Mittelpunkt. Er selbst empfand noch jene sanfte Mattigkeit eines kaum Genesenen, die so empfänglich macht für äußere Eindrücke.

Während seiner Reisen in den Tropen, im Auftrage einer deutschen Universität, an der er bisher als Privatdocent gewirkt, die ihn jetzt schon fast vier Jahre fern gehalten von der geliebten Heimat, hatte er nie mit irgend welcher Krankheitsanwandlung zu kämpfen gehabt — nur hier hatte es ihn so plötzlich wie in Ketten geschlagen. Heiter hatte er bisher alle Strapazen getragen, selbst die größten, und sich der wunderbaren Üppigkeit der Vegetation und der Pracht der Farben gefreut, hatte seine Pflanzen, Käfer und Schmetterlinge gesammelt und lange, glückselige Briefe an seine einzige Schwester und an seine kleine ehemalige Schülerin geschrieben, das wilde Nachbarskind — und plötzlich war es ihm, als könne er keine Stunde länger hier atmen, als müsse er ersticken. Ein Jahr seines Lebens hätte er hinwerfen mögen, um nur ein einzig Mal den Duft frischer Veilchen atmen zu dürfen, die er an der alten Mauer im Nachbarsgarten so oft gepflückt, um ein deutsches Wort zu hören oder das helle Lachen der kleinen blonden Ini.

Vor diesen dunklen Augen, die so forschend und heiß zugleich in die seinen tauchten, überkam ihn zum erstenmal ein brennendes Heimweh, ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Vaterhause, in dem doch niemand mehr auf ihn wartete, als seine Schwester Anna und eine gute alte Tante. Wie ein verirrtes Kind hätte er in seltsamer Angst eben jetzt rufen mögen: „Laßt mich fort — ich will nach Hause!"

Wenn sich nun auch nach öfterem Beisammensein

mit der jungen Hausherrin diese Empfindungen allmählig abschwächten, ganz verließen sie ihn doch nicht. Aber nie hätte er geglaubt, daß nach jener ersten Begegnung eine Zeit kommen könnte, wo er regelmäßig jeden Abend, bis tief in die Nacht hinein, neben dem Ruhebett des jungen Mädchens zubringen würde, seine Pflanzen ordnend, mit ihr plaudernd, ihr vorlesend.

Sie wußte ihn nebenbei so anmutig und eindringlich nach seiner Heimat zu fragen, daß er ihr erzählen mußte, er mochte wollen oder nicht. Wie beredt er dann wurde, so beredt, daß sie oft lächelnd in sein glühendes Gesicht blickte! Einmal sagte sie zu ihm: „Ich kann nicht begreifen, wie man so blühend und gesund werden kann in einem Lande, wo es den größten Teil des Jahres friert und schneit und die Menschen in Häusern wohnen, wo sie nie die Thüren und Fenster öffnen.“

„Ich glaube, Sennor Rodolfo“, sie nannte ihn stets bei seinem Taufnamen, „ist erst bei uns so kraftvoll geworden, wie er eben ist, meinst Du nicht auch, Papa?“

„Ich möchte es bezweiflen, mein Liebling“, lautete da die Antwort, „Du bist doch leider auch kein Beispiel für die Wunder unseres Tropen-Klima's, denke ich!“ Und der Kopf des Redenden verschwand wieder hinter der Riesenzeitung.

„Ehe Herr Rodolfo uns verläßt“, rief eines Abends plötzlich Dolores mit auffallender Lebhaftigkeit, „werde

ich ihn doch bitten, mir ein paar deutsche Stunden zu geben, ich hätte Lust meine verschütteten Kenntnisse wieder hervorzusuchen. Wollen Sie, Sennor?"

„Gewiß will ich, mit Vergnügen, aber ich fürchte, die gegebene Zeit ist zu kurz für unsere schwere Sprache, meines Bleibens darf hier nicht mehr lange sein, man erwartet mich in der Heimat!"

„Ich werde bei Ihnen rascher und besser lernen, als bei meiner Bonne", lächelte sie, „versuchen wir's also schon morgen!"

Mit welcher stillen Wonne beobachtete der Hausherr die verwandelte Stimmung seines abgöttisch geliebten Kindes und wie segnete er im stillen den Fremden, dem es gelungen, sie aus ihrer Apathie zu reißen. Seit Dolores' Mutter gestorben, hatte ja das junge Geschöpf nie ein besonderes Interesse gezeigt, oder irgend welchen Wunsch, als höchstens nach einem neu erschienenen französischen Roman geäußert: ein Tag ihres Lebens schlich genau so inhaltlos hin, wie der andere. José erschien zur bestimmten Stunde, spielte Besique mit ihr, dann wohl auch mit dem alten Herrn eine Partie Schach, brachte die neuesten Modeblätter, plauderte in seiner affektierten Weise, lachte, erzählte Neuigkeiten und bewunderte alle jene mannigfachen Geschenke, die der Vater immer wieder zu den kleinen Füßen seiner Tochter aufhäufte. Zuweilen gab der Hausherr auch ein Fest für die Schar der sogenannten Freunde und dann erhob sich Dolores von ihrem Ruhebett und spielte die Wirtin zu

allgemeiner Bewunderung, um tags darauf wieder zurückzufallen in ihre gewohnte Apathie. Und jetzt — wie anders blickten diese Augen, wie anders klang die Stimme, und wie sonnig war das Lächeln, das über die üppigen Lippen glitt, wenn eine schlanke, hochgewachsene Männergestalt, der blonde Germane, über die Schwelle ihres Salons trat. Sie hatte in der That deutsche Studien bei ihm begonnen, und machte wirklich Fortschritte, weil sie es wollte. Daß dies Wollen nur allein hervorgerufen wurde durch jenen Freudenschein, der über das Antlitz ihres Lehrmeisters flog bei jedem deutschen Satz, den sie ihm zurief, gestand sie sich selbst nicht. Wie seine blauen Augen stets aufstrahlten bei solchen Heimatslauten, wie warm er ihr für eben diese Freude dankte! In den späteren Abendstunden erschien freilich nach wie vor mit dem Hausherrn auch José; die alte Französin mit ihrer Filetarbeit wich nie von der Seite der jungen Dame. Sobald der Vater mit seinem Begleiter sich in Scene setzte, endete der deutsche Unterricht. Der Hausarzt, der seine regelmäßigen Besuche auf dringenden Wunsch des Hausherrn täglich in der Villa abzustatten pflegte, äußerte sich seit einiger Zeit ganz besonders befriedigt über den Zustand der jungen Patientin und versetzte dadurch Herrn Wellborn in die rosigste Laune. Ach, er hätte ihn festhalten mögen mit allen erdenklichen Mitteln, um jeden Preis, diesen blonden Fremden, alle möglichen Hindernisse sehnte er sich ihm in den Weg zu

schieben, er durfte nur nicht abreisen! Er zitterte, daß irgend einmal, Dolores gegenüber, das Wort Trennung fallen könnte. Im stillen begriff er zwar nicht, wie sein Kind jenen Deutschen mit der ruhigen Stimme, dem kühlen Blick und den gemessenen Bewegungen dem eleganten lebhaften Mexikaner mit den Glutaugen vorziehen konnte und was an jenen Pflanzen, die Rudolf brachte, besonderes zu sehen sei, aber Frauen brauchten eben, wie Kinder, das sagte er sich zugleich, ein Spielzeug — auf wie lange — wer konnte das wissen? Das Resultat dieses Verkehrs: die erwachende Lebenslust und Lebenskraft seiner angebeteten Tochter war eben nicht wegzuleugnen und das beseligte ihn. Eine Dankbarkeit ohnegleichen erfüllte sein Herz. Er wünschte diesem Gast das Leben in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen, die teuersten Weine, die ausgesuchtesten Leckerbissen wurden für ihn herbeigeschafft, allein in diesem Punkt war der „Liebe Müh'" umsonst, der junge Gelehrte war von beispielloser Mäßigkeit und verschmähte die kostbarsten Dinge, um den einfachsten Nahrungsmitteln, den leichtesten Getränken den Vorzug zu geben. Als ihm aber eines Abends Erhardt ankündigte, daß ihm noch einige Exemplare der Fauna des Landes fehlten zur Vervollständigung seiner Sammlung, weshalb er einen kleinen Ausflug von ein paar Tagen machen möchte, ließ er sich die Pflanzen genau beschreiben und schickte sofort eine halbe Kompagnie seiner Arbeiter aus, die von dem fremden Naturforscher

bezeichneten Plätze zu plündern und die Blume herbeizuschaffen. Man legte ganze Berge von ausgerissenen Pflanzen im Hofe nieder.

Im Triumph führte Wellborn nun den jungen Gelehrten zu eben dieser Beute und erlebte den Kummer, daß der Beschenkte die Hände zusammenschlug und die unnütz zerstörten Blumenbüschel allen Ernstes beklagte. Dolores mußte den Fremden bei dieser Gelegenheit mit einer wunderlichen Eigenschaft ihres Vaters bekannt machen, mit dessen Überraschungsmanie, so wenig Glück der alte Herr auch mit der Ausübung derselben von jeher gehabt hatte. Niemand war nämlich vor irgend welchen Einfällen sicher, im Kreise seiner Bekannten wie im eigenen Hause. Der guten Lapont — die seltsamer Weise eine Freundin von Spinnen war — eine ausgestopfte Vogelspinne aufs Bett zu setzen, in der Hoffnung, ihr ein Vergnügen zu bereiten durch ein ungewöhnlich großes Exemplar ihrer Lieblinge, oder seiner Tochter plötzlich einen gezähmten Panther ins Zimmer zu führen, seinem Liebling José ein kostbares neues Pferd in den Stall zu schmuggeln und das alte daraus zu entführen, diese und ähnliche Dinge gehörten nun einmal zu den größten Freuden seines Lebens. Solche wunderliche immer in anderer Gestalt sich wiederholenden Versuche, unverhofftes Vergnügen zu bereiten, wie er meinte, mißlangen jedoch fast immer kläglich. Nach Wellborns Meinung trug jedoch niemals er selber, sondern stets der undankbare Beschenkte daran die Schuld, wenn

keine Freude laut wurde. Seine Freunde lebten in steter Furcht vor diesen seinen überall bekannten und gefürchteten Überraschungen und doch nahm sich jeder zusammen, um es ihn nicht merken zu lassen, man wußte ja, daß diese erschreckenden Ungeschicklichkeiten wirklich dem Bedürfnis entsprangen, unverhofft eine Freude ins Haus zu tragen. Freilich war dieser ungewöhnlichen Gebelust doch auch ein wenig Stolz des reichen Mannes beigemischt, der sich alle Extravaganzen erlauben durfte. Etwas Unwille regte sich in ihm deshalb auch, seinem deutschen Gaste gegenüber, dem sich gar nicht beikommen ließ, der merkwürdiger Weise gar keine Wünsche hatte und alle Dinge, die er eben nicht brauchte, zwar freundlich dankend, aber doch zugleich ganz bestimmt zurückwies. Der junge José schilderte dem Fremden oft lachend die erschreckenden Liebenswürdigkeiten seines väterlichen Freundes, und behauptete, nie zu Bett zu gehen, ohne jeden Winkel durchsucht zu haben und das Bett selbst zu durchwühlen nach irgend welcher Überraschung seines Gönners. Dolores selber hatte es längst aufgegeben, den Vater zu bekehren in dieser Beziehung, sie blieb auch einigermaßen geschützt vor den Ausbrüchen seiner Schenklust, besonders seit die Ärzte ihm dringend ans Herz gelegt, wie jede heftige Erregung ihren Zustand verschlimmern, ja sogar ihren Tod zur Folge haben könne, infolge der bedenklichen Zartheit ihrer Konstitution. Und doch hätte der alte Herr gerade jetzt alle Welt in der ausgesuchtesten Weise beschenken

mögen, so glücklich war er über die offenbar zum Guten veränderte Gesundheit seines Kindes. Sein volles, stets gerötetes Gesicht glänzte in eben diesem Bewußtsein, die runden, etwas vorstehenden Augen schimmerten feucht, die vollbehäbige Gestalt bewegte sich nur noch im Tanzschritt, und um den gutmütigen Mund schwebte fast beständig ein heiteres Lächeln.

Auch der junge José verhehlte ihm gegenüber nicht seine Befriedigung über das erwachende Interesse seiner schönen Verwandten am Leben, wenn auch die Überzeugung, daß er dasselbe in keiner Weise hervorgerufen, einen Wermutstropfen in den Freudenkelch fallen ließ, aber es traf ihn doch gar oft der wunderbar belebte Blick der dunklen Mädchenaugen, und manches heitere Wort wurde an ihn gerichtet, die Saat kühner Hoffnungen schoß also heimlich täglich höher empor. Der Gedanke, dieses reizende Geschöpf erstarken zu sehen und um Dolores' Liebe werben zu dürfen, sie als sein Weib zu gewinnen, wurde immer lebendiger in ihm.

Seine Zukunft würde zugleich, und dies beschäftigte ihn nicht minder, die glänzendste sein und bleiben mit Dolores' Vermögen, die Welt stand ihm dann im vollsten Sinne des Wortes offen. Aber seltsam, er kam trotz diesen veränderten Verhältnissen seiner Cousine nicht näher, die Scheidewand, die er von allem Anfang zwischen sich und ihr gefühlt, sie bestand nach wie vor, das schöne Mädchen war nur duldsamer gegen ihn, nicht vertraulicher. Und er stellte sich auch

genau dieselbe Frage, die sich Dolores' Vater gestellt: was hat sie an dem so wenig weltgewandten Deutschen gefunden, wie heißt jene Macht, die er über sie gewann? Welchen Eigenschaften verdankte er diesen Sieg? Eine Zeitlang versuchte Don José die Interessen des Fremden zu den seinigen zu machen, um Dolores willen; er warf sich plötzlich mit Vehemenz auf die Botanik, bat zu Erhardts Erstaunen um die Erlaubnis, den deutschen Gelehrten auf seinen Exkursionen begleiten zu dürfen und erschien dann und wann bei seiner Cousine mit wahren Heubündeln von Pflanzen, deren wunderliche Namen er in derselben hastigen Eintönigkeit vor ihr hersagte, wie etwa ein Schulknabe seine Lektion. Aber es war seltsam, bei allen diesen Versuchen schwebte auf den Lippen des Mädchens nur ein Lächeln der Überlegenheit, ein Zug von Spott, der ihr freilich bezaubernd stand, ihn selber aber doch höchst unangenehm berührte, so daß er bald die Pflanzenstudien aufgab, und zwar um so rascher, als sie ihn im Grunde tödlich langweilten.

So gingen denn Tage, Wochen und Monate hin, Dolores meinte, es müsse so fortgehen — weiter und weiter ohne Ende. Sie wünschte nichts, als daß es so bleiben möchte, daß sie sich weiter freuen dürfe auf jeden neuen Tag, wie dies eben jetzt geschah und doch noch nie geschehen war, freuen, ohne etwas Besonderes zu erwarten und ohne sich klar zu machen, weshalb sie sich freue.

Und doch kamen auch, sie gestand es sich, zuweilen

unbehagliche Stunden, Wolkenschatten und das war, wenn die überseeische Post dem jungen Gelehrten Stöße von Briefen aus der Heimat von drüben brachte: wer ihm nur so viel zu schreiben hatte! Die abendlichen Plauderstunden wurden dann bedeutend abgekürzt, der Gast erschien zerstreut und verändert. Freilich entschuldigte sich der Gast dann bei ihr mit überhäuften wissenschaftlichen Arbeiten, die ihm durch eben diese Nachrichten zuerteilt worden und schnell erledigt werden sollten, aber die großen Mädchenaugen und das eifersüchtige Mädchenherz forschten nach anderen Motiven dieses Zerstreutseins, und studierten jede seiner Mienen. Wohin gingen die Gedanken dessen, der dann nur körperlich bei ihr war, in solchen Stunden? Sie wußte, er war nicht verlobt, aber eine Gestalt war doch da, an der sein Herz hing, seine Schwester. Konnte man denn aber an eine Schwester so intensiv denken und sich nach ihr sehnen, wie nach einer Geliebten? Unmöglich! Freilich, diesen wunderlichen Gefühlsmenschen, diesen Deutschen war ja alles zuzutrauen! Wie genau hatte Erhardt diese Schwester schildern müssen, wie lange hatte Dolores die Photographie dieses energischen Frauenkopfes betrachtet! Sie war älter als der Bruder und zeigte wenig Ähnlichkeit mit ihm, nur das reiche blonde Haar war beiden gemeinsam. „Ich habe viel Respekt vor Anna und liebe sie zärtlich", hatte Rudolf einmal gesagt, „sie hat mich nach dem frühen Tode der Mutter miterziehen helfen und das

war kein leichtes Werk. Etwas zu erziehen muß sie nun einmal haben, jetzt erzieht sie Ini, unser verwaistes Nachbarkind, mit dessen Bruder Anna verlobt ist." Schon drei Jahre dauerte diese Verlobung mit einem hochbegabten jungen Mediziner, Rudolfs Studiengenossen, das wußte Dolores, aber die Hochzeit lag noch in weiter Ferne.

„Die Ini?" hatte damals, rasch aufblickend, Dolores gefragt. „Haben Sie ein Bild von ihr?"

Da legte er denn eine Photographie in ihre Hand, ein keckes, fast knabenhaftes Gesichtchen lachte sie an, krauses, helles Gelock fiel in die Stirn, über die Schultern hing ein schwerer Zopf, große helle Augen blickten schelmisch den Beschauer an.

„Sie war auch meine Schülerin und merkwürdig fleißig, dieser kleine Wildfang", sagte er erläuternd. Sehen Sie, die Hände, und es sind auffallend hübsche Hände, nicht wahr, halten einen Büschel Veilchen, ihre Lieblingsblumen!"

„Ein Kind!" sagte Dolores ein wenig nachlässig und warf die Lippe auf, als sie dem jungen Gelehrten das kleine Bild wieder zuschob.

„Ja, aber ein gar liebes", antwortete er, und ein zärtlicher Blick streifte das Antlitz Inis, ehe er das Bildchen in seine Brieftasche zurücklegte.

Dolores begriff die langen deutschen Verlobungen nicht und beklagte die armen Bräute. „Um die Männer sorge ich mich selbstverständlich in solchen Fällen nicht", sagte sie ihrem Gaste einmal, „der Mann

ist überall derselbe und weiß sich zu entschädigen, aber die armen eingeengten, eingesperrten deutschen jungen Damen? Ist es wahr, daß sie fröhlich sind und bleiben, jahraus, jahrein unter dem Druck der schweren, jeden Tag sich erneuernden Frage: „Wann wird die Hochzeit sein?“ Und ist dann die heimlich herbeigesehnte Feier endlich da, wie mögen sie dann aussehen in den meisten Fällen, die armen Dinger! Ich würde eher sterben als eine lange Verlobung eingehen. Dagegen würde ich ruhig eine Trennung ertragen, wenn ich dem geliebten Manne angetraut wäre und er müßte mich verlassen, wie etwa zur Zeit eines Krieges. Ich trüge dann seinen Namen und er würde mir gehören, Niemand könnte ihn mir entreißen!“

„Aber das wäre ja eine Sorgenkette, ein Hemmschuh für die Lebensfahrt des Mannes“, lächelte Rudolf. „Wie soll er mutig vorwärts streben und schaffen mit dem Gedanken an eine Frau, die er nicht neben sich haben kann aus irgend welchem Grunde, und die doch seinen Namen trägt?! Und welch ein Armutszeugnis für ihn, daß er nur mit solcher Fessel der Erwählten seines Herzens Treue zu halten vermöchte. Denken Sie wirklich vom Manne im allgemeinen so oder nur vom Deutschen?“

Sie sah ihn seltsam an, dann sagte sie leise und träumerisch: „Ich kenne nur einen deutschen Mann und der sitzt eben vor mir, ich meinte also zunächst jene Männer, mit denen ich bisher verkehrte, aber ich glaube nun einmal“, hier irrte ein fast schalkhaftes Lächeln

um ihre Lippen, „Mann ist Mann unter jedem Himmelsstrich, d. h. ein Geschöpf voll Egoismus und Unbeständigkeit in der Liebe, opferwillig und zuverlässig aber nur in allen andern Dingen.“

„Nun, und die Frau? Schwebt sie etwa nach Ihrer Meinung hoch über uns armen sogenannten Herren der Schöpfung auf blendend weißen Schwingen? Gehört die Beständigkeit wirklich ausschließlich zu ihrem Tugendschatz? Hat nie ein Weib die Treue gebrochen? Trägt an all den zahllosen aufgelösten Verlobungen stets der Mann die traurige Schuld?“

Sie spielte heiter mit ihrem kostbaren Fächer und sah ein wenig herausfordernd zu ihm herüber:

„Mich wundert es, da Ihr deutschen Gelehrten alles ausrechnet, daß noch niemand eine vergleichende Tabelle über die Schuldigen aufstellte. Ich bleibe dabei: Trauen lassen, das ist das einzig Richtige, wenn es gilt, sich eines Mannes zu versichern!“

„Der Mann, der seiner Braut keine Treue zu halten vermochte, hält sie auch schwerlich einer von ihm getrennten Frau, wenigstens innerlich, das ist meine Meinung. Er kann die Augen wie Sinne und Seele doch nicht verschließen gegen weiblichen Zauber, der sich ihm draußen, überall fern von ihr, in den Weg stellt. Das heißt, ich rede nur von Männern, die nicht so lieben, wie ich mir die Liebe denke.“

„Ich glaube, das würde mich nicht kümmern“, antwortete Dolores, „ich dürfte mir ja sagen: er muß mir bleiben, denn ich trage eben seinen Namen, und die

Kirche scheidet mich nicht von ihm. Welchen Trost haben denn aber Ihre deutschen Bräute in den Trennungsjahren jener üblichen endlosen Verlobungen?"

„Den Briefwechsel."

Dolores lächelte. „Ein jammervoller und mühseliger Notbehelf! Ich kann mir nicht vorstellen, daß viele Männer ihren Bräuten noch interessante Briefe zu schreiben vermögen, sobald das erste Jahr vorüber. Und nun gar die Schreiberei jener armen Dinger in irgend welchen kleinen Städten? Was sollen sie dem fernen Verlobten schreiben, wenn der Katechismus der Zärtlichkeiten schriftlich aufgesagt ist und alles gebeichtet wurde, was irgend zu beichten war. Ein Jahr lang hält höchstens der Reiz der Neuheit vor für den Mann, der Einblick in die Welt des Mädchens; vielleicht, wenn die Braut besonders begabt und eigenartig ist, wirken ihre Briefe auch darüber hinaus anregend und beglückend, aber dann ist das Einerlei unabwendbar da. Dann werden seine Antworten kürzer, ihre Briefe länger, die Bogenzahl muß von der einen Seite wenigstens um jeden Preis eingehalten werden. Nein, nein, noch einmal und tausendmal, keine Verlobung, die nicht in kürzester Frist zur Hochzeit führt, ich behaupte, daß niemand besser wird durch eine lange Brautschaft." Als er schwieg, fuhr sie weicher fort: „Verzeihung!

Ich erscheine Ihnen gewiß nüchtern im Vergleich zu Ihren deutschen Mädchen, das ist aber die Folge unserer Erziehung. Uns verbirgt man eben nichts von

der Welt und dem Leben, den deutschen Mädchen alles. Man lehrt uns sehr früh schon klar sehen, um uns zu warnen, jenen Andern bindet man die Augen zu, um ihnen keine Illusionen zu rauben. Welche Methode glücklicher macht, wage ich freilich nicht zu entscheiden."

Der Eintritt der beiden Herren unterbrach das Gespräch.

Ein andermal fragte Dolores ihren Gast: „Glauben Sie, daß der Mann seine Frau, wenn sie nämlich noch jung ist, nach seinem Willen und Wunsch sich erziehen kann? Man redet so viel in deutschen und englischen Büchern davon und ich habe oft über eben diese Frage nachgedacht und gewünscht, sie einmal einem deutschen Manne vorlegen zu können. Jetzt darf ich's."

„Wenn die Frau ihren Mann liebt und er selber sich als geschickter Erzieher zeigt, denn dazu muß man Beruf haben, dürfte einige Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden sein. Aber ich meine, man macht sich im allgemeinen seltsame Vorstellungen von solch einer Erziehung. Es kann sich doch nur darum handeln, eine weibliche Individualität, also eine geliebte Frau, so zu leiten und zu pflegen, möchte ich sagen, daß sie sich in ihrer Eigenart wie eine Blume voll und unbekümmert zu entwickeln vermag neben ihm und für ihn. In so vielen Köpfen spukt aber die Vorstellung, daß der Mann nur eine Echomaschine für sein Ich oder eine Gedankenleserin für seine Gedanken zu erziehen bemüht sein müsse. Jeder echte Mann verlangt aber von seiner Gefährtin zunächst, daß sie — ein Jemand sei."

„Und vor allem eine tüchtige Hausfrau!“ unterbrach Dolores den Sprecher lebhaft.

„Nur eine Hausherrin, in deren Hände alle Fäden des Getriebes zusammenlaufen, die sich an ihrem eigenen beschränkten Heim freut und es in hehrem Sinne in strenger Ordnung erhält, der nichts zu gering ist, um es zu beachten. Sie darf kein Küchengenius in einer Atmosphäre von Bratenduft sein, nur ein guter Hausgeist, wie meine Mutter es gewesen ist und meine Schwester es sicher werden wird. Eine Tropenblume wie Sie hat eben keinen Begriff von dem, was wir da drüben unser Haus nennen. Ja, wenn Sennora Dolores meine Mutter gekannt hätte!“ — Ein Ausdruck zärtlicher Sehnsucht lag jetzt in den klaren Augen, die hinausblickten, fort über die ruhende, spitzenüberrieselte Gestalt, in deren Hand sich der bunte Federfächer langsam auf und nieder bewegte.

Wie im Traume, mehr zu sich selber als zu seiner Hörerin, sprach er weiter.

„Sie waren so jung, meine Eltern, als sie sich im Vertrauen auf ihren guten Stern heirateten, kaum mehr als zwei mutige, gesunde Kinder, beide Waisen. Wie oft hat die Mutter uns von ihrer ersten Hauseinrichtung erzählt, von dem bescheidenen Kleeblatt des Wohnzimmers, Schlafzimmers und der Küche. Die eigene Wohnung erschien ihr so groß, daß ihr war, als müsse sie sich darin verlaufen. Und das Gefühl, daß eben alles, was sie berührte, ihr Eigentum war, berauschte sie geradezu. Bis zu ihrem

Lebensende hat sie gemeint, daß es keine stolzere Genugthuung geben könne, keine größere Freude, als eine Scholle Erde, ein Besitztum sein eigen nennen zu dürfen, ob groß oder klein, gleich viel. Sie durfte es noch erleben, daß der Vater sich ein kleines Haus kaufen konnte, aber sie erlebte es nur, um sich in den kleinen eigenen Garten tragen zu lassen und dort, wo sie die Knospen jedes Strauches, die Äste jedes einzelnen Baumes kannte, an einem Frühlingsmorgen zu sterben. Ein eigenes Sofa hatte der Vater der jungen Frau geschenkt und ein eigenes altes Klavier. Wohl tausendmal strich sie, halb selig, halb zagend, im Anfang ihrer Ehe über diese Prachtstücke hin.

„Das gehört uns beiden ganz allein!" Sie war als arme Waise aus der Wohnung ihrer Tante, die als bescheidene Klavierlehrerin ihr Dasein fristete, in ihr eigenes Heim übergesiedelt. Alles pflegte sie von jeher, was ihr unter die Hände kam, endlich auch ihren Mann, ihre Blumen, ihren kleinen Kanarienvogel, ihr Heim und zuletzt ihre Kinder. Ich erinnere mich, daß ich ihr viel Mühe und Last gemacht. Halbe Nächte lang trug sie mich leise singend im Zimmer herum, bis ihr die Stimme brach. Da setzte sich denn die ältere Schwester im Bettchen auf und sagte ganz energisch: „Jetzt ist es genug, Mama, jetzt legst Du den Jungen in die Wiege und ich werde ihn in den Schlaf bringen. Thust Du es nicht, so rufe ich den Papa!" Der hatte damals nämlich schon ein eigenes Schlaf- und Arbeitszimmer.

Es war seltsam, ein Wort aus dem Munde ihrer Ältesten verfehlte nie seine Wirkung. Sie legte mich endlich in die Wiege, und Klein-Anna setzte sich zu mir. Ich sah sie eine Weile nachdenklich an, steckte dann mein Fäustchen in den Mund, so erzählte man mir später, und schlief ein.

Und wenn wir Kinder krank waren oder der Vater, zu allen Stunden war unsere Mutter da und hatte Zeit für uns, und doch ging das Räderwerk der Haushaltsmaschine ruhig weiter als ob nichts Störendes da sei, und unser kleines Hausmädchen wäre für die Mutter durch Feuer und Wasser gegangen, genau wie wir Kinder, und doch war sie bei aller Liebe streng. Wie oft erinnere ich mich, daß sie dem Vater vorlas, sie fand eben trotz der Überbürdung zu allem Zeit, und daß er ihr oft stundenlang diktierte. Und dann und wann, in später Abendstunde lauschten wir in unseren Betten: dann sang nämlich die Mutter und das alte Klavier schnurrte dazu, es waren einfache, alte Lieder, die ich später nie wieder hörte, sie erschienen uns wie Musik der Engel. Den einen Vers trage ich noch wie einen Schatz mit mir herum, und seine süße Melodie summt mir bis zur Stunde in den Ohren. Aber er läßt sich schwer übersetzen, das fühle ich eben jetzt!"

„Sagen Sie ihn deutsch", bat Dolores, „ich verstehe ihn sicher."

„Nun wohl. Er lautete:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war ein süßer Schall,
Als wir beisammen waren!

Den Vater sowohl wie uns Kinder, alles, was nicht in Ordnung war, innerlich wie äußerlich, brachte die Mutter wieder zurecht, und alles wurde wieder heil und ganz, sobald ihre Augen darauf fielen und ihre Hände es berührten. Ich glaube, wir alle nahmen es hin, als ob es so sein müßte, denn unser Dank — ach, wie flüchtig war der im Grunde! Erst als sie tot da lag, die nie müßigen Hände regungslos und festgefalten auf der stillen Brust, da ahnten wir, was sie für uns gethan und wie unausfüllbar die Lücke, die sie gelassen. Man sagt: kein Mensch auf Erden sei unersetzlich, das ist unrichtig; eine echte und rechte Mutter wird nie ersetzt. Und seltsam, wir gedenken, wenn wir sie nicht mehr haben, nicht etwa zunächst jener Worte der Liebe und echten Weisheit, die ihren Lippen entströmt, oder des Guten, das sie in uns anregte, nein, die Erinnerung an jene zahllosen unscheinbaren Liebesdienste, die wir von ihr, halb unbewußt, empfingen und deren keiner ihr zu niedrig war, läßt unsere ersten bittern Thränen fließen. Es ist ein Trost", fügte er, gewaltsam sich zusammenraffend, hinzu, „daß man die Mutter nicht aus der Welt schaffen kann, aus der man jetzt so viel verbannen möchte, denn so bleibt mit ihr Glaube, Liebe, Hoffnung und alles, was an heiliger Poesie

auf Erden denkbar. — Aber nun: Gute Nacht, Sennora, ich habe mich in recht deutscher Weise verplaudert", schloß Rudolf, indem er sich erhob.

„Ich möchte Ihre Mutter gekannt haben", sagte da Dolores leise, und reichte ihm die Hand hin.

Er nahm sie, noch ganz im Banne der Erinnerung, und sah auf die zierlich gepflegten, müßigen Finger nieder, die eben in seiner Hand lagen, geschmückt mit kostbaren Ringen, und vor seinen Augen stieg die Hand der Mutter auf, diese liebe, sanfte. So weich und weiß war sie freilich nicht gewesen, wie die Mädchenhand und nicht so voll, nur ein einziges Ringlein war an ihr zu sehen: der Trauring. Und welche stille Geschichte eines Frauenlebens erzählte jener schmale Reif!

Mit einem Seufzer ließ Rudolf die Mädchenhand aus der seinen gleiten, ohne zu bemerken, wie heiß und rasch sie pulsierte. Seine Gedanken waren so weit fort von dieser Hand.

Als Rudolf in sein Zimmer trat, fand er auf dem Tische die Post-Briefe aus Deutschland. Auf dem einen Briefe erkannte er die feste, klare Handschrift seiner Schwester. Er riß die Umhüllung rasch auf und holte tief Atem. Wie frischer Veilchenduft überströmte es ihn, es war wie eine wundervolle Erquickung, die sein Herz und seine Sinne in gleichem Maße umfingen, noch ehe er ein Wort gelesen. Wie eine Rettung erschien ihm heute dies Briefblatt, wie eine kühle, erfrischende Brise strömte es in all die

süße, ermattende Schwüle hinein. Von der Hand Annas waren diesmal nur wenige Zeilen geschrieben worden, dann erschien die Handschrift seines künftigen Schwagers; aber den Rest des Bogens und noch einen folgenden, füllte das Gekritzel einer Mädchenhand aus, die zum Schluß den Namen „Ini" unterschrieben hatte. „Was das kleine Ding sich herausnimmt," dachte er beim Lesen und lächelte. Dann faltete er langsam das Blatt wieder um und las den Anfang des Briefbogens. Anna schrieb: „Heute muß ich das Schreiben an Dich, mein Liebling, wohl anderen überlassen, mir wirbelt der Kopf vor Glückseligkeit und — vor Arbeit. Paul hat eine feste Anstellung, er ist zum Kreisphysikus erwählt und zum Hospitalarzt, und wir können heiraten, sobald Du bei uns bist, denn ohne Dich, Du weißt es, thue ich's nicht. Unser Glück liegt mithin in Deinen Händen. Und ich weiß, Du wirst Dich angesichts dieses Rufes ungesäumt auf den Weg machen, Du Lieber, Bester! Gesund bist Du ja, Gott und Deinen gastfreundlichen Wirten Dank, längst. Ich kenne Dich, Du wirst so pünktlich sein wie weiland Möros, der ja auch allen bösen Hindernissen zum Trotz die Schwester dem Gatten gefreit. Und dann bleibst Du, wie wir hoffen, eine Weile hier, nicht wahr? Wie glücklich werden wir dann zusammen sein! Ach, hätten unsere Eltern das erleben dürfen! Paul und Ini schreiben Dir selbst. Ob Du Deine ehemalige Schülerin wiedererkennen würdest? Sie hat einen tüchtigen Schuß gethan, wie man zu sagen pflegt,

und wenn wir heiraten, so ist sie natürlich Brautjungfer und Du bist selbverständlich Brautführer. Unser altes Tantchen möchte am liebsten gleich morgen schon anfangen, den Hochzeitskuchen zu backen. Also alle Engel mögen uns ein baldiges, frohes Wiedersehen schenken. Einzig nur Du fehlst zum vollen Glücke Deiner Anna.

Seines Schwagers Worte waren eigentlich nur ein Echo der Freude seiner Braut und gipfelten ebenfalls in dem Rufe: „Komm so bald als möglich!“ — Dann mußte er Inis zierliches Gekritzel lesen.

„Du wirst Dich wundern, liebster Onkel Rudolf, daß ich Dir heute die leeren Seiten vollschreibe“, schrieb Ini, „ich habe mir nämlich völlige Redefreiheit ausbedungen, da die beiden andern diesmal so wenig geschrieben, die Tante meint, sonst sei der teure Brief das „Sündenporto“ gar nicht wert, wenn er nicht eine vorschriftsmäßige Bogenzahl enthielte. Du kennst ja das sparsame Tantchen. Anna und Paul sind wirklich jetzt außer Rand und Band, wie hier die Leute sagen. Die in so naher Aussicht stehende Hochzeitsfeier hat beiden die Köpfe verdreht. Den ganzen Tag stecken sie unter Tapetenproben und Gardinenstoffen oder sie laufen mit dem Metermaß herum, und unsere Tante drüben ist längst zu ihren Kindern gereist, Paul haust also mit dem Mädchen und mir allein und ich glaube, wir sind alle zufrieden damit. Wenn die beiden auf der Hochzeitsreise sind, komme ich so lange zu Euch, so

bestimmt es Tantchen und Anna. Ich finde es zu nett, daß wir beide als Brautführerpaar angestellt werden, wenn ich Dir auch eine ältere und hübschere wünschte, z. B. Bürgermeisters Lisbeth. Etwas gewachsen bin ich freilich in der Zeit Deiner Abwesenheit, bald vier Jahre ist es her, daß Du Abschied genommen. Wie doch die Zeit vergeht. Diese geistreiche Bemerkung kann ich Dir nicht vorenthalten. Weißt Du noch, wie ich weinte und dem Postwagen nachlief mit meinem aufgegangenen Zopf? Die anderen haben alle so mit mir gescholten deshalb, Du aber warst so gut und winktest mir, so lange Du konntest und riefst: Auf Wiedersehen, kleine Ini! Sei fleißig!

Nun fleißig bin ich wirklich gewesen, liebster Onkel, Du brauchst Dich nicht gar zu sehr meiner zu schämen und die Singstimme entwickelt sich immer kräftiger. Ich glaube, sie wird Dir Freude machen. Mein alter Lehrer sagt, ich solle Sängerin werden und würde dann massenhaft Geld verdienen. Das wäre so übel nicht, liebster Onkel, was meinst Du dazu? Aber der Gedanke, mich hinzustellen vor allen wildfremden Leuten und mir von ihnen nicht nur in den Mund, sondern auch in die Seele sehen lassen, wenn man allerlei geliebte Lieder singt — — nimmermehr! Du siehst, ich bin doch im Grunde die „kleine Ini“ geblieben, wenn ich auch der Anna über den Kopf wuchs. Nun, wenn Du kommst und mir zuredest, liebster Onkel, werde ich wohl vernünftig werden. So viel Not ich Dir auch gemacht, ungehorsam bin ich Dir wenigstens nie

gewesen. Zur Hochzeit sollen nur die allernächsten Bekannten und Verwandten eingeladen werden, aber dabei kommt doch das halbe Städtchen zusammen. Die anderen ängstigen sich schon, ob Du Dich mit ihnen amüsieren würdest und ob Du nicht etwa jedes, Männlein wie Weiblein ins Examen nähmest und nach lateinischen Pflanzennamen fragtest. Thue, was Du willst, ich werde bei Tische neben Dir sitzen, von mir bekommst Du bei dieser Gelegenheit keine vernünftige Antwort, das sage ich Dir im voraus. Noch nie machte ich eine Hochzeit mit! Wie ich mich auf Deine Geschichten aus dem Süden drüben freue! Wenn Dir's nur wieder bei uns gefällt, Onkel Rudi! So neugierig ich übrigens wäre, die Wunderblumen zu sehn, die dort wachsen, so möchte ich doch um die Welt nicht leben und atmen ohne unsern Wald und unsere Veilchen! Ich wollte, Du brächtest mir ein paar Kolibris, aber selbstgefangene mit, sie fressen ja nur einen aufgelösten Zuckertropfen — wochenlang. Ist das wahr? Veilchen könnt Ihr dort gar nicht haben, wenigstens keinesfalls solche, wie sie an unserer alten Mauer blühen, und ohne Veilchen würde ich eben vor Heimweh sterben, genau wie Ludwig Bergers, des deutschen Musikers Frau, in dem kalten Petersburg, wie ich dies einmal gelesen und nie vergessen kann. Da habe ich unter den Liedern Deiner Mutter ein wunderbares Veilchenlied gefunden, das niemand mehr zu kennen und zu singen scheint, Bergers Lied von den blauen Veilchen. Mir war, als dufteten alle

Notenblätter, unter denen es begraben lag, nach frischen Veilchen. Es ist so echt deutsch und wunderlieb, daß ich Dir's hier abschreibe, Onkel Rudi. Ob Deine Scheherazade da drüben es verstehen würde, wenn Du es ihr in der deutschen Stunde vorläsest? — Bist Du so streng mit ihr, wie Du mit mir warst? Fürchtet sie sich vor Dir, wie einst die kleine Ini?

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte,
Als ich zum erstenmal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte.
Was Wunder, wenn in Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt von allen Blumen.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchens Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Das junge Weibchen führte.
Schaut nun aus reichem Blumenflor
Ein blaues Veilchen still hervor —
Denk' ich der sel'gen Stunden.

Und als der Tod mir Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden.
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

Ein ganzes Roman-Idyll steckt darin, nicht wahr? Wie gern ich die schlichte Melodie singe, kann ich Dir gar nicht sagen. Ach, wenn die Musik und die Blumen

nicht wären, liebster Onkel Rudi, was sollten wir Mädchen wohl anfangen. Deine Mutter hat die Noten so sauber geschrieben. Zu wie vielen Dingen sie doch noch Zeit fanden, jene lieben, fleißigen Hände, von deren unermüdlicher Thätigkeit Anna so viel zu erzählen weiß. Ein ganzer kleiner Schrank voll abgeschriebener Noten ist da. Wer würde sich heut' die Mühe geben, man kauft sie ja so billig! Wenn Du kommst, so habe ich mir ausgerechnet, werden unsere Veilchen blühen, und Du sollst mir angesichts der Mauer im Garten, zu deren Füßen dann alles blau ist, die feierliche Erklärung abgeben, daß keine Tropenblume süßer duftet als das deutsche Veilchen, wenigstens für uns Deutsche.

In Euerm Garten ist noch alles wie es war, als Du fortgingst, Onkel Rudi. Der Nußbaum freilich, auf den Du mit Vorliebe geklettert sein sollst, wie Tante Anna erzählt, um Deine Aufgaben zu lernen — damals gabst Du Dich nicht mit dem kleinen Nachbarskinde ab, das noch in der Pichelschürze umherlief — hat freilich ein paar Äste verloren und ist ein wenig faul geworden im Nüssetragen, aber der große Haselnußstrauch, auf dessen Kätzchen ich mich den ganzen Winter freute, ist von dem guten Paul zu einem Sitz für mich eingerichtet worden. Ich flüchte mich gar zu gern hinein mit einem Buche. Wer hätte gedacht, daß Deine wilde Hummel, deren Thränen so oft auf die Blätter Deiner Lehrbücher fielen, eine so eifrige Leserin werden würde! Aber

ich werde ja in wenigen Wochen achtzehn Jahre alt und bin wenigstens zu derselben Einsicht gekommen wie der alte Sokrates: ich weiß nämlich, daß ich nichts weiß. Und Du wirst das leider auch bald von mir erfahren, liebster Onkel Rudi! Ach, wärst Du nur schon da! Und nicht wahr, Du willst jetzt keine lateinischen Blumennamen mehr wissen von Deiner großen

„kleinen“ Ini,

die sich über alle Maßen auf Dich freut.“

„Achtzehn Jahre?“ murmelte der Leser, langsam die Blätter zusammenfaltend. „Unsinn! Wie kann denn die kleine Ini schon achtzehn Jahre alt sein! — —

Aber ich werde wirklich meiner schönen Wirtin das Veilchenlied in der nächsten deutschen Stunde vorlesen und dann zugleich ihr und den anderen sagen, daß ich fort muß, schon in acht Tagen spätestens!

Zurück in die Heimat, zu den deutschen Veilchen!“ — Er atmete tief auf. Eine seltsame Ungeduld, eine heiße Sehnsucht kam über ihn, wie hatte er's nur so lange aushalten können, so fern von all den Lieben? — Lenaus Warnung kam ihm in den Sinn:

„Nie sollt' weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen — —“

Am liebsten hätte er in der Nacht noch seinen Koffer gepackt.

„Fort, nur fort!“ rief es wiederholt in ihm. Es war, als lauere irgend eine geheimnisvolle Macht

hinter den fremd duftenden blühenden Gebüschen auf ihn, um ihn hier in der weiten Ferne festzuhalten, einzuschnüren, nie wieder loszulassen. Wie Ersticken befiel es ihn: — Luft — Luft! Er kam sich plötzlich so alt vor, als hätte er selber jenes Lied der Mutter einst gesungen:

„Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war ein süßer Schall,
Als wir beisammen waren.“

„Schwesterlein, warum habe ich Dich so lange allein gelassen!“ rief er endlich laut. „Und nun gehst Du und wirst das Weib eines andern! Das ist meine Strafe!“

Erst spät schlief er ein und träumte, daß er Hand in Hand mit der kleinen Ini an der alten Mauer stehe, wo die Veilchen dufteten. Aber da berührte eine Hand seine Schulter, und als er sich umschaute, sah er gerade in die dunkeln Sammetaugen der schönen Dolores hinein. Einen Rosenstrauß drückte sie plötzlich an sein Gesicht — — wie mit heißem Atem hauchte es ihn an, so daß ihm die Sinne langsam schwanden. Er fühlte nur noch, daß sie ihn fest umschlang mit ihren Armen. Da glitt seine Hand aus der Hand der kleinen Ini, die kindliche Gestalt entschwand, löste sich in Nebel auf, aber wie aus weiter Ferne, in süßer, einfacher Weise, tönte eine Stimme zu ihm herüber, die sang:

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte,
Als ich zum erstenmal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte — — —“

Am nächsten Morgen ließ sich der deutsche Gelehrte zu früher Stunde bei seinem Gastgeber melden. Der alte Herr war eben in der fröhlichsten Laune. Sein Kind war nach dem Ausspruch des englischen Hausarztes merkwürdig frisch, und man gab ihm, dem Vater, die besten Hoffnungen für eine allmähliche Genesung, vorausgesetzt, daß kein störender Zwischenfall eintrete. Sein ganzes Herz war deshalb in der Gebelaune, zahllose Überraschungen für alle Welt blinzelten aus seinen Augen.

„Zunächst wollen wir einen gemeinsamen Ausflug in das Gebirge unternehmen, mit allem erdenklichen Komfort“, beeilte er sich seinem Gaste nach den ersten erfreulichen Mitteilungen zuzurufen. „Der Plan geht von Dolores selber aus. Denken Sie, mein Kind macht Pläne. Ich habe das noch nie erlebt. Einen Tragstuhl lasse ich in aller Geschwindigkeit herrichten zu ihrer Überraschung, wie für die Königin von Saba. Ich weiß, Sie freuen sich mit mir!“

„Gewiß, von ganzem Herzen“, versicherte Rudolf warm. „Um so schmerzlicher ist es mir, nicht teilnehmen zu können, da ich durch Briefe, die ich gestern mit der Post aus Deutschland erhielt, gezwungen bin, schon in den nächsten Tagen abzureisen. Die Hochzeit meiner Schwester richtet sich nur nach meiner Ankunft,

und ich habe dieselbe heute in aller Frühe bereits in die Heimat gemeldet."

Der alte Herr sah ihn unruhig an. „Abreisen?" wiederholte er tonlos. „Natürlich müssen Sie das Familienfest drüben mitmachen, aber dann werden Sie doch unverzüglich zu uns zurückkehren, mein Herr? Sie können hier unmöglich schon fertig sein. Ich weiß noch allerlei Strecken — nicht weit von hier — die von Pflanzen wimmeln und die Sie noch gar nicht abgesucht. Wie lange kann drüben die Geschichte dauern? Alles in allem doch höchstens einige Monate. Das übersteht man schon!"

„Leider ist die Hoffnung auf eine Rückkehr ausgeschlossen", antwortete der junge Gelehrte fest. „Ich will und muß nun dem Vaterlande, das mir diese Reisezeit bewilligte, danken und mir einen festen Boden dort unter den Füßen schaffen, das ist eine Pflicht und ein Ziel, Sie begreifen das sicher. Auch habe ich eine gewisse Sehnsucht, mir nun ein eignes Heim zu gründen. Es steckt nun einmal ein deutscher Kleinstädter in mir; so jung ich noch bin, so möchte ich mich doch im gewissen Sinne zur Ruhe setzen. Wollen Sie bitte, Ihr Fräulein Tochter fragen, wann ich sie noch einmal sehen und sprechen darf, um Abschied zu nehmen?"

„Gern, gern! Sie wird den liebenswürdigen Gesellschafter und deutschen Lehrmeister vermissen, von einem Nimmerwiederkommen wollen wir ihr aber einstweilen noch nichts sagen, es klingt dies Wort so

unfreundlich, und die Frauen sind so seltsam empfindlich. Wer weiß, vielleicht verlobt sich meine Tochter hier inzwischen, dann hat sie wiederum Zerstreuung. Ich werde aber sofort zu ihr gehen, um ihr das Nötige mitzuteilen.“

Er winkte seinem Gaste etwas matt und wie erschöpft mit der Hand, und beide verließen das Zimmer.

Am Nachmittage empfing Rudolf die Botschaft, daß Dolores erkrankt sei, ihn aber trotzdem zur gewohnten Stunde erwarte. Das Mahl nahmen also die Herren allein ein, der Hausherr erschien verändert und wortkarg, er ließ die besten Schüsseln unberührt und blickte nur zuweilen mit halb nachdenklichem, halb zornigem Ausdruck in das Gesicht seines Gastes. Rudolf fühlte sich seltsam bedrückt. Nur Don José trug in ungewöhnlich guter Laune die Kosten der Unterhaltung. Der junge Gelehrte zog sich sobald als irgend möglich nach dem Diner in sein Zimmer zurück.

Als er abends in den Garten hinabging, sah er den Diener neben dem Eingangsthor, er hielt das Pferd des alten englischen Hausarztes und eben stieg auch Doktor Smith langsam die Stufen der Veranda hinab. Unwillkürlich kehrte Rudolf um und ging dem Scheidenden entgegen.

„Wie geht es der Sennorita?“ rief er ihm zu. „Ihre ungewöhnliche Besuchsstunde hat doch keinerlei ernste Veranlassung?“

Der alte Arzt nickte ihm sorgenvoll zu; dann

reichte er dem jungen Deutschen, der ihm sehr sympathisch war, die Hand, sah sich behutsam um und flüsterte: „Dolores ist's, die mir plötzlich mehr zu schaffen macht denn je. Der Himmel verstehe diese Frauenzimmer! Sie war seit ein paar Wochen nahezu gesund, und heute ist ein Rückfall da, der unberechenbare Folgen haben kann. Sie hat einen Blutsturz gehabt, das arme Ding. Wiederholt er sich, dann ist's aus! Wissen Sie vielleicht, ob es irgend etwas hinter den Coulissen gegeben hat?"

Rudolf schüttelte den Kopf. „Ich sah sie noch gestern abend ungewöhnlich heiter und liebenswürdig", sagte er erschreckt. „Es würde mir schmerzlich sein, ohne Abschied von der Herrin dieses Hauses, dem ich meine Genesung verdanke, gehen zu müssen, aber ich muß ohne Säumen zur Hochzeit meiner Schwester nach Deutschland. Seit gestern abend, wo ich die entscheidenden Briefe vorfand, stehe ich schon mitten in den Reisevorbereitungen. Unser Hausherr gab mir noch diesen Morgen die Hoffnung, daß ich seine Tochter zur gewohnten Stunde sprechen dürfe."

„Ja, ja, Sie verdanken in der That diesem Hause Ihre Lebensrettung nach dem mörderischen Fieber, nächst Ihrer guten Natur", sagte der Arzt gedankenvoll.

„Doch wohl vor allem Ihnen", unterbrach ihn Erhardt warm.

Ein langer forschender Blick aus den klaren, klugen Augen des Arztes ruhte auf dem schönen Gesicht

Rudolfs, dann fragte Dr. Smith bedeutungsvoll: „Müssen Sie unbedingt fort?“

„Unbedingt!“

„Dann helfe Gott dem Kinde dort oben, das noch nie einen Wunsch äußerte, der unerfüllt geblieben!“ Er schwang sich auf sein Pferd, grüßte zerstreut und rief: „Ich sehe Sie noch, denn ich komme morgen um diese Zeit wieder!“

Mit einer seltsam peinlichen Empfindung schaute Rudolf jetzt zu Dolores' Fenstern empor, während er in den mondhellen Wegen auf und nieder ging. Alles rings umher blühte und duftete so üppig und berauschend, und da oben kämpfte ein junges Leben seinen schweren Kampf gegen eine dunkle, geheimnisvolle Macht. Wie würde und konnte es enden? Aber hatte er denn alle die Andeutungen des Arztes richtig verstanden? War es möglich und denkbar, daß Dolores' plötzliches Erkranken mit seiner Abreise in irgend welchen Zusammenhang gebracht werden konnte? Das Blut stieg ihm heiß in Wangen und Stirn. Sein Herz begann rascher zu klopfen. Er war ein Mann, und es konnte ihm nicht gleichgültig sein, daß solch ein vielbegehrtes reizendes Geschöpf sich zu ihm neigte und unter der Trennung von ihm in solcher Weise litt, und doch mußte er sich zum Troste sagen, daß er nie, auch nicht mit einem Hauch wissentlich dazu beigetragen, irgend welches wärmere Gefühl in dem schönen Mädchen wachzurufen. Sein eigenes Herz war ja vollkommen ruhig geblieben dieser fremdartigen Schönheit gegen=

über, so ruhig, daß er ihr ohne jede Erregung seinen Glückwunsch zu der Verlobung mit Don José gebracht haben würde, so gern er Dolores auch an der Seite eines anderen, ihrer würdigeren Gatten gesehen hätte. Ihr Bild erschien ihm jetzt plötzlich in einer ganz anderen Beleuchtung. Wenn es wahr wäre, daß sie ihm ihr Herz geschenkt, wie viele würden und könnten ihn da mit allem Recht um solche Gabe beneiden. Warum schlugen aber seine Pulse nicht höher bei dieser Vorstellung, warum durchbebte ihn kein Gefühl des Glücks, des freudigen Stolzes? War Dolores nicht schön wie der Traum eines Dichters, trotz ihrer fast beängstigenden Zartheit? Gehörte sie nicht zugleich zu den ungewöhnlich gebildeten Frauen ihres Landes? Und welch ein verwöhntes Glückskind war sie durch den offenkundigen Reichtum ihres Vaters? Warum streckte er denn seine Hand nicht nach der Tropenblüte aus, die an seinem Wege blühte? Würde nicht Jeder an seiner Stelle das gethan haben? War er denn wirklich ein deutscher Kleinstädter geblieben, trotz der Fahrt um die Welt, der sentimental auf irgend ein deutsches Veilchen zu warten begehrte, das in irgend einem weltfernen, einsamen Garten stand und für ihn bestimmt war?

Man servierte ihm heute das Nachtessen allein, zum erstenmal fühlte er sich als ein Fremder in dem Hause seines gastlichen Wirtes. Auch Don José blieb unsichtbar. Rudolf begegnete nur einmal bei seinem ruhelosen Umherstreifen der alten Duenna und fragte nach ihrer jungen Herrin.

Aber sie sah ihn kaum an und beantwortete seine hastige Frage mit einem fast trotzigen: „Elle dort. Sie ist sehr schwach, aber morgen wird sie gesund sein, die heilige Mutter wird sie schützen! A demain, Monsieur!"

Und der folgende Tag, wie langsam schlich er vorüber. Niemand kam zu ihm. —

Rudolf ritt endlich aus, um in einigen benachbarten Villen, in denen er flüchtig verkehrt hatte, kurze Abschiedsbesuche zu machen, und kam erst zur späten Speisestunde zurück. Schon am frühen Morgen hatte er sich nach dem Befinden der jungen Herrin erkundigt, die Antwort lautete, daß der Zustand befriedigend sei und man ihn auf kurze Zeit am Abend erwarte.

Das Diner nahmen die beiden jungen Leute allein ein, der Hausherr ließ sich wiederum entschuldigen, er wünschte sich nicht von seiner Tochter zu trennen.

José befand sich bereits im Speisezimmer, als Rudolf eintrat. Die Augen des Spaniers funkelten vor Vergnügen.

„Das soll also in der That das letzte gemeinsame Mahl sein, Herr Professor", rief er ihm entgegen, „werden Sie wirklich Ernst machen?"

„Ohne Zweifel, soweit es an mir liegt. Die Meinigen erwarten mich bestimmt, die Reise nimmt, wie Sie wissen, sehr viel Zeit in Anspruch."

„Und Sie denken bestimmt an keine Rückkehr?" Hier traf ihn ein lauernder Blick.

„Mein Weg wird mich schwerlich im Leben noch einmal hierher führen. Sollte es dennoch geschehen, so hoffe ich Sie ebenso heiter und lebenslustig wiederzufinden, Don José, wie ich Sie jetzt verlasse.“

„Ich denke, es wird so sein. Auf Wiedersehen also in etwa zwanzig Jahren!“ lachte er und hob übermütig das Glas mit perlendem Champagner.

„Wollen wir nicht zuerst auf das Wohl der erkrankten Herrin anstoßen?“

„Wie Sie wünschen. Ich teile jedoch die Besorgnis meines Vormundes und des pedantischen Arztes durchaus nicht: Dolores wird, ich wette, in kürzester Frist wieder frisch sein wie eine Magnolienblüte. Mädchenlaunen muß man nicht beachten. Mein Vormund hat seine Tochter unverantwortlich verwöhnt. Ihr künftiger Gatte muß das wieder gut zu machen suchen und die Zügel etwas straff anziehen. Es wird dies keine leichte Arbeit sein! Ich zweifle aber nicht, daß sie dann eine tropische Hausherrin der vollkommensten Art werden wird. Freilich eine solche, aber nimmer eine sogenannte Hausfrau nach deutschen Begriffen.“

„Jedenfalls darf der Mann sich glücklich preisen, dessen Haus sie dereinst schmücken wird“, antwortete Rudolf ruhig. „Sie würde freilich ebensowenig in ein deutsches Haus passen, wie eine Deutsche in hiesige Verhältnisse.“

„Sie werden also heute von ihr Abschied nehmen, Herr Professor, so sagte mir mein Vormund“, warf José nach einer kleinen Pause nachlässig hin. „Warum

geschieht das aber, da Sie doch wissen, daß Dolores krank ist, nicht schriftlich?"

„Weil die junge Herrin dieses gastfreien Hauses, dem ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit verdanke, mich ausdrücklich noch ein letztes Mal zu sprechen wünscht!"

„Da sehen Sie selbst, daß sie nicht schwer krank sein kann. Aber machen Sie trotzdem die Sache so kurz wie möglich, der Arzt hat wiederholt befohlen, daß sie möglichst wenig rede!"

„Ich werde mir keinerlei Taktlosigkeit in dieser Beziehung zu schulden kommen lassen, hoffe ich, auch ohne Ihren freundschaftlichen Rat!"

Wie die blauen deutschen Augen aufblitzten; welch ein energischer Zug sich um den weichen Mund lagerte bei diesen Worten.

José lenkte plötzlich mit irgend einer Frage nach den Bewohnern der nächsten Villa ein, das Gespräch nahm eine andre Wendung, — eine gegenseitige Beruhigung schien eingetreten zu sein.

Rudolf aber war es, der diesmal zeitig die Tafel aufhob. Die Äußerungen seines Tischgenossen hatten ihn doch verstimmt, und nie war ihm der Spanier antipathischer erschienen als eben heute. So schützte er denn Reisevorbereitungen vor und zog sich zurück. Aber es war eine seltsame Erregung, mit der er nun der letzten Zusammenkunft mit der jungen Hausherrin entgegensah, und eine fremde, ungeduldige Sehnsucht schlich durch seine Adern. Er hätte ihr so gern noch

einmal recht warm gedankt für alles, was sie und ihr Haus ihm gegeben, in das man ihn als Kranken gebracht und das er jetzt als Gesunder verließ. Nie war die Zeit schleppender hingegangen, als bis zu der bestimmten Empfangsstunde. Als er endlich die Treppe hinanstieg, die zu ihren Gemächern führte, mußte er mehrmals innehalten, wegen des beklemmenden, ungewöhnlich raschen Herzklopfens.

Das bekannte Zimmer, das er nun betrat, war verdunkelt; nur von der offenen Veranda her drang ein Lichtschein, und fern in der Ecke neben dem Flügel stand eine rosenrot verschleierte Lampe. Dolores lag auf einem Ruhebett, ihre in Weiß gehüllte Gestalt war halb aufgerichtet, und als er langsam und bewegt näher trat, sah er, daß sie ihm die kleine Hand entgegenstreckte. Im Nu war er an ihrer Seite, die kalten schlanken Finger mit seinen Lippen berührend. Nur allmählich konnte er, sich an das rosige Dämmerlicht gewöhnend, ihre Züge erkennen, und er erschrak über die Verwüstung, die jener eine Tag in ihnen angerichtet. Totenblaß erschienen sie, tiefe Schatten lagen unter den großen Augen, und um den Mund zogen sich seltsam scharfe Linien. Auch ihre Stimme erschien ihm verändert, als sie ihn jetzt anredete, klanglos und müde.

„Ein kleiner Anfall meines alten Übels“, sagte sie und wies ihm einen Sessel an neben ihrem Lager. Als er Platz genommen, fragte Rudolf leise: „Wie fühlen Sie sich jetzt und was sagte der Arzt?“

„Wir sind beide leidlich zufrieden miteinander", antwortete sie mit schwachem Lächeln. „Aber lassen Sie uns mit derartigen Erörterungen keine Zeit verlieren, Sie haben mir viel zu erzählen, ich will viel hören. Also: Sie reisen?"

Sie sprach alles mit einer gewissen atemlosen Hast und warf mit einer ungeduldigen Bewegung die eine der schweren dunklen Flechten, die sich gelöst, über die Schulter zurück in den Nacken. „Erzählen Sie, was die Schwester schrieb! Haben Sie den Brief bei sich?"

Rudolf bejahte. „So lesen Sie mir daraus vor, deutsch oder übersetzt, wie Sie wollen, setzen Sie sich dorthin neben die Lampe!"

Er gehorchte. Sein Gesicht war ihr voll zugekehrt, als er dort saß, der Schein der Lampe fiel auf das schöne dunkelblonde Haar, auf der gedankenvollen Männerstirn spielten goldene Lichter. Die Blätter entfaltend, stützte er die Wange auf die edelgeformte Hand und las nun, was irgend seine schöne Hörerin interessieren konnte. Auch aus Jnis Brief wählte er einiges.

„Wie wunderlich, daß dies Kind Sie Onkel nennen darf", unterbrach ihn Dolores. „Ist das deutsche Sitte?"

„Aber sie ist ja meine frühere Schülerin und obendrein die Schwester meines Schwagers. Ich möchte Ihnen nur ein altes Veilchenlied übersetzen, das sie, wie sie schreibt, gefunden. Sie scheint jetzt eine schöne Singstimme zu haben und lebt und webt in der Musik."

Da Dolores nicht antwortete, las er noch ein paar Sätze aus Inis Brief, aber es war ihm zu Mute, als rede er in einer für seine Hörerin unverständlichen Sprache, und etwas wie Vorwurf stieg in ihm auf, das reizende Geplauder Inis einer Fremden preiszugeben. So kam er endlich an das Veilchenlied und übersetzte so gut es gehen wollte:

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte —

Und während dieser Worte stand der Garten seiner Heimat in blühender Frische fast unheimlich deutlich vor ihm auf. Er sah so zum Greifen nach der alten epheuumsponnenen Mauer, über die der Riesenbirnbaum seine Zweige streckte, er atmete den Duft der frischen Nußblätter ein, und neben ihm stand ein Kind mit dicken blonden Zöpfen, das mit glückseligen Augen zu ihm aufsah. „Könntest Du sie wohl zählen, die Veilchen, die da unten blühen, Onkel Rudi?" hörte er sie fragen. Und plötzlich fiel ihm ein, daß die Ini selber doch eigentlich die schönsten dunkelblauen Veilchenaugen habe. Wie die wohl jetzt blicken mochten? Und in seltsamer Bewegung ganz verloren in Erinnerungen, wie sie nie so überwältigend ihn erfaßt, übersetzte er den letzten Vers:

Und als der Tod mir Hannchen nahm
So fest mit mir verbunden —

Dann faltete er die Briefblätter langsam mit träumerischem Blick zusammen, erhob sich und ging auf den Platz an dem Lager des jungen Mädchens zurück.

„Was mag nur an diesen Blumen sein, daß die Poeten aller Länder sie so lieben", flüsterte Dolores wie träumend vor sich hin. „Wir haben doch hier viel schönere Blumen!"

„Weil sie uns den Frühling bringen und weil wir uns Jahr um Jahr immer wieder von Neuem nach dem Frühling sehnen", antwortete er.

„Wir hier brauchen keine Sehnsucht, bei uns ist es immer Frühling!"

„Aber es hat eben einen unsagbaren Reiz, sich zu sehnen und Erfüllung dieses Verlangens zu finden. Ich meine: ohne Sehnsucht kein Leben!"

„Schicken Sie mir Veilchen von der alten Mauer drüben im Garten Ihrer Heimat, auch die Bilder Ihrer Schwester, Ihres Schwagers und — der kleinen Ini, wie Sie sie nun gefunden. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Mit Freuden!"

„Und nun lesen Sie mir noch einmal deutsche Verse, aber ich möchte nur die Schilflieder Lenaus hören! Und dann — nehmen Sie rasch Abschied, denn ich bin müde und der Arzt — —"

Hier brach sie ab und wandte das Gesicht von ihm weg.

Er wußte, wo Lenau lag, aber er brauchte das Buch nicht, er sprach die geliebten Verse aus dem Gedächtnis.

Als er geendet, seufzte sie tief auf.

Er nahm leise ihre Hand, die er wiederum küßte.

„Sie machen mir den Abschied doppelt schwer, weil Sie krank sind, Dolores", flüsterte er. „Dank nur noch für alles, tausend, tausend Dank! Nie werde ich vergessen, was ich diesem Hause, das Gott segnen möge, schulde. Leben Sie wohl, und alle Engel mögen Sie behüten!" Und wieder neigte er sich über die zarte Hand, um sie an seine Lippen zu ziehen.

Da — ein halb unterdrückter Schrei, die Finger der Mädchenhand entrissen sich ihm, aber zwei Arme schlangen sich plötzlich um seinen Hals so fest und leidenschaftlich, als wollten sie ihn nie wieder lassen. „Fühlst Du denn nicht, Geliebter, daß es mich tötet, auf Nimmerwiedersehen Abschied von Dir nehmen zu sollen!" hauchten fiebrisch brennende Lippen in sein Ohr.

Wie ein Rausch kam es da über ihn, der Boden wich gleichsam unter seinen Füßen. Er fühlte die zarte Gestalt, die sich zitternd an ihn schmiegte, der Duft ihres Haares wehte zu ihm hin, der Hauch ihres Mundes berührte seine Wange. Unwillkürlich schlang er den Arm um sie.

„Nenne mich einmal, nur einmal Deine Dolores, dann laß mich sterben!" flüsterte sie kaum hörbar.

„Dolores! Nein, nicht sterben, leben sollst Du für alle, die Dich lieben!"

„Nur für Dich! Sonst für keinen auf der Erde! Sei barmherzig, laß mir die Hoffnung auf ein Wiedersehen! Sage auf Wiedersehen und dann geh!"

„Auf Wiedersehen!" hauchte er wie im Traum

und löste leise ihre Arme von seinem Nacken. Schwer, mit geschlossenen Augen, sank sie zurück auf das rotseidene Kissen ihres Lagers, aber ein mattes Lächeln schwebte auf ihren wie im Tode erblassenden Lippen.

Voll Angst stürzte Rudolf nach der Klingel. Im Augenblick war auch die alte Duenna da und nur wenige Minuten später erschien der Hausherr auf der Schwelle. Man rollte das Ruhebett in Dolores' Zimmer. Es war eine Ohnmacht, die sie umfangen hielt.

Rudolf erbot sich, sofort zum Arzt zu reiten.

„Nein, das wird ein Diener besorgen", entschied sein Gastgeber, „ich bitte Sie aber, mir nach dem Besuch des Arztes noch eine Unterredung zu gönnen." Wie erregt er schien! Bald bleich, bald rot, fassungslos, immer hin und her irrend, auf der Stirn große Schweißtropfen, bot der arme Vater ein Bild des Jammers. Er zog den jungen Gelehrten auf die Veranda und fragte ihn immer und immer wieder: „Wird sie sterben?"

Vergebens bemühte sich Rudolf, den Verzweifelnden zu beruhigen, er rannte fast, ohne auf den jungen Mann zu achten, fortwährend hin und her, auf und nieder, rang die Hände und rief: „Sie ist mein letztes, höchstes Besitztum! Und sie wird sterben!"

Von Zeit zu Zeit lief er an die Thür des Zimmers seiner Tochter, klopfte leise an und holte sich Nachricht. Dolores, aus der Ohnmacht erwacht, war in einen tiefen Schlaf verfallen vor Erschöpfung, lautete der Bescheid.

Der Arzt erschien bald, er hatte sich schon auf dem Wege zur Villa befunden. Rudolf zog sich nun verwirrt und betäubt auf sein Zimmer zurück und bat nur noch den Hausherrn über ihn in jeder Weise zu verfügen, nach dem ärztlichen Besuch.

Unruhig schritt Rudolf auf und nieder. Er hatte das deutliche Gefühl, an einem Wendepunkt seines Geschicks angekommen zu sein: was konnte die nächste Minute ihm bringen! Wenn daheim die Seinigen ahnten, was sich urplötzlich in seinen Weg gedrängt? Das Eine nur entrang sich in bewußter Klarheit dem Gedankenchaos: die Reise durfte um keinen Preis aufgeschoben werden, die Schwester hatte und behielt das heiligste Anrecht an ihn. Und doch flutete ein warmer Strom des Mitleids über sein Herz, in der Erinnerung an jene Minuten, wo Dolores' Arme ihn umschlangen. Würde sie ihn denn genug lieben, um ihm in seine deutsche Heimat zu folgen als das schlichte Weib eines deutschen Gelehrten? Und die Seinen, würden sie diese fremdartige Tropenblume lieben lernen und sich in ihr Wesen finden? Und Ini, die Kleine, könnte sie sich jemals anschmiegen an sie, könnte Dolores ihr wirklich eine mütterliche oder schwesterliche Freundin werden? Er dachte sich die blendende Erscheinung in den beschränkten Räumen eines deutschen Professorenheims, in dem Kreise jener Gelehrtenfrauen, wie er sie ja in verschiedenen Gestalten kennen gelernt, und eine dunkle Glut stieg ihm bei all diesen Vorstellungen in die Wangen und

ein beklemmender Druck legte sich auf seine Brust. „Unmöglich!“ rief es in ihm, „sie würde unglücklich werden und unglücklich machen, ebenso unglücklich, wie ich selber mich fühlen würde, wenn man mich zwänge, hier zu leben.“ — Wie lange währte doch diesmal der Besuch des Arztes! Ob sein Gastgeber ihn wirklich noch zu sprechen wünschte? Und was konnte er ihm wohl zu sagen haben? Es war schon so spät geworden!

Rudolf versuchte nun zu lesen, die neuesten Zeitungen lagen vor ihm, umsonst, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Sein Blut wallte immer heftiger.

Er sprang wiederholt auf und athmete tief. Wie unerträglich war die Schwüle! Ein riesiger Nachtschmetterling flatterte mit hörbarem Flügelschlag eben um seine Lampe. Draußen im Garten ragten die Palmen gespenstisch in die Luft, ein fremder, übermächtiger Duft, der in starken Wellen hereinschlug, verwirrte ihm mehr und mehr die Sinne. Was hätte Rudolf darum gegeben, wenn irgend ein Zauberer aus den Märchen der Mutter ihn in diesem Moment plötzlich in die Heimat versetzt hätte, in jene alte, waldumrauschte kleine Universitätsstadt, in die Arme der treuen Schwester, und Jnis frisches Kinderlachen in sein Ohr gedrungen wäre. Ein einziger Atemzug nur von deutscher Waldesluft, ein Jahr des Lebens würde er darum gegeben haben! Hier war es zum Ersticken, zum Sterben.

Ein Klopfen an der Thür unterbrach plötzlich

seinen fieberhaften Gedankengang. Rudolf öffnete: es war einer der persönlichen Diener des Hausherrn, der ihn fragte, ob der Besuch desselben ihm hier genehm sei oder ob er ihn in seinem Zimmer aufsuchen möchte. Noch ehe der junge Gelehrte aber eine Antwort zu geben vermochte, sah er sich Dolores' Vater gegenüber. Ohne jede Einleitung, kaum die Entfernung des Dieners abwartend, stürzte der alte Herr auf ihn zu, ergriff seinen Arm mit beiden Händen, sah ihn mit weitaufgerissenen Augen irr an und rief mit gebrochener Stimme: „Erbarmen! Retten Sie mein Kind, erhalten Sie meine Dolores, ihr Leben liegt einzig in Ihrer Hand! Der Doktor hat es gesagt, und ich armer Vater weiß es selber nur zu gut! Zuerst nur eines: ist Ihr Herz und Ihre Hand noch frei?"

Rudolf nickte mechanisch, er vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Gott Dank! Dann kann doch das Opfer, sich das schönste und reichste Mädchen antrauen zu lassen, kein zu großes sein!" rief der verzweifelte Vater. „Ich gestehe Ihnen offen, daß ich von einem andern Schwiegersohn geträumt als von einem deutschen Gelehrten, der Himmel aber hat es nun einmal anders beschlossen, und ich will Ihnen auf den Knien danken für jede kleine Verlängerungsfrist des Lebens meiner Tochter. Was Dolores mir nicht gestand, dem alten Arzt, der sie seit ihrer Kindheit behandelt, hat sie Vertrauen geschenkt: sie liebt Sie und verlangt nur eines: die Bürgschaft Ihrer Rückkehr! Werden

Sie sie ihr geben in derjenigen Form, die mein armes Kind verlangt, damit sie, so lauteten ihre Worte, wenigstens ruhig sterben könne?"

Der Ausdruck des hülflosen Jammers in dem Gesicht des Sprechenden war so herzergreifend, daß Rudolf voll tiefsten Mitgefühls sich zu dem Flehenden herabneigte und leise fragte: „Welche Bürgschaft meint Ihre Tochter?"

„Eine — Trauung vor der Abreise. Der Arzt behauptet, es sei dies die einzige Möglichkeit das teure, jetzt gleichsam an einem Faden hängende Leben zu erhalten, oder doch den Tod in der denkbar sanftesten Gestalt erscheinen zu lassen. Sie werden und dies ist selbst der Wunsch meines Kindes, unmittelbar nach dem Trauungsakt abreisen, das weitere müssen wir dem Himmel anheimstellen. Die Zukunft, ein Wiedersehen, steht in Gottes Hand. Es handelt sich jetzt nur um die Gegenwart. Sie werden das begreifen. Was mich betrifft, so werde ich Sie segnen, solange ich atme. Und noch eins: vorderhand darf mein Mündel José nichts von alledem erfahren. Werden Sie einwilligen, mein Herr? Oder werden Sie auf Ihre Reise das Bewußtsein mitnehmen, das Leben eines unschuldigen, schönen Geschöpfes, das Ihnen ihr Herz zu Füßen legte, gebrochen und das Dasein ihres Vaters, der sich vor Ihnen demütigte, zertreten zu haben?" — Hier sank der Redende atemlos, und in Thränen ausbrechend in einen Sessel zurück und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, schwere

Tropfen quollen zwischen den Fingern hervor. Eine kurze Stille trat ein, ein kurzer Kampf nur durchzuckte das Antlitz Rudolfs, dann legte er sanft seine Hand auf die Schulter des unglücklichen Vaters und sagte:

„Ich willige ein, zur Rettung Ihrer Tochter beizutragen was in meinen Kräften steht. Sie und Dolores haben sich ja auch keinen Moment bedacht, als es galt, einen fremden schwer vom Fieber Geschwächten in ihr gastliches Haus aufzunehmen. Der Himmel weiß, daß ich bis vor wenigen Stunden keine Ahnung hatte von den Empfindungen Ihres Kindes für mich und daß ich selbst im Traum nie den Versuch gemacht habe, Dolores' Herz zu gewinnen. Wie hätte ich als armer, deutscher Gelehrter, der sich erst eine Stellung erringen muß, jemals daran denken können und mögen, diese verwöhnte Tochter des Reichtums zu meinem Weibe zu begehren! Sie gehört zudem, wie sie ist, nimmermehr unter einen andern als einen tropischen Himmel, und ich selber kann ja doch nur in meiner Heimat arbeiten und glücklich sein. Und wie könnte ich ihr in meinem Vaterlande ein Haus bieten und ein Leben, das nur im entferntesten ihrem hiesigen Heim, ihrer hiesigen Existenz gleichkäme?"

„Ist das Ihre einzige Sorge?" fiel hier der andere ein, dessen Stirn sich plötzlich erhellte, als ob Sonnenschein darauf gefallen. „Wie klein erscheint sie mir! Wir bauen ihr einfach eines Tages ein Haus drüben und sie wird gesund sein und glücklich

bei Ihnen, denn sie liebt Sie nun einmal. — Das Warum weiß ihre Seele allein. Don José hat jahrelang um sie geworben und ist ein schöner Mann — sie hat ihn von sich gewiesen. Es ist nun einmal so. Wer vermag das Rätsel der Liebe zu ergründen? Sie werden jetzt Ihre Reise aber keinen Tag länger aufschieben, mein Freund, allein Sie werden, das hoffe ich zu Gott, eines Tages hierher zurückkehren, um Ihr junges Weib heim zu holen und dann will ich nicht mehr klagen, denn ich weiß, mein Kind wird glücklich sein!"

Es war etwas Ergreifendes in all diesen väterlichen Worten. Rudolf drückte denn auch mit aufwallender Empfindung die Hände des Erregten und antwortete: „Gott gebe, daß ich Dolores retten darf. Bestimmen Sie über mich — ich bin bereit."

Die beiden Männer umarmten sich tiefbewegt. „Der Arzt ist für die nächste Zeit der ständige Gast unseres Hauses", nahm der alte Herr nach einer Pause wieder das Wort, „er wird auch meine Tochter vorbereiten, daß der Erfüllung ihres Wunsches nichts mehr im Wege stehe. Die Trauung selbst — Sie sind glücklicherweise Katholik, das vereinfacht die Sache wesentlich — kann noch heute Nacht stattfinden, und der frühe Morgen findet Sie dann schon auf der Reise. Sie haben nachher nur dafür zu sorgen, daß kurze Nachrichten von Ihnen von Zeit zu Zeit einlaufen. Ich gehe jetzt leichten Herzens, um alles Nötige vorzubereiten. Mit Geld läßt sich hier wie

wohl überall, das scheinbar Unmögliche möglich machen. Halten Sie sich also fertig, mein junger Freund, ich selber hole Sie zur rechten Zeit ab zu meinem Kinde."

Es war eine merkwürdige Trauung, die da nach Mitternacht von einem alten ehrwürdigen Priester, neben dem Ruhebette der jungen Herrin, in ihrem matterleuchteten, mit orientalischer Pracht ausgestatteten Zimmer vollzogen wurde, nur in Gegenwart des Arztes, der alten Duenna und des tieferschütterten Vaters. In dem Antlitz der regungslosen, von kostbaren Spitzen überrieselten Braut schienen nur die Augen noch zu leben, aber in ihnen leuchtete solch ein überirdischer Ausdruck von Glückseligkeit, daß Rudolf neben dem Ruhebett auf die Knie sank und die kleine heiße Hand, die zitternd seinen Ring empfing, fast mit Andacht an seine Lippen drückte.

„Wiedersehen, wie es auch kommen mag, hier oder dort!" schwebte es wie ein Hauch von ihren Lippen, als die Ceremonie vorüber war. „Du gehörst mir nun — ich fürchte nichts mehr. Grüße die Deinen von einer Glücklichen!"

„Alle Engel mögen Dich behüten, mein Weib!" antwortete er bewegt. „Auf Wiedersehen — Dolores!"

Als Rudolf sich endlich auf den Wink des Arztes entfernt hatte, neigte sich der Vater noch einmal angstvoll über sein Kind. Die junge Frau lag still, die Hände auf der Brust gefaltet, mit weit offenen Augen und einem seligen Lächeln.

„Wirst Du nun ruhig sein und schlafen?" fragte er mit bebender Stimme.

Da antwortete sie mit zuckenden Lippen: „O, ich will mehr als das, Papa: — ich will leben!"

Im Anfang seiner Reise dachte Rudolf an nichts, als an diese seltsame Scene, dann aber verblaßten die Farben allmählich und es war ihm, als habe er nur geträumt. Je näher er der Heimat kam, desto schattenhafter erschienen ihm alle die Gestalten aus jener Welt, die er verlassen, desto deutlicher grüßten ihn die Lieben, nach denen sein Herz sich brennend und immer brennender sehnte. Wie wohl seine Schwester die Nachricht dieser seiner seltsamen Verheiratung aufnehmen würde? — Bei der Liebe, die sie für ihn hegte, mußte die Mitteilung derselben ohne Zweifel eine Sorgenquelle für ihr Herz werden und vielleicht einen Schatten auf ihr junges Glück werfen; er wurde gar bald mit sich einig, daß er vorderhand alles verschweigen müsse, nach Annas Hochzeit würde Zeit genug sein, das Geschehene zu offenbaren.

So zog er denn den Trauring vom Finger, um ihn an einem Bande fortan auf dem Herzen zu tragen. Es war aber doch kein Traum, er fühlte es an dem seltsamen Schauer, der ihn bei der Berührung des goldenen Reifs durchbebte und das Meer lag wirklich zwischen ihm und seinem todkranken jungen Weibe. Er war nicht mehr frei, eine unlösbare Fessel brachte er mit heim, er kehrte gleichsam mit gebundenen Händen zurück zu den Seinen. Sein

Schwager Paul sollte in jedem Falle der erste sein, der alles erfuhr, er mochte dann Anna einweihen. Aber nur jetzt noch nicht — um keinen Preis!

An einem Abend im ersten Frühling war es, als er mit der Post in dem weltverlorenen Städtchen ankam, wo das alte Haus seiner Eltern stand. Rudolf hatte niemand seine Ankunft angezeigt und wollte die berauschende Seligkeit der Überraschung voll genießen. Ini hatte recht gehabt, die Straßen waren noch genau so schlecht gepflastert, die Bürgersteige an der Seite noch ebenso schief und lebensgefährlich für den arglosen Wanderer, die Laternen noch genau in demselben stillen Kampf zwischen Leben und Sterben, wie einst. Aber drüben am Markt die alten Kastanienbäume standen schon in dicken Blätterknospen, und über der alten Mauer des Gartens schwankten grüßend einige vorwitzige blühende Fliederzweige. Das Haus des Schwagers war dunkel, aber jene Fenster, die er als zu Annas Stübchen gehörig kannte, im elterlichen Hause, waren sanft erleuchtet. Sie saßen dort gewiß alle beisammen, das Brautpaar, die alte Tante und — die kleine Ini. Das arme Ding langweilte sich gewiß herzlich neben dem Liebespaar und trieb deshalb sicher allerlei unnütze Possen. Das Herz schlug ihm bis an den Hals hinauf, noch wenige Sekunden und er war mitten unter ihnen! — Welch ein Gefühl! — Als er die Stufen vor der Hausthür hastig hinaufstieg, wendete er sich auf der letzten doch noch einmal erinnerungstrunken um.

Alle die bekannten Fenster in den gegenüber liegenden Häusern waren erleuchtet, wie sonst um diese Stunde, ob dieselben Gestalten wohl in all den Stuben noch saßen, wie einst? — Ob da drüben der alte Organist noch lebte — und dort in dem Eckhaus sein ehemaliger Lehrer der Mathematik? Eine Lampe schimmerte hinter den weißen Gardinen wie sonst. Und o, an dem laufenden Brunnen dort, da standen auch die Mägde mit ihren Eimern, ob das noch die hübsche Kathrin war und die Dora, die er so oft mit Wasser bespritzte!

Nein, sicher nicht, Zeit und Menschen waren wie die Zeiger an der Uhr ein Stück weiter gerückt. Nichts blieb stehen in der Welt. Der Schauplatz selber nur hatte sich nicht verändert. Aber auch nicht jener schrille Ton der alten Thürglocke, wie ihn das anheimelte! Als er in den Flur hineintrat, drückte er rasch die Hausthür hinter sich zu, ehe noch die Magd aus der Küche herbeischlurfte, und öffnete dann mit einem raschen Druck die Stubenthür zur Rechten.

Da saßen denn auch wirklich Schwester und Schwager genau wie er sie im Geiste gesehen — ein Aufschrei, und Anna lag lachend und weinend an seiner Brust, und Paul schlang den Arm um seine Schultern.

„Rudolf, Rudolf, komm doch auch zu mir!“ rief endlich die alte Tante kläglich und streckte die Arme nach ihm aus. Regungslos aber, die Hände auf den

Tisch gestützt und etwas vorgeneigt, stand ein junges Mädchen und sah starr nach ihm hin. Da war er ja heimgekehrt — er, dem ihr Denken und Empfinden gegolten Tag für Tag, seitdem er sein Heim verlassen; er, der für sie unbewußt die Verkörperung des Ideals ihres jungen Mädchenherzens geworden war, er, dessen Name in ihrem Abendgebet wie in ihrem Morgengebet seine Stelle hatte, nach dem sie sich gesehnt, auf den sie gehofft, an den sie geglaubt: ihr ehemaliger Lehrmeister — der Onkel Rudi! Er stand wirklich vor ihr. Nur tausendmal schöner und stattlicher wie damals, als er gegangen.

„Wo ist denn aber die kleine Ini?“ hörte sie ihn jetzt fragen, zwischen allen Küssen hindurch.

„Da steht sie ja!“ rief seine Schwester.

„Das wäre die Ini?“ und seine Blicke überflogen wieder und wieder das Gesicht und die Gestalt des jungen Mädchens.

Hätte er geahnt, wie gern sie ihm jetzt an die Brust geflogen mit dem Jubelschrei: „Da ist sie, Deine kleine Ini, Du geliebter, endlich heimgekehrter Onkel Rudi!“ Das sollte wirklich Ini sein? Das war ja eine junge Dame und obendrein die reizendste, die er je gesehen!

„Ini — ist's denn möglich? Haben Sie — hast Du denn kein Wort des Willkommens für Deinen alten Lehrmeister?“

Ihr süßes Gesicht war in brennende Röte getaucht — sie kam näher nur mit zögerndem Schritt, nicht in

hastigem Sprung wie sonst, und reichte ihm die Hand.

„Wie schön ist's, daß Du da bist, Onkel, wir haben uns alle geängstigt, die Reise ist ja gar so weit“, stammelte sie verwirrt.

Er hatte sich aus den Umarmungen der anderen gelöst und hielt jetzt ihre Hand fest in seinen beiden Händen.

„Wo sind denn aber die blonden Zöpfe geblieben?“ fragte er lächelnd, ohne die Augen von ihr zu wenden.

„Hier!“ lachte der übermütige Bräutigam Annas und zog eine starke silberne Nadel aus dem Haar Ini's. Schwer herab fielen die goldenen Flechten. „Ich bin immer ärgerlich, daß sie diesen ihren schönsten Schmuck, um den sie jede Kaiserin und Königin beneiden könnte, so zusammenrollt und verbirgt!“

„Unsinniger Mensch!“ lachte seine Braut. „Sie kann doch nicht wie ein Schweizermaidli auf der Bühne mit langen Zöpfen herumlaufen? Man würde ja hier im guten Städtchen mit den Fingern auf sie zeigen! — Nun siehst Du, Rudolf, daß sie wenigstens nicht mehr die kleine Ini ist, wie Du immer schriebst, ich habe mich so sehr auf eben diese Überraschung gefreut!“

„Aber, Junge, Du bist hungrig, Du mußt hungrig sein!“ rief die Tante dazwischen und streichelte die Wangen des Heimgekehrten, der sich zu ihr herabneigte.

„Ini, komm, wir wollen für ihn sorgen! Hilf mir auf. Ja, ich bin nicht mehr so flink wie sonst, Rudi,

der rechte Fuß will nicht mehr! Ach das Alter, das Alter! Wo ist denn Dein Gepäck? Du hast es doch nicht dem ersten besten anvertraut? Es ist nicht mehr wie sonst, es ist viel wüstes Gesindel in die Stadt gekommen, mit allerlei Fabriken, dem man nicht trauen darf. Und der Ruß — der Ruß! Wie oft man jetzt abwischen muß! Herrgott, wenn einer mit Deinem Koffer, oder hast Du vielleicht gar mehrere? — durchginge! Wir haben zwar zum Glück noch keine Eisenbahn wo jeder leicht entwischen kann, aber man kann nicht vorsichtig genug sein."

„Tante, wird der Onkel nicht lieber zuerst in seinem Zimmer seine Sachen ablegen?" rief jetzt Ini von der Thür her, den Schlüsselkorb schüttelnd.

„Oho — Ini — jetzt nicht mehr Onkel — jetzt Rudolf, sonst nenne ich Dich Fräulein", rief der Heimgekehrte übermütig.

„Das Kind hat recht; komm, mein Junge, ich führe Dich hinauf oder Du mich! Es ist alles seit acht Tagen schon bereit, Du wirst Dich behaglich fühlen, es ist das Zimmer Deines Vaters!"

Sie ergriff seinen Arm und zog ihn fort über die ausgetretenen Treppenstufen. Ein Lämpchen brannte, alles wie sonst. O dies Gefühl, daheim zu sein! — Neigte sich nicht eben das Gesicht der Mutter über das Geländer? Knarrte die Thür des Vaters nicht und ertönte nicht sein wuchtiger Schritt da oben? Ach nein, mochte auch alles wie sonst geblieben sein, diese beiden fehlten für immer. Was würde die Mutter gesagt

haben über sein Weib da drüben? Fort, fort, ihr Gedanken!

Und oben angekommen trippelte die Tante geschäftig voraus und als er ihr langsam folgend eintrat, brannte schon das Licht im Zimmer.

Ein süßer Duft wehte ihm entgegen.

„Veilchen!“ rief Rudolf entzückt und überrascht und neigte sein Gesicht tief auf eine Schale, die auf dem Arbeitstische stand. „Wie kommen die hierher?“

„Die Ini bringt sie seit einer Woche herüber, jeden Morgen frisch, sie meinte, man könne doch nicht wissen, wann Du kommst, und Veilchen müßtest Du doch zuerst hier sehen! — Das närrische Ding hat recht behalten! Aber kein Wort zu ihr, daß ich Dir das erzählte, mein Junge! Sie ist so eigen, die Kleine.“

Da geht die Thürklingel, das wird der Koffer sein. Nun bin ich ruhig! Ißt Du noch immer unsere Speck-Eierkuchen so gern? Ja, Du sollst nun gut gepflegt werden, mein Junge! Das Essen drüben war wohl nicht viel wert! Ein bißchen schmal bist Du geworden. Na, Du wirst mir das alles genau erzählen!“

Das erste Mahl in dem Heim, welch eine Kinderfreude! Auch hier noch alles wie sonst, er mußte jeden Bissen loben, den die Tante ihm zuschob. Und dazu das helle Lachen der Schwester und ihre glücklichen Augen und die stille Freude des Schwagers. Etwas

nur fehlte: der frühere Übermut der kleinen Ini. Die große Ini saß ganz still dabei — nur die strahlenden veilchenblauen Augen redeten mit darein, die schön geschwungenen Lippen aber blieben stumm. Rudolf mußte erzählen, aber er ertappte sich dabei, daß seine Worte und Blicke sich meist an Ini richteten. Er hätte ihr so gern für die Veilchen gedankt. Wie war es nur möglich, daß ein unbedeutendes kleines Ding so schnell so groß und reizend werden konnte! Diese stumme Frage schob sich immer wieder zwischen seine Rede und ließ sie allmählich zerstreut erscheinen.

Anna bemerkte es zuerst: „Rudi ist müde von der Reise, wir müssen für heute Schicht machen, morgen ist auch ein Tag, Ihr Lieben, und dann kommt ja, so Gott will, eine ganze Reihe von schönen Tagen, wie Ihr wißt, und der schönste ist Sonntag über acht Tage: unser Hochzeitstag. Wir haben ihn soeben in aller Stille festgesetzt, Paul und ich! Jetzt gute Nacht!"

Paul und Ini nahmen denn auch wirklich Abschied. Als das junge Mädchen zu Rudolf trat, fragte sie leise mit tiefem Erröten: „Haben Sie — hast Du kein Bild mitgebracht von Deiner tropischen Hausherrin?"

Wie ein Stein fiel es ihm plötzlich aufs Herz. Er fühlte wiederum jenen seltsamen und qualvollen Druck auf der Brust, mit dem er damals das Haus seines Gastgebers verlassen und der erst von ihm abgefallen war in der Nähe der Heimat.

Beklommen aufatmend, antwortete er:

„Nein, Ini — aber ich denke, man wird es mir schicken in allernächster Zeit. Und weißt Du, was ich da drüben am meisten vermißte? — Unsere Veilchen. Morgen besuchen wir zusammen die alte Mauer.“

Als sie allein waren, fiel Anna ihrem Bruder um den Hals und sagte: „Nun erst bin ich ganz glücklich! Und was sagst Du zu unserer Ini? Du glaubst nicht, welch ein herziges Hausmütterchen sie ist, und dazu musikalisch so wunderbar begabt. Morgen muß sie Dir etwas vorsingen! Ihr alter Lehrer sagt, es sei eine Sünde, solch eine Stimme und solch ein Talent der Öffentlichkeit vorzuenthalten. Sie selber kann sich aber noch nicht entschließen! Der Erfolg würde wohl kaum ausbleiben, sie ist ja obendrein so hübsch!“

„Ini eine Sängerin? Du träumst!“

„Höre sie nur erst! Während wir unsere kleine Hochzeitsreise machen, nur in den Schwarzwald — Paul kann nicht lange fort, — soll Ini hier bei der Tante wohnen, die sie gern ganz und gar bei sich behielte, wenn Du erst wiederum fortgeflattert bist, Du Wandervogel! Und was hast Du überhaupt zunächst vor, Bruderherz, Du willst doch nicht gleich in die Residenz?“

„Vorderhand sicher nicht. Ich muß zunächst in Ruhe alles ausarbeiten, und dazu ist mir unser Haus und unser Städtchen gerade recht. Wie freue ich mich auf die vor mir liegende Zeit! Aber nun: — gute Nacht!“

„Noch eins", bat sie, ihn festhaltend.

„War sie gefährlich, jene Sirene dort drüben, wirst Du Dich nach ihr sehnen? Ich habe mich zuweilen im stillen geängstigt, so dankbar ich ihr auch war." Es lag ein Ausdruck von Angst auch jetzt in dem Blick und Ton der Stimme Annas, bei eben dieser Frage.

Er lächelte nur und schob sie sanft von sich. „Jetzt, hier bei Euch, werde ich mich nach nichts in der Welt sehnen, aber in diesem Augenblicke sehne ich mich wirklich nach — meinem Bette, Anna!"

„Findest Du Ini hübsch?"

„Schön sogar!"

Sie küßte ihn nun heiter zur guten Nacht.

„Gieb acht auf Deinen ersten Traum, er ist stets bedeutungsvoll!" rief sie ihm noch nach.

„Ich träume nie!" rief er lachend zurück.

Und nun begann in der That eine Reihe von schönen Tagen, von denen Rudolf behauptete, sie seien, entgegen dem Dichterwort, wunderbar leicht zu ertragen. Es war durchaus keine lärmende Unruhe um ihn her, wie sie sonst bevorstehende Hochzeitsfeste zu begleiten pflegt, nur eine stille Geschäftigkeit, nur geräuschloses Aus- und Eingehen, er erblickte glückliche Gesichter, wohin er auch schauen mochte. Sein Zimmer schwamm wie eine Insel in dem leichtbewegten Meer, denn niemand störte ihn da, er konnte auspacken und sein Arbeitsmaterial ordnen, ganz nach

Belieben. Mit Ini war er bei den Veilchen gewesen in Erinnerung vergangener Zeiten — und die Blumenschale auf seinem Tisch füllte sich täglich immer neu, wie von unsichtbarer Feenhand. Der junge Gelehrte hatte allmählich auch alle seine alten Bekannten besucht, sowohl die noch lebten, als auch die da draußen in die stillste aller Wohnungen verzogen waren, auf den Friedhof. Von den Lebenden hörte er mit einem Gefühl stolzer Genugthuung, wie lieb man die Seinen hatte (unter dem Worte begriff man auch die kleine Ini), und in welch hoher Achtung sein künftiger Schwager stand. So zog er denn mit allen anderen fröhlich jenem hellen Stern entgegen, den man den Hochzeitstag der Schwester nannte. Daß Ini noch immer nicht ihm irgend ein Lied vorgesungen, konnte nur auf jene kleinen und größeren Unregelmäßigkeiten des Tageslebens geschoben werden, die mit dem bevorstehenden Feste zusammenhingen die Abende gehörten dem jungen Gelehrten nicht mehr, denn man holte ihn in das alte Gasthaus zum Löwen, wo sich seit undenklichen Zeiten die Honoratioren versammelten; bald der eine, bald der andere nahm ihn ins Schlepptau, und da mußte er ihnen erzählen. Tagsüber sah er von der Ini kaum ein Nasenspitzchen. „Was denkst Du denn, das Kind muß zugreifen und hat tüchtig zu thun“, hieß es, wenn er nach ihr fragte. Allmählich schaute aber auch der Frühling mit heißen Wangen über die alte Mauer, die Fliederknospen dehnten und färbten sich, der Schneeballen wurde wach, der Löwenzahn

drängte sich durch die Spalten der Steine, im Garten blühten die ersten Tulpen, und die Vögel sangen in ausgelassener Lustigkeit. Im Hause der Braut wurde es nun doch allmählich unruhig, in den Zimmern rückte man alles zurecht, nach der Trauung sollte ein Mittagsmahl eingenommen werden und dann wollte man beisammen bleiben, solange man eben Lust hatte. Die Neuvermählten aber sollten mit Extrapost in die schöne Welt hinein fahren bis zur nächsten Eisenbahnstation.

Rudolf hatte längst eine Depesche wie auch einige Zeilen nach drüben befördert, auch an ihn war ein Telegramm angelangt von seinem Schwiegervater, das nur die Worte enthielt:

„Sie lebt noch und ist glückselig in ihren Träumen. Dank Ihnen!"

Schwerer Druck legte sich wieder auf seine Brust, als er diese Kunde empfangen. Sollte er nicht doch das Telegramm nun Anna zeigen und alles erzählen? Aber man neckte ihn so harmlos mit seiner überseeischen Depesche, daß er schließlich nicht den Mut fand, jenes seltsame Märchen, das an ihren Flügeln hing, zu enthüllen. Später, nach der Hochzeit, würden seine Lieben ja alles erfahren. Warum ihnen jetzt Unruhe bringen? Was wohl die kleine Ini dazu sagen würde?

So kam denn der Vorabend des Festes heran, den man im engsten Kreise verbringen wollte, drüben im Nachbarhause, dem künftigen Heim der jungen Frau. Nur der alte Organist, Inis Gesanglehrer, sollte da sein, Musik durfte nun einmal nicht fehlen.

Da war das große Gartenzimmer, wo auch das altmodische Klavier stand, daneben lag Inis Stübchen. Sie behauptete, es könne keinen schönern Raum geben in der Welt, besonders an schönen Frühlings- oder Sommertagen, wo man nur die Freitreppe von sechs Stufen mit dem alten Eisengeländer, durch das sich Epheuranken übermütig schlangen, hinunterzugehen brauchte, um mitten im Grünen zu sein. Der Blick schweifte von dort durch eine Lücke der Häuser gegenüber bis in den fernen Wald, der sich schon in lichtgrüne Schleier gewickelt hatte.

Als Rudolf hinüberging, fand er die Seinen schon um den runden, gedeckten Tisch versammelt, das Brautpaar aneinander geschmiegt, die Tante zum erstenmal nicht mit dem gewohnten Eifer mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt. Die Lampe brannte und frische, abgeschnittene Blumen standen überall in Vasen und Schalen umher. Der Organist Walter hatte das Klavier aufgeschlagen, neben ihm stand Ini, eben ein paar brennende Kerzen in den Händen, die sie zum Instrument trug. Das leise flackernde Licht fiel voll auf das junge Gesicht. Wie ein Glorienschein umgab das goldene Haar den feinen Kopf, eine leichte Blässe bedeckte die Wangen, die zierliche Nase erschien wie aus Wachs geformt, die Augen waren mit einem Ausdruck schwärmerischer Verehrung auf den alten Mann gerichtet, in blühender Frische und Schönheit leuchtete der junge Mund. Die schlanke und doch kräftige Gestalt, in einem einfachen weiß und blau

gestreiften Kleide, ragte wohl etwas über die gewöhnliche Frauengröße hinaus. Und das war wirklich die kleine Jni? So fragte wiederum sich bei diesem Anblick Rudolf, nur zögernd die Stufen hinaufschreitend, er konnte den Blick nicht von ihr lassen.

Der Eintritt des jungen Gelehrten veränderte das anmutige Gesamtbild nur für eine kleine Weile. Nach den Begrüßungen wurde Rudolf ohne weiteres an seinen bestimmten Platz geschoben, zwischen Schwester und Tante. Jni stellte den Wein vor ihn hin. „Wir haben uns unsere Brautmusik bestellt bei dem Kinde“, sagte sein Schwager, „Jni soll singen so lange wie möglich! Du hast hoffentlich nichts dagegen?“

„Endlich vergönnt man mir also, sie zu hören!“ lautete die Antwort.

„Und ich hoffe, Herr Doktor, daß Sie sich dann energisch auf meine Seite stellen und mir helfen werden, die Flügel dieses ungewöhnlichen Talents loszubinden“, rief jetzt der alte Lehrmeister herüber. „Fräulein Jni muß durchaus zu irgend einer Meisterin oder einem Meister, um sich noch weiter ausbilden zu lassen. Solche Stimme und solche Begabung sind ein Pfund, mit dem zu wuchern uns geboten ist! Ich will aber noch keine Zusage oder Absage im voraus“, setzte er hastig hinzu, „hören Sie unsere Sängerin zuerst, ehe Sie entscheiden. Und nun fangen wir, in Rücksicht auf das Brautpaar, diesmal direkt mit unserm Mozart an. Also:

„Endlich naht sich die Stunde —“

nicht wahr, Fräulein Anna?" Hier nickte er schelmisch den beiden zu und schlug den Accord zum Recitativ an.

Und eine wunderbar schöne, in Jugendfrische gebadete Stimme sang nun das süße Brautlied Susannas, die nach ihrem Figaro sich sehnt.

Als der letzte Seufzer der Arie, jener unendlich zarte Sehnsuchtsruf verhaucht war:

„Daß ich Dich kränze mit Rosen!"

— da war es Rudolf, als erwache er aus dem seligsten Traume. Entzückt, wortlos starrte er auf Ini. Sein Gesicht war blaß geworden vor mächtiger Erregung. Dieser heimlich glühende Liebesgesang war wohl nie keuscher und doch zärtlicher von den Lippen einer Sängerin geströmt, als es hier soeben geschehen.

Die Augen des Begleiters hingen aber voll schalkhafter Freude an seinen Mienen, ein zufriedenes Lächeln umspielte den Mund des alten Musikers.

In den Augen Annas standen helle Thränen, Paul sprang auf und zog die Schwester zärtlich an sich.

„Nicht wahr, das gefällt Dir auch, mein Junge?" rief die Tante gerührt, und legte ihre Hand auf Rudolfs Arm. „Aber die Ini kann noch mehr! Und wir haben auch noch Zeit bis zum Braten."

Diese Worte lösten den Bann. Man lachte, und Rudolf fand Fassung zu der scherzenden, dabei leidenschaftlich ausgesprochenen Bitte:

„Noch mehr, Ini!"

Der alte Organist strahlte.

„Vorwärts denn, mein Kind!" flüsterte er. „Nimm

unsern Schubert, den Schumann, Franz und Jensen. Denke zunächst an das Brautpaar, aber auch ein wenig an Dich selber, singe für sie, aber auch für Dich und mich, nämlich das, was Du am liebsten, also auch natürlich am besten singst!"

Er nannte sie, wenn er mit ihr musizierte, stets: „Du", nur außerhalb der Lehrstunden war sie für ihn: „Fräulein" Ini.

Und da zogen sie denn an Rudolfs lauschenden Ohr und Seele vorüber in rascher Folge, jene wunderbaren Tongebilde der deutschen Liedermeister in den mannigfaltigsten Gestalten, und eine geweihte Priesterin der Kunst, das sagte sich immer von neuem der Hörer, ließ sie zum Leben erstehen. Nicht als ob etwa fehlerlose Meisterwerke von den jungen singenden Lippen geströmt wären, oder als ob nicht von den Tonfarben hier etwas zuviel, da etwas zu wenig aufgetragen worden; allein der Klang selber war so bestrickend und zugleich so beseelt, daß er wie ein Zauber jeden Hörer umspinnen mußte.

„Habe ich recht oder nicht?" fragte endlich der alte Kantor als Schumanns: „Du meine Seele, Du mein Herz" als einstweiliges Schlußlied verhallt war, und legte seine Hand auf die Schulter des jungen Gelehrten.

„Unbedingt!" rief dieser, wie aus einem Traume auffahrend, „und dennoch — —"

„Hast recht, Rudolf, ich errate Deine Gedanken, ich kann sie mir auch nicht da draußen denken!" rief Anna.

„Warum nicht?“ fragte Paul. „Sei nicht thöricht, Schatz! Wie mühelos könnte das Kind sein Glück machen!“

„Sein Glück?“ wiederholte Rudolf mit seltsamer Betonung. „Aber was sagt Ini selber dazu?“

Und seine Augen hingen fast angstvoll fragend an ihrem lieblichen Gesicht.

Sie begegnete seinem Blick und errötete.

„Nun, das Singen könnte ich nicht lassen, das gestehe ich, aber ich bliebe doch am liebsten hier. Und einen andern Lehrmeister möchte ich auch gar nicht, als meinen lieben Kantor, und wenn ich ihm und euch zur Freude sänge, wäre das nicht genug? Was soll ich unter fremden Menschen?“

Ein Freudenstrahl flog über Rudolfs Gesicht, aber er schwieg, und sah die Sprecherin nur an. Paul aber sagte: „Was weißt Du denn von der Welt da draußen! Sie würde Dir schon gefallen, wette ich, und Du wärst die erste, der es nicht süß erschiene, bewundert zu werden. Es giebt kein beneidenswerteres Dasein als das einer gefeierten Sängerin! Auf Händen würden sie Dich tragen!“

„Das sage ich auch!“ rief der Kantor „Ich weiß, daß man entzückt sein würde von ihr!

„Aber allein könnte man sie doch nicht gehen lassen!“ warf jetzt die Tante ein, „und ich ginge um die Welt nicht unter das Sängervolk, wohin es auch sein möchte.“

„Meine älteste Tochter, Sie kennen ja das brave

Geschöpf, würde sofort bereit sein, Ini beschützend zu begleiten. Das wäre also die geringste Sorge!"

Ini selber war längst hinausgeschlüpft und erschien erst wieder, als man zu Tische ging. Sie hatte ihren Platz zwischen Rudolf und ihrem alten Lehrer. Die Stimmung des kleinen Kreises war gar bald eine sehr angeregte, die Bewirtung vortrefflich, an Trinksprüchen für das Brautpaar fehlte es nicht und die Stunden flogen. Dann und wann erschien Ini Rudolf wieder als das übermütige Kind von früher, die Schüchternheit ihm gegenüber verwehte, sie lachte und plauderte mit ihm wie sonst. Wie entzückend ihr diese Heiterkeit stand! Und doch vergaß das „Hausmütterchen", wie Anna sie genannt, keinen Moment ihre Gäste, sorgte für alle und bewegte sich mit einer stillen Anmut in jenem geräuschlosen Kommen und Gehen, Dienen und Tragen, die Rudolf bezauberte. Er fand das Mädchen unbeschreiblich reizend.

„Welche Blumen wirst Du morgen tragen, Ini?" fragte er einmal, als sie eben eine Schale mit Erdbeeren herbeitrug. „Ich muß als Dein Ritter doch selbstverständlich dieselben Blüten im Knopfloch meines Brautführerfracks tragen! So gehört es sich."

Sie sah ihn ein wenig verwirrt an: „Ich dachte Veilchen zu nehmen, Paul weiß, es sind meine Lieblingsblumen."

„Dann werde ich mich wohl in aller Frühe an der grauen Mauer umsehen müssen, sonst läßt Du mir nichts übrig", scherzte er.

„Ist nicht nötig, ich besorge ein Sträußchen für Dich, Onkel Rudi!"

Als man sich später trennte, die Tante war müde und ließ sich von ihrem alten Freunde Walter heimgeleiten, und das Brautpaar war schon voraus in den Garten hinuntergegangen, da bat Rudolf noch um ein einziges Lied: „Für mich allein, Ini!"

Sie zögerte einen Moment, dann fragte sie leise.

„Doch wohl ein Veilchenlied?"

„Ja, und zwar jenes Lied, das Du mir damals in die Fremde geschickt, in Deinem letzten Briefblatt: Ludwig Bergers blaue Veilchen."

„Aber das ist nie und nimmer ein Polterabendlied!"

„Die beiden sind ja längst drüben im Garten —"

„Was schadet das."

Ohne ein Wort weiter setzte sie sich ans Klavier und sang:

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte,
Als ich zum erstenmal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte —"

Rudolf stand an der offenen Gartenthür und schaute in die Nacht hinaus und auf zum gestirnten Himmel. Die süßen Töne, die Worte bewegten ihn mächtig. Das Herz war ihm so übervoll. Seine Gedanken flogen weit und immer weiter, hin übers Meer, zu jenem fremdartig schönen, todkranken Geschöpf, das jetzt seinen Namen trug. Aber keine Spur von Sehnsucht war es, die sein Herz erfüllte

in der Erinnerung an sie, er fragte nur immer und immer wieder mit angstvoller Beklommenheit: wie würde Dolores in diesen Rahmen passen? Könnte sie jemals glücklich sein hier unter den Meinen? Kann jemals eine Brücke errichtet werden zwischen ihr und ihnen? Und ich sollte drüben mit ihr leben und atmen Jahr aus Jahr ein, — — ohne den Veilchenduft des deutschen Frühlings? Unmöglich — undenkbar!"

„Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchens Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Das junge Weibchen führte.
Was Wunder, wenn in Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt von allen Blumen — — —"

sang eben Ini.

Er wandte sich zu ihr, die da im matten Lichtschein am Klavier saß wie ein Stück Frühling selber, und jene Nachtigallentöne und die süß schwermütige Weise gehörten eben zum Bilde.

Da schwebten die Schlußworte und Töne leise wie ein Hauch zu ihm hin:

„Und als der Tod mir Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden:
Doch nicht von dunklem Rosmarin
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte — —"

„Nicht wahr, es ist schön?" fragte jetzt Ini leise

und erhob sich. „Aber für heute ist's doch viel zu traurig! Komm, wir wollen den andern nachgehen! Ich hätte es nicht singen sollen!"

Sie warf ein weißes Tüchelchen über ihr Haar und knotete es unter dem Kinn fest zusammen. „Jetzt bist Du wieder die kleine Ini", sagte er, das frische Blumengesicht in Gedanken verloren anschauend. „Du wirst mir Dein Veilchenlied noch oft singen müssen, es ist bezaubernd trotz aller Traurigkeit."

„Wie gefielen denn die Worte jener Fremden da drüben, der schönen Dolores?" fragte sie, während sie an seiner Seite die Steinstufen in den Garten langsam hinunterging.

Es war doch nicht mehr die kleine Ini, die hatte doch immer lachend und plaudernd an seinem Arm gehangen, dachte er plötzlich.

„Ich glaube, sie verstand sie nicht recht", antwortete er zerstreut.

„Nelken wind' ich und Jasmin
Und es denkt mein Herz an ihn" — —

Dergleichen Blumenlieder liegen ihrem Verständnis näher!"

„Ich werde Dich noch oft nach ihr fragen, ich weiß nicht, warum ich so viel an sie denken muß. Nicht wahr, es geht ihr besser?"

„Wohl noch nicht! In den nächsten Tagen hoffe ich bessere Nachrichten zu erhalten!"

„Ini, wo bleibst Du?" rief nun Paul herüber. „Anna will Dir gute Nacht sagen!

Da lief sie rasch von ihm fort zu den anderen hin. Man trennte sich, — die Lichter in den beiden Nachbarhäusern erloschen gar bald.

Aber Ini lag noch lange wach.

„Warum er kein Bild von ihr mitbrachte", dachte sie. „Ob er ihr wohl sein Bild schenkte? Die Arme, sie wird ihn nie wiedersehen. Ob ihr das wohl leid that? Was sie ihm wohl zum Abschied gesagt haben mag? Warum er uns nur so wenig von ihr erzählt? — Und morgen, morgen werden wir zusammen tanzen, er und ich! Und übermorgen, da werde ich wie die Anna es bis jetzt gethan, die Bücher und den Schreibtisch in seinem Zimmer abstäuben! Wie schön ist doch das Leben!" Mit diesen Kinderfragen und Gedanken sank die kleine Ini in den ruhigen Schlummer der Jugend und des reinen Herzens.

Die Trauung in der kleinen, blumengeschmückten katholischen Kirche war vorüber, das ganze Städtchen nahm teil daran, aber es war keine weinende sondern eine glückstrahlende Braut, die Rudolf nach der Feier in seine Arme schloß, seine Schwester folgte dem Manne ihrer Liebe mit frohem, dankerfüllten Herzen. Nur als sie ihr Gesicht an die Schulter des Bruders lehnte und flüsterte: „Hätten das unsere Eltern erlebt!" füllten sich ihre sanften dunklen Augen mit Thränen.

Wie das alles so ganz anders war als dort drüben an jenem schwülen Abend, als die Hand der tod=

kranken Braut in der seinen lag! Eine beklemmende Traurigkeit preßte ihm das Herz zusammen bei dieser Erinnerung, die selbst ein Blick auf die frühlingsfrische Brautjungfer, die ihm nicht allein für diesen feierlichen Akt, sondern für den ganzen Tag zur Gefährtin beigegeben war, nicht zu verscheuchen vermochte. Und dennoch suchte er immer wieder ihre kinderfrohen Augen, wie ein Dürstender nach einem frischen Trunk greift. Wie reizend ihr der Veilchenkranz und das schlichte weiße Kleid standen! Er meinte, nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben.

Später, als das junge Ehepaar verschwunden war und irgend jemand sich an das Klavier seiner Mutter setzte, um ein Tänzchen zu spielen, da sah er Ini vor sich stehen und hörte sie fragen: „Wir tanzen doch heute noch zusammen, Onkel Rudi?" Er schützte zuerst Kopfweh vor, im Banne der Gedanken an die Kranke dort drüben aber als er Inis enttäuschtes Gesichtchen sah, brachte er's nicht übers Herz ihr eine Freude zu nehmen. Er erhob sich rasch, schlang den Arm um ihre schlanke, durch keinen Fischbeinpanzer eingeengte Taille und wirbelte mit ihr fort. Seine Augen blickten dabei auf das blonde Köpfchen nieder, der Duft des Veilchenkranzes berauschte ihn, die leicht gesenkte Mädchenstirn hob sich zuweilen und Inis Augen, voll von Kinderfreude, begegneten den seinen in nächster Nähe. Der liebliche Mund teilte sich über den kleinen weißen Zähnen zu einem Lächeln, in der Lust des Tanzes. Sie erinnerte ihn

plötzlich an ein altes Bild der Wertherschen Lotte, das ihm immer so gefallen und er meinte sie im nächsten Augenblick sagen zu hören wie eben jene: „Es geht mir nichts über das Tanzen!“ Auch ihn selber überkam, die weiche, schöne Gestalt im Arme, ein nie geahntes Vergnügen an dieser leichten Bewegung. So tanzten sie denn weiter und immer weiter, bis der alte Kantor seine Hand auf Rudolfs Arm legte und lachend rief: „Denken Sie doch an die Stimme der Sängerin, der solch tolles Tanzen gar nichts nützt! Sie sind ja wie jener dämonische Wassermann, der nicht eher ruht, als bis er die schöne Jungfrau von Tübingen in den Fluß tanzt, wo sie beide natürlich elendiglich versinken!“ Der junge Mann gab seine Tänzerin sofort tiefatmend frei und fragte lachend: „Ist's nun genug, Ini? Jetzt sind wir aber auch fertig miteinander für heute!“

„Das ist schade!“ antwortete sie lächelnd.

Sie war weder erhitzt noch atemlos, nur das Bild einer beglückten Tänzerin.

Er tanzte wirklich an jenem Abend nicht mehr, weder mit Ini noch mit einer anderen, aber seltsam unangenehm berührte es ihn doch, sie in den Armen anderer dahinwirbeln zu sehen. Und dennoch, wie durfte er es ihr untersagen, er hatte ja nicht das kleinste Recht dazu. Aber es trieb ihn hinaus aus dem Saal, hinab in den stillen Garten, wo er ruhelos auf und nieder ging. Allmählich verblaßte denn auch das bunte Festbild, Mitternacht nahte und so zogen

sich, der Sitte der kleinen Stadt gemäß, die Gäste zurück.

Die Tante war erschöpft, Ini begleitete sie in ihr Zimmer.

„Gute Nacht, Ini", sagte Rudolf noch und reichte ihr die Hand hin, „wirst Du mir wirklich morgen früh den Kaffee bereit stellen zur gewohnten Stunde nach Deiner heutigen Anstrengung?"

„Anstrengung? Ach, Onkel Rudi, es war ja so schön! Ich hätte die ganze Nacht hindurch bis in den hellen Morgen hinein tanzen können! Warum gefiel Dir das Tanzen so wenig?"

„Vielleicht nur zu gut, Ini", antwortete er leise und sah ihr tief in die Augen.

„Mich laßt aber schlafen morgen, so lange ich Lust habe!" rief noch die Tante zurück.

Ini saß bereits mit einer Handarbeit am Frühstückstisch, als Rudolf herunterkam, und lächelte ihm entgegen, frisch wie eine Rose. Jede Spur des gestrigen Festes war bereits aus den Räumen entfernt.

„O, ich bin viel früher aufgestanden als Du ahnst", rief sie dem Eintretenden entgegen, „die unterirdischen Helferinnen, die Scheuerfrauen nämlich, stellten sich bereits um fünf Uhr ein und da war auch ich unten." Während des Geplauders kam eine überseeische Depesche, Ini legte sie neben seine Frühstückstasse.

Sie sah, wie Rudolf erblaßte beim Empfang.

Aber das Blatt schien nur wenige Worte zu enthalten; als er gelesen, legte er das Papier schweigend beiseite. Das junge Mädchen wagte nicht zu fragen, aber sie sah ihr Gegenüber ängstlich an. Ein Telegramm war für Ini an sich etwas so Wichtiges, Erschreckendes, und so meinte sie, müsse es für jedermann sein. Seine Augen aber begegneten ihrem Blick ruhig und er sagte, als ob er auf eine Frage antwortete: „Der Zustand der armen Dolores ist leider noch der gleiche."

Halb scheu, halb mitleidig bemerkte Ini: „Wer weiß, wenn wir Dich nicht so unabweisbar gerufen hätten, wärst Du gewiß noch bei ihr geblieben und vielleicht würde dies besser gewesen sein!"

„Warum solches „Wenn"? Es ist, wie es nun einmal ist", antwortete er da, und seine Stimme klang hart, „ich bin jetzt endlich bei Euch, Gott Dank! Was hilft das Grübeln über abgeschlossene Thatsachen. Ich will aber an die Arbeit, Ini. Du verzeihst, wenn ich Dich verlasse, ich habe gar zu viel in den letzten Tagen versäumt. Auf Wiedersehen zur Mittagsstunde!"

Die folgenden Wochen vergingen so schnell wie im Traum und gleichwohl war doch ein Tag wie der andre. Die drei Zurückgebliebenen lebten sich in raschester Weise miteinander ein. Von dem jungen Ehepaar liefen glückliche Briefe ein, Paul zeigte eine erschreckende Gleichgültigkeit gegen sein Amt und gegen seinen Stellvertreter, die Rückkehr der beiden Glücklichen verzögerte sich um eine ganze Woche.

Rudolf arbeitete in der That fleißig, ordnete seine Pflanzen, korrespondierte mit den verschiedenen Gelehrten, machte stets nach dem Frühstück wie vor dem Abendbrot einen längeren Spaziergang und saß dann mit den beiden Frauen, der alten Dame und Ini im Garten, rauchte seine Cigarette und plauderte. Zum Schluß sang Ini stets noch auf seinen besondern Wunsch ein paar Lieder, während er vor dem offenen Fenster auf der schmalen Terrasse auf und nieder ging. Es war nicht möglich, das sagte er sich wiederholt, sich ein süßeres Stillleben zu denken. Rudolf erschien sich selber nach den Aufregungen der letzten Zeit und der langen Reise wie ein Rekonvalescent, den man hegt und pflegt, und der sich das mit einem unendlichen Wohlbehagen und in dem beglückenden Gefühl wiederkehrender Gesundheit gefallen läßt. Dies erquickende Dasein erfuhr denn auch keine Änderung, als das junge Ehepaar wieder im Nachbarhause schaltete und waltete. Die Tante ließ ihr Pflegekind nicht fort und Ini blieb auch, ohne sich im geringsten zu sträuben. Das Herüber und Hinüber der beiden Häuser war ohnehin ein so reges, daß von einer Trennung der beiden Haushaltungen kaum die Rede sein konnte. Die Arbeit des Gelehrten schritt zu seiner eigenen Genugthuung rüstig vorwärts, im nächsten Frühjahr hoffte er sie selber nach der Residenz und Universität bringen zu können. Die Rosen blühten und verblühten, der Herbst schlich heran, selten und immer seltener wurden

die Nachrichten von jenseits des Meeres, die Meldung einer Wandlung des Zustandes brachte keine. Allmählich legte sich die Aufregung Rudolfs beim Anblick der Briefblätter und Depeschen, er resignierte.

Er wiederholte sich zwar täglich, daß er im nächsten Sommer hinüber müsse, um sein junges Weib zu holen, aber er schob diesen Gedanken doch mit ängstlicher Hast von sich, wie lange war es noch hin bis zum nächsten Sommer! Er wunderte sich nur zuweilen, keinerlei Nachrichten vom Arzte zu erhalten, obgleich er ihn doch direkt brieflich um ausführliche Darstellungen der Krankheit seiner Frau gebeten hatte. Jeden Tag nahm er sich vor, eine Generalbeichte vor seinem Schwager abzulegen, aber eine seltsame Bangigkeit schloß ihm immer wieder die Lippen, wenn er reden wollte. Weshalb war denn dies Geständnis so namenlos schwer? War doch das, was er gethan, kein Verbrechen! Es war ihm aber oft, als ob er leichter einen Mord als seine Verheiratung bekennen würde!

Da brachte ihm Ini eines Morgens beim Frühstück ein großes Briefcouvert. Ihre kleine Hand zitterte, als sie es ihm hinreichte, und als er zu ihr aufsah, gewahrte er einen jähen Farbenwechsel in ihrem Gesicht. „Was ist, Ini?

„O, nur ein wenig Neugier", antwortete sie, aber ihre Stimme klang ihm fremd und ergriff ihn seltsam. „Schilt mich nur tüchtig. Sieh, das Couvert hier enthält sicher die Photographie der Fremden von drüben!"

„Möglich!" sagte er, mit dem sichtlichen Bemühen, ruhig zu erscheinen und einem schwachen Versuch zu scherzen, „ich werde sie nachher herunterbringen; einstweilen, zur Strafe für kleine, neugierige Mädchen, bleibt das Couvert geschlossen."

Ja, es war Dolores, und das wohlgetroffene Bild ergriff den Empfänger. Sie lag auf jenem Ruhebett, das er kannte, aus Fluten von Spitzen tauchte der Kopf auf mit dem schwarzen, gelösten Haar, ihre Hände hielten einen Rosenstrauß. Mit verzehrender Glut blickten die Augen zum Beschauer. Auf der Rückseite aber stand: „A mon époux adoré!"

Rudolf ging sofort aus, um einen Rahmen zu kaufen, und zwar den hübschesten, den er finden konnte, und schob selbst das Bild ein, ehe er es seiner Schwester brachte.

Jetzt war die beste Gelegenheit da, jetzt wollte und mußte er reden.

Aber Ini war eben drüben, und die beiden Frauenköpfe neigten sich über das Bild.

„Sie ist schön, Deine Freundin", sagte seine Schwester, „schön wie eine fremde, aber schon welke Blume! Es ist ein Glück, daß Du ihr noch zur rechten Zeit entwischtest, Rudi, das wäre keine Frau gewesen für einen deutschen Gelehrten! Es ist gut, daß ich das Bild nicht vor Monaten sah, ich würde mich tüchtig geängstigt haben, hätte ich Dich in dieser täglichen Herzensgefahr gewußt!"

Rudolf fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen

stieg bei diesen Worten, um die Welt hätte er jetzt nicht Jnis Augen begegnen mögen. Sein Lachen klang deshalb so gezwungen, als er ausrief: „Meinst Du denn, daß ein deutscher Gelehrter durchaus eine ganz besondere Frauenspecies brauchte, um glücklich zu sein?“

„Ganz gewiß. Jhr habt keine Zeit, die stete Sorge für eine Frau auf Euch zu nehmen, wie diese Frau hier auf dem Bilde es unbedingt verlangen würde, Jhr müßt eben umsorgt werden, damit Eure Arbeitsmuße Euch ungeschmälert bleibe. Die Frau muß zuerst für Euch da sein und nicht Jhr zuerst für die Frau. Heiter und frisch muß sie neben Euch stehen, nicht daliegen wie Deine fremdländische Prinzessin, die auf ihren Sklaven wartet. Und dann, Art gehört einmal zu Art: der Deutsche zur Deutschen.“

„Aber ich denke, wenn eine Frau einen Mann liebt, so ist das in der ganzen Welt dasselbe — sie fügt sich.“

„Aber sicherlich fügt sich eine Ausländerin nicht auf jene Weise, die nun einmal ein deutscher Gelehrter braucht und brauchen wird, solange es deutsche Gelehrte giebt“, rief die junge Frau erregt. „Diese da wird niemals den Zauber eines deutschen Heims begreifen, wo die Frau nun einmal, sage man was man wolle, die zweite Rolle spielt.“

Er nahm schweigend das Bild aus der Hand der Schwester. Sein Blick streifte dabei das junge Mädchen und er erschrak über ihre Blässe und den

fast qualvollen Ausdruck ihrer Augen, die an ihm hingen. Eine seltsame Empfindung durchschauerte sein Herz, halb Schreck, halb unbeschreibliches Glücksgefühl: wie ein Schleier zerriß es vor seinen Augen.

Das war also der geheimnisvolle Schlußaccord jener reizenden, unverstandenen Weisen, die Inis Briefblätter erfüllt hatten, das wunderbare „Ende vom Lied", das berauschende Etwas, das in ihren Liedern zitterte: das junge Mädchen liebte ihn! War es denn möglich? Und die Wonne, die ihn durchflutete bei dieser plötzlich hereinbrechenden Erkenntnis, zeigte ihm, daß auch sein ganzes Sein und Wesen voll Glut und Leidenschaft sich zu ihr hinneige in heißester Sehnsucht. Er hätte ihr entgegenjauchzen, immer und immer wieder ihren Namen nennen mögen. Welche Lust, diese bangen Augen mit Küssen zu bedecken, diese blühende Gestalt an sich zu ziehen mit den leisen Worten: „Was zagst Du, lächle wieder, denn ich liebe nur Dich — Dich allein und für alle Zeit!"

Aber nur einen Moment währte dieser Rausch, dann legte sich eine Eishand lähmend auf sein Herz, wie Erstarrung durchschlich es seine Adern, der Gedanke war unabweisbar da: Du bist der Gatte einer andern!

Er nahm das Bild aus der Hand der Schwester, schob es in seine Brusttasche, nahm seinen Hut und sagte kalt: „Laßt uns keinen Streit beginnen um dies ferne Wesen, ich muß Euch jetzt verlassen, denn ich

habe dringend zu arbeiten! Gehst Du mit hinüber, Ini?"

„Sieh, Kleine", antwortete Anna lachend, „da hast Du gleich einen Beweis von der Tyrannei des deutschen Mannes. Eben gekommen, läuft er wieder fort und entzieht auch Dich mir. Nun denn, auf Wiedersehen heut abend bei uns!"

Ob er wohl arbeitete, der junge Gelehrte, als er sich allein sah? Ach nein, das war unmöglich! Ruhelos wanderte er auf und ab, hin und her in seinem Zimmer. Unten im Garten hörte er die Stimmen der beiden Frauen. Er blickte ihnen verstohlen nach. Ini führte die alte Dame auf und ab. Sie löste sich aber im Weitergehen einmal von ihrem Arm, um ein paar eben aufgebrochene Rosen zu pflücken. Wie reizvoll und mädchenhaft waren alle ihre Bewegungen, wie leicht der Schritt, wie bezaubernd die Frische ihres ganzen Wesens. Und drüben die lässige, kranke Schönheit, die ihre Arme nach ihm ausstreckte! „Ich muß Ini meiden fortan!" schrie es in ihm auf, „Anna muß alles erfahren und sie wird Rat schaffen, eines von uns beiden muß fort, entweder vollende ich meine Arbeit in der Universitätsstadt oder Ini wird Sängerin!" Er stöhnte auf bei dieser Vorstellung, warf sich in seinen Sessel und begrub sein Gesicht in seine Hände.

Als die alte Magd die Lampe brachte, fuhr er in jähem Schrecken empor, wie lange hatte er denn geträumt? Der Garten lag schon in der Sommer-

dämmerung, die Bäume rauschten vom Nachtwind bewegt, der eben aufstand, drüben im Hause des jungen Paares waren die Fenster erleuchtet.

„Kommst Du bald, mein Junge?“ rief die Tante aus dem Garten herauf. „Wir gehen hinüber!“

Er trat ans Fenster. „Bitte, entschuldige mich drüben“, bat er mit unsicherer Stimme, „ich kann heute durchaus meine Arbeit nicht unterbrechen!“

„Aber das Essen?“ tönte es klagend zurück.

„Schicke mir etwas herauf!“

„Aber wir haben ja nur etwas Kaltes.“

„Desto besser!“ gab er lachend zurück.

Rudolf versuchte nun wirklich zu arbeiten, aber es währte nicht lange, so legte er die Feder nieder, denn von drüben überm Garten her drangen die Töne der schönen, dunklen Stimme zu ihm: Ini sang Schumann-Eichendorffs wunderbares Lied:

Es rauschen die Wipfel und schauern,
Als machten um diese Stund'
Um die halb versunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund' u. s. w.

„— Wie von künftigem großen Glück —“ wiederholte der Lauschende wie im Traum.

„Kein Glück für Dich, nie und nimmer!“ rief es in ihm.

Seit jenem Tage erschien das Leben im Hause verändert, Rudolf blieb soviel als möglich in seinem Arbeitszimmer und ging zu dem jungen Ehepaar nur hinüber, wenn er wußte, daß Ini nicht drüben war.

War er im Hause selbst mit ihr zusammen, bei Tisch, so fand sie ihn zerstreut und wortkarg. Auch bat er sie nie mehr zu singen. Wie sie grübelte und sann, was sie ihm wohl gethan, warum er sich nur ihr gegenüber so verändert zeigte! Aber sie klagte nicht, niemanden hätte sie über ihre Herzenssorge ein Wort zu sagen vermocht. Sie wurde nur blaß und blässer, der leichte Schritt schwerer. Arme, kleine Ini!

Das junge Paar war viel zu sehr in sein neues Glück versunken, als daß eines von beiden die Wandlung im Nachbarhause bemerkt hätte, und die gute Tante fand es nur zu natürlich, daß ein Gelehrter sich um nichts kümmerte als um seine Bücher. Die Nachrichten von „drüben" liefen jetzt wieder spärlicher ein, der junge Gatte selber aber schrieb unter Qualen die versprochenen Briefe zur festgesetzten Zeit. Wenn dies Leben dort nun doch erlöschen sollte, vielleicht schon erloschen war?! Er wagte nicht sich diese Frage zu beantworten, es stürzte wie Wellen über ihn hin bei dieser Vorstellung.

Ini, Ini!

Und sollte er jetzt reden?

Es mußte ja bald irgend welche Entscheidung kommen, sagte er sich immer wieder, war es dann nicht Zeit genug Allen zu beichten? Jeder Tag ließ ihm aber ein Bekenntnis schwerer erscheinen, das er als eine immer schwerer drückende Last auf der Seele fühlte. So ging Woche auf Woche, Monat auf Monat vorüber. Die Nachrichten von drüben meldeten in

lakonischer Kürze einen unveränderten Zustand und betonten doch zugleich die Notwendigkeit eines Wiedersehens im Frühling. Dolores selbst schrieb nur abgerissene Sätze, glühende Liebesworte.

Eines Morgens kehrte Rudolf früher als sonst von seinem gewohnten Spaziergang zurück. Er stieg die Treppe hinauf in sein Arbeitszimmer.

„Schon?" rief ihm die Tante nach, die eben über den Flur trippelte. „Du wirst Ini noch beim Staubwischen finden, ich schickte sie erst vor einer Viertelstunde hinauf, jage sie nur fort! Du kommst ungewöhnlich zeitig und das Kind mußte mir erst noch bei den Gurken helfen!"

„Soll geschehen!" gab er heiter zurück.

Er trat in sein Zimmer. Nein, Ini war nicht mehr da. Aber dort — neben seinem Schreibtisch — schimmerte da nicht ein helles Frauenkleid, tief am Boden hinschleifend? Versteckte sie sich vor ihm in einer Anwandlung von Übermut, wie einst die kleine Ini? Im Nu war er zur Stelle. Großer Gott! — was sah er denn da? — Ini lag in tiefer Ohnmacht hin gesunken, der Kopf ruhte auf dem Sitz seiner Chaiselongue, ihre Hände aber umklammerten das aus dem Rahmen gelöste Bild der Tropenblume: — Dolores. — Der Rahmen selbst lag zerbrochen am Boden. Offenbar war er ihr aus der Hand geglitten, als sie das Bild wieder und wieder beschaut, und ihre Augen hatten jene magischen Worte lesen müssen: „à mon époux adoré." Ein halbunterdrückter Schrei entfloh nun

den Lippen Rudolfs. Sanft richteten seine bebenden Hände das gesunkene Köpfchen auf, dann schlangen seine Arme sich um die schöne Gestalt — er hob sie empor und bettete sie an seine Brust. Die Flechten des herrlichen goldenen Haares lösten sich und fielen schwer auf seine Schulter. „Ini, geliebte Ini"! flüsterte er leidenschaftlich. „Komm zu Dir! Ich bin bei Dir, ich, der Dich nur liebt und Dir alles, alles alles gestehen will. Ini, meine Ini! höre mich!"

Sein Ruf erweckte sie, ihre Augen blickten ihn plötzlich an mit dem Ausdruck seliger Freude. Die Arme hoben sich, um sich um seinen Nacken zu schlingen; sie hatte offenbar nur das Bewußtsein seiner Nähe und seiner Liebe. Er zog sie jetzt so fest an sich, als wollte er sie nie mehr aus seinen Armen lassen, und seine Lippen berührten ihren jungen Mund voll trunkener Leidenschaft. Ein Moment vollen Glückes war ihnen gegeben.

„Laßt euch daran genügen — ihr armen Sterblichen", flüsterte der Engel der Barmherzigkeit, der an ihnen vorüber schwebte.

Im nächsten Augenblick schon entwand sich Ini den sie umschlingenden Armen, die Besinnung kehrte zurück, auf den Wangen wechselten tiefe Blässe mit glühender Röte, sie erhob sich mühsam und legte das Bild, das ihre Hand krampfhaft festgehalten, in seine Hände.

„Gott wird uns diesen Augenblick vergeben!" sagte sie leise. „Ich gehe, Rudi! Allen Engeln Dank, daß

sie mir einen Weg zeigen, ich darf nicht mehr in Deiner Nähe bleiben!"

„Aber ich lasse Dich nicht, Du mußt nun alles hören, meine Beichte, Du weißt ja nicht, wie alles kam. Der Himmel wird barmherzig sein, o Jni, ich liebe nur Dich allein und werde Dich ewig lieben!"

„Ich darf nichts mehr hören und will nichts mehr hören", antwortete sie mit todestraurigem Blick. „Wozu auch? Kein Wort, kein Schwur ändert mehr die unabwendbare Notwendigkeit unserer Trennung. Mache mir's nicht noch schwerer, leb' wohl für immer! Ich gehe zu meinem alten Lehrmeister, er muß Rat schaffen. Darf Anna alles wissen?"

Er neigte den Kopf. „Da Du alles erfuhrst, vor wem brauchte ich mein unseliges Geheimnis denn noch zu verbergen?" antwortete er finster.

„Aber nicht Du, mein armer Engel, sollst die Heimat verlassen — ich, der Schuldige, werde gehen. Noch heute reise ich ab nach der Residenz. Dort vollende ich meine Arbeit und erwarte die Entscheidung meines Geschicks. Die letzten Nachrichten von drüben brachten keinerlei Klarheit über den Verlauf der Krankheit Dolores'."

„Alle Engel mögen ihr Glück schenken", murmelte Jni. „Ich begreife jetzt, wieviel sie litt und noch leidet!" Sie glitt an ihm vorbei, er hielt sie nicht, aber noch ein Blick voll verzweifelnder Liebe traf sie, als sie die Lider hob, ein Blick, vor dem sie zusammenschauerte, voll Wonne und Qual, dann schloß sich die

Thür hinter ihrer schönen Gestalt. Der Abschied der beiden Liebenden war vorüber.

Rudolf hielt Wort. Nach einer langen Unterredung mit Schwester und Schwager reiste er ab, ohne Ini wiederzusehen. Der Tante wurde keinerlei weitere Mitteilung über die Gründe dieses schnellen Entschlusses gemacht. „Man berief mich hin und ich habe zu folgen“, sagte er ihr nur. „Auf Wiedersehen hoffentlich, in einigen Wochen.“ — —

Ach, er hätte Meer und Land zwischen sich und Ini legen mögen in seines Herzens Verzweiflung. Der Postwagen, der ihn hinwegtrug, war eben an dem stillen Kantorhause vorübergerollt, als die heisere Glocke an der Thür dort hart anschlug — der alte Mann selber öffnete. Seine Schülerin war es, die auf der Schwelle stand. Ihr todblasses Gesicht leuchtete ihm aus dem roten Tuche, das es umschloß, fast geisterhaft entgegen.

„Aber, Ini, so spät? Was ist geschehen?“

„Ja — spät, aber ich hoffe nicht zu spät, um eine Bitte zu Ihnen zu tragen“, antwortete das Mädchen mit fremder Stimme. „Schreiben Sie für mich nach H . . ., aber gleich, bitte, bitte! Ich möchte sobald als möglich dahin abreisen, um Ihren Lieblingswunsch zu erfüllen: ich will Sängerin werden. Die Meinigen haben es erlaubt.“ — —

Es war im Spätherbst, als der junge Gelehrte, der in Arbeit vergraben, das denkbar einförmigste

Stillleben in der Residenz führte, seit er die Heimat verlassen, eine Depesche aus Hamburg erhielt von seinem Schwiegervater, mit der Bitte, sofort sich nach Hamburg in das Alsterhotel zu begeben, um wichtige Mitteilungen von einem Herrn Johnston in Empfang zu nehmen, der dort seiner warten werde. Rudolf zögerte angesichts dieses in sehr bestimmter Weise ausgesprochenen Wunsches denn auch keinen Moment und begab sich unverzüglich, freilich in unsagbarer Aufregung, auf die vorgeschriebene Reise. Es konnte nach diesem Telegramm nur etwas in sein Geschick Eingreifendes sein, das man ihm auf solchem Wege kundgeben wollte; ohne Zweifel eine Vorbereitung zum Bösen oder Guten. In wilder Flucht jagten sich deshalb seine Gedanken. Ach, er wagte keinen festzuhalten. Vermessene Wünsche stiegen auf in seinem Herzen, die er nicht zu unterdrücken vermochte, aber er faltete unwillkürlich die Hände mit der Bitte, daß Gott ihm helfen möge aus diesem furchtbaren Conflict siegreich hervorzugehen. Auf die Kunde einer Befreiung vermochte er noch nicht zu hoffen, sein Herz sträubte sich dagegen und dennoch empfand er seine Erregung allein schon als eine schwere Sünde gegen Dolores, diese seine Pflegerin in eigener schwerer Krankheit, sein angetrautes Weib. Wie namenlos hatte er doch gelitten seit seiner Selbstverbannung aus der Nähe Ini's, wie litt er noch Stunde um Stunde! Ja, es war ihm, als wachse seine Sehnsucht nach ihren Augen, nach ihrer Stimme von Tag zu Tag. Ihre

Gestalt stieg immer wieder auf, aus den Büchern, in die er sich gewaltsam vergrub, ihre Hand legte sich auf die Blätter seiner Manuskripte, wenn er schrieb, ihr süßer Hauch streifte ihn, und er hörte die Worte:

„Du sollst nicht arbeiten, denn ich bin da, Du sollst an mich denken, nur an mich!"

Direkt erfuhr er ja nichts von ihr, Anna schrieb nur an den Rand ihrer Briefe stets lakonisch: „Ini ist gesund und studiert fleißig." Alle seine Fragen nach ihr blieben unbeantwortet; daß sie längst nach H. mit der Tochter ihres alten Lehrers gereist war, hatte man ihm verschwiegen. So suchte und sah er sie noch fort und fort in den alten bekannten Räumen, deren Sonnenschein sie gewesen, und ahnte nicht, daß sie längst daraus entschwunden.

Aber er wußte seit jener damaligen tiefernsten Unterredung mit seiner Schwester und seinem Schwager, daß es beider Lieblingswunsch gewesen, Ini als seine Lebensgefährtin zu sehen, und daß ihr Kinderherz von jenen Tagen, als sie seine Schülerin gewesen, nur erfüllt gewesen sei von dem Veilchenduft der ersten, reinsten frühlingsfrischesten Liebe für ihn, daß sie nichts ersehnt, nichts geträumt als ihn und nur ihn. Die treuen Herzen beklagten in innigstem Mitgefühl nun beide, kein Wort des Tadels für ihn war gefallen. Ein Verhängnis nannten sie das Leid, das ihn und die „kleine" Ini getroffen. — Das waren die qualvoll-süßen Erinnerungen, die ihn aber jetzt begleiteten auf jener hastigen Reise nach Hamburg, die kein Ende zu

nehmen schien und doch schon in wenigen Stunden ihr Ende erreicht hatte. Mit einem Herzklopfen, das ihm fast die Besinnung nahm, totenblaß und bebend trat er in das angegebene Hotel und ließ sich sofort bei dem als „Johnston" bezeichneten Herrn melden, den er schon von der letzten Station aus von seiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigt hatte. Die Entscheidung nahte unaufhaltsam; Rudolf hatte sich nicht einmal einen Moment der Erfrischung, der Ruhe gegönnt, vorwärts, um Gottes willen, vorwärts! Was war geschehen, was würde im nächsten Moment an ihn herantreten? — —

Man führte ihn auf seine hastige Frage in einen eleganten Salon und bat ihn zu warten. Warten, noch warten, wo jede Minute ihm als eine Ewigkeit erschien! — Es dunkelte vor seinen Augen, er schritt ruhelos auf und ab und starrte auf die Wände, auf den Teppich, jeder Gegenstand prägte sich ihm mit einer Schärfe ein, die ihn gradezu physisch schmerzte. Da endlich ein Geräusch, eine Portiere wurde zurückgeschlagen, — der Kopf seines Schwiegervaters zeigte sich. Die kleine gedrungene Figur schob sich ein wenig vor, die Miene war ernst, seine Hand winkte ihm. Kein Wort fiel. Rudolf eilte ihm nach mit schwankendem Schritt, kein Zweifel, — das Schlimmste war geschehen! Arme Dolores! Halb besinnungslos folgte der junge Mann der voraneilenden Gestalt. Da öffnete sich plötzlich eine Thür und auf ihrer Schwelle stand — die Arme nach ihm ausbreitend,

blaß und mit verklärtem Lächeln seine junge Frau: — Dolores.

„Mon époux adoré“, schwebte es von ihren Lippen, dann lag sie an seiner Brust.

„Endlich doch einmal eine gelungene Überraschung!“ hörte er noch mit dem bekannten hellen Lachen seinen Schwiegervater sagen. Dann überstürzte es ihn wie ein brausender Strom, Funken blitzten auf und regneten auf ihn nieder, eine schwarze Decke breitete sich zu seinen Füßen aus, er ließ seine junge Frau aus seinen Armen in den nächsten Sessel gleiten; dann sank Rudolf besinnungslos zu Boden.

An der Riviera, auf dem Wege nach Bordighera lag vor Jahren eine schöne Villa. Dolores steht über dem vergoldeten Thor des herrlichen Gartens. Ein deutscher Gelehrter lebte dort mit seiner fremdländischen Frau, deren eigenartige Schönheit damals viel Aufsehen erregte. Ein bildhübscher Knabe wuchs dem Paare heran, mit den blauen Augen und dem blonden Haar seines Vaters, der Abgott seines Großvaters, der sich ebenfalls in der Nähe angekauft und neben dem Bruder ein kleines dunkellockiges Mädchen, das man Ini genannt hatte. Man erzählte sich, daß das Ehepaar zwar sehr zurückgezogen aber offenbar auch sehr glücklich lebe. Die dunkeläugige Frau schien ihren Mann leidenschaftlich zu lieben. Der bekannte Gelehrte selber reiste viel und arbeitete viel, seine hochinteressanten, wissenschaftlichen botanischen Werke hatten seinen Namen

bereits in alle Welt getragen. Da seine Frau das deutsche Klima nicht vertrug, so hatte er sich mit ihr von Hamburg, wo man zuerst sich niedergelassen, in der Riviera angesiedelt. Die Frauen beschäftigten sich viel mit seiner vornehmen Erscheinung. In seinem Gesicht und seinem Wesen lag etwas Verschlossenes, Schwermütiges. Der Blick war tiefernst. Aber das alles wandelte sich seltsam, wenn die kleine, süß plaudernde und lachende Ini auf seinen Knien saß, man meinte dann, einen wunschlos Glücklichen zu sehen.

In jedem Frühjahr kam aus Deutschlaud ein liebenswürdiger Arzt mit seiner Frau und seinen beiden hübschen Knaben zum längeren Besuch. Frau Anna hatte ihre fremdartige Schwägerin allmählich liebgewonnen, wenn sie auch im stillen, ach, wie sehr, sagte sie Keinem, ihrem Bruder eine deutsche Frau gewünscht hätte, und keine inniger als — die kleine Ini. Aber über ihre Lippen kam dieser unerfüllt gebliebene Wunsch nicht einmal mehr ihrem Manne gegenüber.

Und Ini selber?

Ach, sie war längst hinübergegangen, gerade zur Veilchenzeit. „Überanstrengung," wie die Leute einst behauptet und „Erkältung" hatten ihr eine lange Krankheit gebracht. Es war schade, meinte man da draußen: sie war doch auf dem besten Wege zu einer ruhmvollen Carriere als Sängerin.

„Laßt mich nur nach Hause, dann werde ich rasch wieder gesund," bat sie. Und das alte Haus hatte

dann auch endlich seinen Sonnenstrahl an einem kalten Wintertage wieder. Aber alle Sorge und zärtliche Pflege der Ihrigen wollten sie doch nicht wieder so rasch gesund machen, als sie selber und mit ihr alle, die sie liebten, es zu erwarten schienen. Weshalb nur die Genesung so lange zögerte?! — — Aber sie wartete so zuversichtlich und geduldig weiter: wenn erst die Veilchen blühten an der alten Mauer, dann müßte ja alles wieder gut werden! Die holde Schubert-Melodie vom Frühlingsglauben schwebte noch, geisterhaft leise, von den jungen Lippen mit dem Refrain: „Nun muß sich Alles wenden!“

Und dies Hoffen trog auch nicht; als man ihr die ersten Veilchen auf die Decke legte, da ging sie sanft ein in den ewigen Frühling. Sie fand es so natürlich, daß der „Onkel Rudi“ hergekommen war zu diesen sonnigen Tagen um die ersten Veilchen für sie an der grauen Mauer zu pflücken, sie fragte gar nicht, wer ihn gerufen? Hätte sie ihm nur dabei helfen können! Das Leid jener einen Schreckensstunde war wohl längst ausgelöscht, der Name Dolores störte die arme glückliche Ini nicht mehr, er war jetzt bei ihr, was durfte sie mehr verlangen! Und es konnte ja nimmermehr eine Sünde sein, daß sie noch einmal, nur ein einziges Mal, ihr müdes Köpfchen an seine Brust legte und seinen Atem über ihre Stirn hinwehen fühlte.

„Denkst Du noch an mein Veilchenlied?“ fragte sie ihn eines Abends mit erlöschender Stimme. „Wenn ich gesund bin, singe ich Dir's noch einmal! Und

nenne mich nur noch ein einziges Mal Deine kleine Ini! Aber — „Onkel“ kann ich doch nicht mehr sagen — nie mehr!“ schloß sie lächelnd und errötend unter seinem leisen Kuß.

Und dann war es ganz so wie in jenem Liede, das ihn einst so tief ergriffen, er legte ihr den letzten Kranz auf das stille junge Herz, das nur ihn geliebt:

„— — Doch nicht von dunklem Rosmarin:
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte — –“

Wenn auch die Welt nichts von der kleinen Ini erfuhr und sogar die, welche ihr einst so nahe gestanden, in dem Hasten der Tage selten mehr Zeit fanden ihrer sich zu erinnern, Einer vergaß sie nicht und sehnte sich nach ihr, wie sich eben jedes Menschenherz nach dem Frühling sehnt und — nach seinen Veilchen. Und die blonde Ini war eben auch nur:

„Ein herzig Veilchen!“

Karl von Perfalls Werke.

Vornehme Geister.

Roman. 2 Bände in 1 Band.
2. Auflage. Broschiert 4 M.. Gebunden 5 M..

Die Langsteiner.

Roman. 2 Bände in 1 Band.
2. Auflage. Broschiert 4 M. Gebunden 5 M.

Vicomte Bossu.

Novelle.
2. Auflage. Broschiert 3 M Gebunden 4 M.

Die Heirat des Herrn von Radenau.

Novelle.
2. Auflage. Broschiert 3 M. Gebunden 4 M.

Ein Verhältnis.

Roman.
5. Auflage. Broschiert 4 M. Gebunden 5 M.

Die fromme Witwe.

Roman.
3. Auflage. Broschiert 4 M. Gebunden 5 M..

Natürliche Liebe.

Eine Erzählung.
3. Auflage. Broschiert 4 M. Gebunden 5 M.

Verlorenes Eden — Heiliger Gral.

Roman. 3 Bände.
Broschiert 9 M. Gebunden 12 M.

Wanda.

Schauspiel in 5 Akten.
Broschiert $1^1/_2$ M.